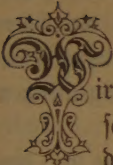


Eine neue Aufgabe für den Clerus.

Von P. Albert Maria Weiß O. Pr.

ir haben uns jüngst die Wahrheit von der Socialdemokratie sagen lassen. Davon können wir Veranlassung nehmen, uns diesmal die Wahrheit über den Socialismus zu sagen. Es ist in der That sehr nothwendig, daß wir uns die ganze, ernste Wahrheit in diesem Punkte vor Augen halten. Denn ohne Zweifel erwächst uns von dieser Seite aus täglich mehr eine Aufgabe, die zu bewältigen unsere volle Kraft erfordert. Der liebe Gott sorgt wahrhaftig dafür, daß dem Priester, der die Zeit erwägt, das Blut in den Adern aus Mangel an Bewegung nicht ins Stocken komme.

Auf dem letzten belgischen Congress für katholische Socialpolitik hat Msgr. D' Hulst die Ansicht ausgesprochen, der Socialismus sei eine ausschließlich ökonomische Partei, die allerdings auch stark in Politik Geschäfte treibe, sonst aber habe er eben soviel nicht zu bedeuten. Es ist das eine Ansicht, die innerhalb unserer Kreise auch sonst manchmal Vertreter findet. Die Socialisten werden auch aus guten Gründen nicht müde, selber bei jeder Gelegenheit diese Meinung zu verbreiten. Dadurch erreichen sie mit leichter Mühe, daß die, welche es zunächst angeht, ihren Blick auf Nebenfragen richten, die Hauptsache aber außer Auge lassen. Inzwischen bleibt jenen Zeit, das Feld, welches sie vorzüglich zu bebauen oder besser gesagt zu verwüsten unternommen haben, mit voller Freiheit in Angriff zu nehmen. Deshalb dürfen wir uns von ihren Versicherungen nicht täuschen lassen, sondern müssen eben aus diesen Veranlassung nehmen, der Sache selber auf den Grund zu sehen. Mit Recht hat sich der verdienstvolle Pfarrer von Mühlhausen, L. Winterer, der gründliche Kenner des Socialismus, dem Ausspruche von Msgr. D' Hulst entgegengesetzt und erklärt, eine solche Unterschätzung von der Tragweite

dieser Bewegung könnte für uns verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen. Er hat das aber nicht bloß zur Warnung für die Theilnehmer am Congresse, sondern zur Belehrung für uns alle gesagt.

Und er hatte entschieden recht. Die Socialisten reden ja wohl auch von wirtschaftlichen Fragen, jedoch nehmen diese bei ihnen einen verhältnismäßig untergeordneten Rang ein. Man wird kaum irre gehen, wenn man sagt, daß diese für sie nur die Dienste eines Agitationsmittels versehen, um die Unzufriedenheit der Massen zu steigern und deren Phantasie durch die Schilderung der herrlichen Zustände aufzuregen, welche sie zu erwarten haben, wenn die neuen Ideen einmal in der Welt zur Durchführung gekommen sein werden. Sonst aber sind ihnen diese ziemlich gleichgiltig, denn ihre eigentlichen Absichten sind auf ganz andere Dinge gerichtet.

Der letzte und hauptsächlichste Zweck des Socialismus ist, um es gleich ohne Umschweife zu sagen, die Vernichtung des letzten Restes von religiösem Glauben. Mit der landläufigen Phrase „Religion ist Privatsache“ verhält es sich genau so wie mit der Behauptung, es sei ihnen einzig um die Herbeiführung einer besseren wirtschaftlichen Ordnung zu thun. Damit soll nur der Welt Sand in die Augen gestreut werden, damit sie die wahre Richtung der ganzen Bewegung nicht beobachte. Es wird wohl auch niemand sein, der sich durch dieses Wort blenden ließe, umsoweniger, als sie ja selbst vielfach in öffentlichen Versammlungen erklärt haben, man könne von ihm nicht abgehen, da sonst die Propaganda unter dem Landvolk, zumal in Gegenden, die noch christlich sind, auf zu großen Widerstand stoßen würde. Es habe übrigens, fügen sie regelmäßig zur Beruhigung heftigerer Geister bei, auch gar nichts zu bedeuten. Denn das wisse ja doch jedermann, daß die Religion von selber ein Ende haben werde, wenn der Socialismus einmal vollständig zur Durchführung gebracht sei.

Wie lange dieses Zuwarten dauern wird, und ob nicht über kurz oder lang eine gewaltthätigere Richtung als die jetzt unter Liebknechts Leitung so zielbewußt voranschreitende Schule die Oberhand erhalten wird, das ist freilich eine andere Frage. Es sind nicht alle so gemäßigt, daß sie den Umsturz der Religion durch langsame, geheime Minengräberei herbeiführen wollen. Vielmehr gibt es im Schoße des Socialismus eine große Anzahl solcher, welche einen rascheren Gang auf das Hauptziel los eingeschlagen zu sehen wünschen.

Es ist aber eine Erfahrung der Geschichte, daß unter solchen Verhältnissen meistens jene den Sieg davontreiben, welche für die größte Rücksichtslosigkeit sind. Solcher Elemente finden sich aber unter den Socialisten in genügender Anzahl. So hat Voigt auf einer Versammlung zu Berlin am 22. Juli 1891 den Vorschlag eingebracht, man solle den Satz „Religion ist Privatsache“, aus dem Programm-Entwurf entfernen und dafür folgenden einsetzen: Von den Beamten der Partei wird verlangt, daß sie mit jedem Dogmenglauben, mit jeder Confession gebrochen haben, und daß sie auf dem Standpunkt der fortschreitenden Vernunft und Wissenschaft stehen, von jedem Parteigenossen wird es gewünscht. Zur Begründung dieses Antrages sagte er unter anderem: Wenn es wahr ist, daß sich die allgemeine Cultur mit dem allmählichen Verschwinden der Religion hebt, so müssen unsere Abgeordneten in diesem Stück mit gutem Beispiel vorangehen. In ähnlicher Weise brachte Rüdt auf dem Parteitag zu Halle im October 1890 folgenden Beschluß in Vorschlag: Die socialdemokratische Arbeiterpartei greift zwar in die religiösen Ueberzeugungen der einzelnen Genossen nicht unmittelbar ein, sie steht aber als revolutionäre Partei auch in religiöser Beziehung auf dem Boden freier wissenschaftlicher Forschung. Infolge dessen verwirft sie principiell jeden Dogmenglauben als eine Quelle geistiger Knechtschaft und als gewaltiges Hindernis des Emancipationskampfes des Proletariats, und bekämpft jede Kirche, die auf Grund der Glaubensdogmen den socialen und politischen Befreiungs-Bestrebungen der Arbeiterklasse entgegentritt. Das ist aber natürlich jede Kirche, sowohl Katholicismus als Protestantismus, wie einer der rührigsten Apostel des Socialismus, J. Stern, in seiner Schrift über die „Religion der Zukunft“ hervorhebt. Selbst vom Judenthum verspricht er sich wenig für die Zwecke der Partei, weil der Monotheismus in diesem zu tief begründet sei, als daß sich eine Fortbildung zu der einzig heilbringenden Religion, zum Monismus oder Pantheismus, erwarten ließe. Für die Verbreitung dieser letzten Religion wirkt denn auch Stern mit aller Macht, weshalb er es sich insbesondere angelegen sein läßt, durch billige Ausgabe von Spinozas Werken für dessen Verbreitung unter die Massen zu sorgen. Nur die freien religiösen Gemeinden stehen auf einem Standpunkt, mit welchem die Socialisten sich vertragen zu können glauben. Auf der 14. Bundes-Versammlung dieser Secten, am 14. August 1891, wurde vorzüglich ihr Verhältnis

zum Socialismus eingehend behandelt. Der bekannte Prediger Scholl erklärte, daß die socialistische und die freie religiöse Bewegung ein und dasselbe Ziel habe. Vogtherr aus Berlin betonte, es kräftigte sich in socialistischen Kreisen immer mehr die Ansicht, man müsse die Kinder von allen confessionellen Einflüssen ferne halten; dann verstehe sich von selber, daß sich deren Freundschaft mit den freireligiösen Gemeinden ganz naturnothwendig mehren müsse.

Auf dieses Ziel wird denn nun auch mit einer Beharrlichkeit losgearbeitet, welche in ihrer Art Anerkennung verdient. Der eben genannte J. Stern hat eine ganze Reihe von kleineren Schriften herausgegeben, in welchen er von den verschiedensten Seiten her immer die gleiche Absicht verfolgt. Daß dies nicht für taube Ohren gepredigt ist, beweisen die vielen Auflagen, welche diese und ähnliche Schriften erleben. Dabei verstehen es alle diese Agitatoren, Stern, Liebknecht, Bebel, und wie sie heißen, den geistigen Hochmuthsdünkel zu wecken, dessen Stachel nirgends besser eindringt als in die Herzen der ungebildeten Massen. Wir, heißt es immer, wir stehen auf der Höhe der geistigen Bewegung unserer Zeit; wir sind im Besiz der ganzen Wissenschaft, wir sind die Erben der Geistesbewegung der vorausgegangenen Zeiten bis heute. Wir sprechen im Namen der Wissenschaft. Wer den Socialismus angreifen will, der muß erst die Wissenschaft aus der Welt schaffen. Solange wir den Standpunkt der Wissenschaft nicht verlassen, sind wir unüberwindlich. Im Namen der Wissenschaft also wird erklärt, daß es keine Religion gebe; Wissenschaft und Religion seien schlechtthin unverföhnliche Gegensätze. Im Namen der Wissenschaft erklärt Stern in seiner Schrift: „Halbes und ganzes Freidenkerthum“ die Freidenker, selbst einen Strauß, für einfältige halbe Leute, die noch bis über die Ohren im alten orthodoxen Sumpfe stäcken. Im Namen der Wissenschaft schreibt er: Die religiöse Weltanschauung ist wissenschaftlich längst überwunden, darüber sind wir wohl alle einig. Im Namen der Wissenschaft hält und veröffentlicht Diebel seine „Religion der Socialdemokratie,“ worin er sagt, der Zweck der Religion werde nur durch den Cult der Materie erreicht. Die cultivierte menschliche Gesellschaft sei das höchste Wesen, woran die Socialisten glauben, auf ihrer socialdemokratischen Gestaltung beruhe ihre Hoffnung, an die Stelle der Religion setzten sie Humanität, denn sie verehrten in der ökonomischen Gemeinschaft den Erlöser, der uns allein vom leibhaftigen Bösen befreien könne. Im Namen der

Wissenschaft erklärt er weiter, daß der Fortschritt oder die Entwicklung der Religion wesentlich in ihrer Auflösung bestehe. An Stelle der Religion trete die antireligiöse Socialdemokratie.

Und damit diese und ähnliche Vorstellungen dem gemeinen Manne recht tief ins Bewußtsein und in das Gedächtnis dringen, faßt man sie in Verse und gibt diese im „socialdemokratischen Liederbuch“ den Parteigenossen in die Hände als Anleitung dazu, selbst ihre Feiern und gemeinsamen Versammlungen durch Verhöhnung aller Religion zu feiern. Immer ist da die Rede von des Zeitgeists eh'rnem Mund, welcher diese neuen Ideen verkündige, von dem freien Menschenthum, welches durch sie erblühen werde, von der festen Burg, welche ihr Bund ohne Gott aus eigener Kraft geschaffen u. dgl. m. Für den Weihnachtstag haben sie eine eigene Weihnachts=Marceillaise, in welcher sie sich vorsingen, daß sie keinen Erlöser haben, wenn sie sich nicht selber helfen. Die göttliche Vorsehung wird als blinder Wahn verhöhnt, nur der Zufall regiere die Welt. Der Glaube an einen lieben Gott sei ungefähr von demselben Werte als das pünktliche Zahlen der Steuern: man erhalte sich wenigstens damit die Gunst der hohen Obrigkeit. Ein sehr feuriges Gedicht der Petroleure, welches die Genossen auffordert, ihre Petroleurenpflicht zu thun und Wahlrecht und Petroleum als ihr Feldgeschrei zu betrachten, bedeutet nach der Auslegung des „Vorwärts“ und anderer Blätter nicht etwa Aufforderung zu politischer, sondern zu religiöser Revolution, nebenbei freilich auch zu politischer Aufklärung; das Petroleum, sagen sie, sei nur Symbol des wahren Lichtes — allerdings für das Zeitalter der Electricität gerade kein Sinnbild, von dem man sagen könnte, daß es auf der Höhe des Fortschrittes stehe.

Nicht minder radical, oder, um in der neuen Sprache zu reden, petroleummäßig geht der Socialismus auch allen bisher geltenden sittlichen Vorstellungen und Lehren zuleibe. Von den zarteren Blüten des christlichen Tugendlebens, von Demuth, Geduld, Opfersinn, ist natürlich bei einer solchen Gesinnung keine Rede mehr. Wie soll bei dem plumpen Prahlen mit Wissenschaft, von dem wir soeben einige Zeugnisse gehört haben, Bescheidenheit Geltung haben? Wer erwartet von einem Manne, der mit der Petroleumkanne in der Welt umherzieht, Hingabe an Gottes Willen? Darum häuft Diegel auf das Christenthum soviel Zornesausbrüche, weil es den Ton auf unmäßige Ergebenheit, auf die stumm zur Schlachtbank geführte Schafsnatur

lege. Aber selbst jene sittlichen Grundsätze und Einrichtungen, auf welchen nach allgemeiner Annahme aller früheren Zeiten die menschliche Gesellschaft als auf ihrer Grundlage ruht, finden in den Augen der neuen Secte keine Gnade mehr. Das gilt ganz besonders von der Ehe. Zwar werden die Socialisten stets sehr böse, wenn man auf diesen Punkt hindeutet. Das zeigt aber allein schon, daß sie kein gutes Gewissen haben, und fordert uns umsomehr auf, etwas genauer zuzusehen. Es ist übrigens schon zum Voraus leicht zu begreifen, welches ihre Lehren in dieser und in verwandten Fragen sein müssen, wenn wir ohne Ende von ihnen hören, daß ihre ganze Anthropologie auf Darwin, dem größten Ruhm unseres Jahrhunderts, dem geistigen Vater von Marx, ihrem wissenschaftlichen Abgott, ruhe. Der Mensch, sagt Bebel, ist ein Thier, wenn auch das höchste aller Thiere. Demgemäß spricht er auch von dem Recht und der Pflicht zur Ehe und zur willkürlichen Auflösung der Ehe, wie man eben von diesem Standpunkte aus reden kann. Die Stellen sind so oft angeführt worden, soweit sie sich anführen lassen, daß wir sie bei unseren Lesern als bekannt voraussetzen. So aber reden auch die für das Volk geschriebenen populären Schriften und die täglich unter die Massen geworfenen Blätter. Immer ist die heutige Zwangs- und Veräußerliche Ehe ein durch und durch ihrem Wesen nach unsittliches Institut, das Eingreifen der Religion in Ehesachen scheußliche Tyrannei und das Auseinandergehen der Verheirateten nach ihrem Gutdünken ein unveräußerliches Recht der Natur.

Wie es bei diesen Grundsätzen über die Ehe mit den Anschauungen über Keuschheit bestellt sein mag, läßt sich unschwer errathen. Der Socialismus verfehlt zwar nicht, in diesem Stücke der modernen liberalen Welt gegenüber den strengen Sittenpredigern zu machen, und wir wollen nicht sagen, daß er nicht meistens recht hätte. Wenn er nur sich selber von dem Treiben unterschiede, das er so strenge brandmarkt! So aber braucht man nur einen Blick in Sterns obenangeführte „Religion der Zukunft“ zu werfen, um zu wissen, daß der Socialismus noch viel weiter über alle Grundsätze der natürlichen Scham hinweg ist, als selbst der Liberalismus in seinen äußersten Vertretern. Da spottet Stern zum Beispiel über den bekannten Aesthetiker Vischer, der wahrhaftig keine Rathhäusermoral predigt, daß er mit komischer Rigorosität gegen die harmlosen Entblößungen auf Bällen und ähnlichen Festen eifere. Also, ruft er,

nicht einmal diese spärliche Erquickung an der natürlichen Aesthetik soll dem Auge gegönnt sein! Die Scham über Dinge, welche wir zu verhüllen und zu verschweigen pflegen, behauptet er, sei nur durch Herkommen und Einbildung bedingt; wenn Eduard von Hartmann solche und ähnliche Dinge ekel und schamlos nenne, so kennzeichne das eben auch die Absurdität seiner Philosophie des Unbewußten. Sie — also die Socialisten — läsen Stellen wie die bei Homer im 14. Gesang der Ilias über Zeus und Here oder über Odysseus und Kalypso im 5. Gesang der Odyssee nicht mit faunistischem Lächeln, sondern mit Andacht. Deshalb müsse man dem modernen Geschlecht vor allen übrigen Schriftstellern Göthe empfehlen, denn dieser rede doch von der Sinnlichkeit derart, daß man gleich wisse, woran man sei. Unbedingt müsse der Völkernerziehung und der Religion der Zukunft Spinozas Lehre zugrunde gelegt werden: die Dinge zu genießen und sich an ihnen soviel als möglich zu vergnügen, ohne es bis zum Ueberdruß zu treiben, sei eines weisen Mannes durchaus würdig. In dieser und in noch viel schlimmerer Weise, die weiter zu verfolgen wir hier Anstand nehmen, wird also von Seite des Socialismus die Moral des Zukunftsstaates gepredigt. Fürwahr, wenn das nicht darauf angelegt ist, den Massen die letzten Ueberreste von Sittlichkeit aus den Herzen zu reißen, dann müssen wir doch fragen, was noch unsittlich genannt werden soll. Dagegen will es wenig bedeuten, wenn der „Vorwärts“ zur sittlichen Veredlung der Arbeiterbevölkerung eine Blütenlese von Versen mittheilt, die er gelegentlich des Berliner Weihnachtsmarktes auf Pfefferkuchen geklebt findet. Unter vielen anderen heißt es da:

Das Lieben ist leicht sehr,
Aber das Treubleiben schwer.

— Auf einem anderen Pfefferkuchen stehen die zarten Verse, welche natürlich weiteren Kreisen nicht vorenthalten werden dürfen:

Ich lieb' dich aus Herzensgrund
Wie der Ochs sein Heugebund,
Und wenn er es gefressen hat,
Bin ich deiner auch schon satt.

Das also ist der eigentliche Kern, das der wahre Zweck des Socialismus. Es soll mit den letzten Resten der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aufgeräumt werden, und zwar vollständig und, was die Hauptsache ist, überall, ganz besonders in der Arbeiterklasse, im

niederer Volk. Das letztere macht eben das Wesen des Socialismus aus und bildet das Merkmal, durch welches er sich von den übrigen Bewegungen dieser Art unterscheidet. Die Freimaurerei sei, meint Diezel, ein halbes, oberflächliches Ding, denn sie greife die christliche Weltanschauung nicht entschieden an, und rechne von vorneherein nur auf gewisse höhere Classen. Die Freidenker-Bereine, sagt Stern, ließen auch noch viel zu wünschen übrig, jedoch berechtigten sie wenigstens zu schönen Hoffnungen auf gedeihlichen Fortgang, wenn sie anders die größte Klippe vermeiden, welche sie zu fürchten hätten, den Dilettantismus. An diese Bestrebungen anzuknüpfen, den Monismus rücksichtslos zum Glauben der Zeit zu machen, und das ganze niedrige Volk für diese Richtung zu gewinnen, das also sei die Aufgabe des Socialismus. Allerdings habe sich der Mensch aus seinem thierischen Ursprung heraus bis jetzt einigermaßen civilisirt. Aber der thierische Ursprung sei doch noch überall viel zu deutlich bemerkbar. Das Affenthum, der Pavianismus, gucke noch an allen Enden und Ecken heraus. In den socialen, politischen, moralischen, intellectuellen, ästhetischen Verhältnissen — von der Religion ganz zu schweigen — sei noch immer viel mehr vom Affen als vom Menschen zu verspüren. Aber rastlos arbeite der Mensch voran: Er müsse die Reste der Thierheit überwinden und im vollen Sinne des Wortes Mensch werden, indem er eine wahre Cultur schaffe an Stelle der Affencultur oder der übertünchten Barbarei. Das aber könne nur dann geschehen, wenn der Cultur eine solide Basis gegeben werde, die atheistische, pantheistische, socialistische.

Es wird genug und mehr als genug sein, um uns zu überzeugen, daß der Socialismus sich mit ganz anderen Dingen befaßt als denen, welche er zur Täuschung gutmüthiger Menschen auf sein Banner schreibt. Es ist eine Gefahr ohnegleichen für den Bestand der christlichen Gesittung und Cultur. Bisher hat sich der Unglaube immer in einer gewissen Höhe der Gesellschaftskreise bewegt und es absichtlich vermieden, tiefer hinabzusteigen, weil sich seine Verbreiter, die Herren von der fatten, zahlungsfähigen Moral, wie sie Heine nennt, immer sagten, es wäre um sie selber geschehen, wenn die Massen ihre Grundsätze annähmen. Daher wünschten sie selbst, daß die niedrigen Massen von den Grundsätzen, die sie unter sich predigten, möglichst wenig erfahren möchten, damit nicht die ganze Weltordnung in Trümmer gehe. Aber das Geheimnis ist aus der Schule geschwätzt worden,

und nun sind es gerade diese unteren Classen, welche sich der Lehren der Freidenker und der Freileber mit besonderem Eifer und leider auch mit Schrecken erregendem Erfolge bemächtigen. Was aus der Welt werden soll, wenn die Grundsätze, welche der Socialismus unter die Arbeiter wirft, wirklich zum Gemeingut dieser Kreise werden, ist schwer vorauszusagen. Jedenfalls ist es darauf abgesehen, das gemeine Volk der letzten Erinnerungen an den Glauben und an die Sitte des Christenthums zu berauben. Das ist der eigentliche Kern und der Zweck des Socialismus.

Worin also die neue Aufgabe, welche uns daraus erwächst, besteht, liegt in dem Gesagten bereits ausgesprochen. Bisher hatten wir Grund zu glauben, wir müßten uns mit unseren Versuchen, den Unglauben abzuwehren, den Glauben zu vertheidigen und zu begründen, hauptsächlich an die sogenannten gebildeten Stände wenden. Nunmehr dürfte es Zeit sein, daß wir uns rüsten, unsere apologetischen Bemühungen auch auf die niederen Classen auszudehnen.

Das Rundschreiben „Rerum novarum“ und seine Sittenlehren.

Von P. August Behmkuhl S. J., Professor in Exaeten (Holland).

I. Das Eigenthumsrecht und dessen sittliche Begrenzung.

Das Rundschreiben Leo's XIII. „Rerum novarum“, welches sich selbst als ein Lehrwort über die Arbeiterfrage betitelt, können wir auch einfachhin das päpstliche Document über die sociale Frage nennen. Die brennenden Punkte in der socialen Frage werden dort nach den christlichen Principien, deren Hort und Erklärer der heilige Stuhl ist, klar und lichtvoll erörtert.

Zunächst ist es das Eigenthumsrecht im Sinne von Privateigenthum, welches gegen die Umsturzideen der Socialdemokratie als heilig und unantastbar erklärt wird, aber nicht im heidnischen Sinne einer schrankenlosen und willkürlichen Befugnis, sondern im christlichen Sinne eines Rechtes, von dessen Gebrauch man Gott dereinst strenge Rechenschaft abzulegen hat.

Sehen wir uns zunächst die lichtvollen theologischen Beweise des Eigenthumsrechtes an. Der erste Beweis ist entnommen aus der Natur des Menschen als vernünftig-sinnlichen Wesens. Als sinnliches Wesen bedarf der Mensch der äußeren Güter zum Gebrauch; als vernünftiges Wesen hat er Herrschaftsrecht über sie, mithin Besitz und Eigenthum. Die sinnliche Natur und all deren Bedürfnisse hat er mit dem Thiere gemein. Auch dieses bedarf der äußeren Dinge

dieser Erde, doch in einer niederen Weise, als der Mensch. Das Thier wird eben vom Instincte geführt und geleitet, vom Instinct der Selbsterhaltung und dem der Fortpflanzung. Dieser doppelte Trieb entwickelt und bethätigt alle Kräfte und Fähigkeiten des Thieres und bestimmt mit Naturnothwendigkeit die einzelnen Bewegungen und Acte. Dieser doppelte Trieb und alle Strebefähigkeit des Thieres erhält seine Befriedigung durch den augenblicklichen Gebrauch und Genuß der vorhandenen äußeren Dinge; es kann nicht weiter gehen, weil es in der Sinnlichkeit aufgeht und diese nur von den Einzeldingen als solchen angeregt wird. Ganz anders der Mensch. Freilich hat er in vollem Maße die sinnliche Natur; darum steht es auch ihm, gewiß nicht weniger als dem Thiere, zu, die sinnlichen, körperlichen Dinge zu genießen. Allein mit der sinnlichen Natur ist das Wesen des Menschen nicht erschöpft; sie ist nur die niedrigste Hälfte, zur Unterwürfigkeit und zum Dienste der höheren Hälfte bestimmt. Was den Menschen zum Menschen macht, ihn vom Thiere wesentlich unterscheidet, das Höhere und Edlere in ihm, das ist eben die Vernünftigkeit. Die Vernunft ist es, welche die ganze Sinnlichkeit beherrschen muß. Die Sinnlichkeit aber weist nothwendig den Menschen an die äußeren Güter dieser Erde, deren er bedarf. Sowie also die Vernunft im Menschen ein wahres Herrscherrecht hat über die Sinnlichkeit in ihm, so hat sie auch ein wahres Herrscherrecht über die äußeren körperlichen Dinge, an deren Gebrauch der sinnliche Theil des Menschen gewiesen ist. Das ist aber nichts anderes, als Besitz- und Eigenthumsrecht, und zwar Eigenthumsrecht nicht bloß an den Dingen, welche durch Gebrauch verbraucht werden, sondern auch an den Dingen, welche einen ständigen Gebrauch zulassen.

Diesem Beweis aus dem bloßen Wesen des Menschen und seinem vernünftig-sinnlichen Sein fügt Leo XIII. einen anderen Beweis hinzu, der noch eine weitere Entwicklung des vorigen in sich enthält, den Beweis aus der Bethätigung der menschlichen Vernunft und der Aufgabe des Menschen als vernünftigen Wesens. Eben weil der Mensch mit Vernunft begabt ist, ist er Herr seiner Handlungen und muß frei sich selbst bestimmen. Wenn auch abhängig von der alles leitenden Vorsehung Gottes, muß der Mensch dennoch für sich selber Vorsorge treffen und darum in seinen Handlungen und Entschlüssen nicht nur auf den gegenwärtigen Augenblick, sondern auch auf die Zukunft schauen, dasjenige wählen, zu dem sich selbst bestimmen, was er für jetzt und für später als das Geeignete und Zuträgliche ansieht. Weil er aber in all seinen Handlungen von den sinnfälligen Dingen abhängig ist, muß er nicht bloß für den gegenwärtigen Augenblick, sondern auch für die Zukunft den Gebrauch der nöthigen äußeren Güter sich sichern, sie also dauernd besitzen und sich zu eigen machen können. Und eben weil er beständig der äußeren Güter bedarf, weil ein Bedürfnis das andere drängt, so muß der Mensch berechtigt sein, sich auch eine ständig

fließende Quelle der Gebrauchsgüter zu eigen zu machen, mit andern Worten, er muß nicht nur bewegliche Güter, sondern auch unbewegliche Güter im Privatbesitz haben können, zumal Grund und Boden, der zuletzt die einzige Quelle ist, aus welcher der Bedarf an den nothwendigsten Dingen sich stets ergänzt.

Ein dritter neuer Beweis wird entnommen aus der Aufgabe des Menschen, sofern man ihn in der Familie betrachtet. Es steht dem Menschen frei, entweder für sich seine Lebensaufgabe zu lösen, oder durch Schließung des Ehebundes den Grund zu einer neuen Familie zu legen. Wenn nicht höhere Beweggründe ihn das ehelose Leben vorziehen lassen, so drängt die Natur den Mann von selber dazu, als Familienvater sich und sein Werk über die kurze Zeit des persönlichen Erdenlebens hinaus auszudehnen und gleichsam zu verewigen. Als Familienhaupt aber bedarf der Mensch erst recht der äußeren Güter, nicht bloß nach dem Maßstabe des Bedarfes von Augenblick zu Augenblick, sondern des ständigen, gesicherten Besitzes auch auf die Folgezeit hin. Hat er ja doch als Haupt der Familie für all seine Angehörigen zu sorgen; drängt es ihn doch, allen nach Möglichkeit eine gesicherte, ausreichende Existenz zu verschaffen: das ist unmöglich ohne den dauernden Besitz von irdischen Gütern, die er auf seine Nachkommen übertragen könne.

Und da kann nicht, wie der Papst sehr wohl bemerkt, die staatliche Fürsorge herangezogen werden, welche die Einzelnen mit den nothwendigen Gütern bedächte und selbe unter sie vertheilte. Der Einzelne und die Familie ist älter als der Staat. Die Rechte, welche aus der Natur des einzelnen Menschen und aus der Natur der Familie hervorgehen und zu deren Bestand nöthig sind, müssen darum als unantastbar gelten und können von der staatlichen Gewalt nicht aufgesogen, durch sie nicht ersetzt werden. Zwar soll die Erde mit ihren Gütern dem gemeinsamen Wohle aller und des ganzen Menschengeschlechtes dienen; aber das hebt den Privatbesitz nicht auf. Nicht alles kann jedem dienen und zugehören. Was einmal der Einzelne in Besitz genommen oder erworben hat, und auf was er seine Kräfte bethätigt, seine Arbeit verwendet hat: das könnte nur mit Unrecht ihm entzogen oder durch bloß gemeinsamen Gebrauch mit andern ihm theilweise entzogen werden; es hieße dies der Frucht seiner Arbeit und Mühen ihn berauben; es hieße der menschlichen Thätigkeit den erforderlichen Sporn nehmen, dem Wohlstande und dem Aufblühen allseitigen Schaffens in Kunst und Gewerbe und Geschicklichkeit das Grab bereiten. Wir haben hier den vierten Beweis aus der Nothwendigkeit für die gedeihliche Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens und der ganzen menschlichen Cultur. Das Recht des Privatbesitzes und Eigenthumerwerbes ist also in der Natur des Menschen tief begründet, eine Anordnung des Urhebers der Natur, des allregierenden Gottes. Und was Gott schon in die Natur des Menschen hineingeschrieben hatte, das hat er noch deutlicher durch

sein Offenbarungsgesetz dem Menschen kundgethan. Auf den Gesetzes-
tafeln, welche durch das Christenthum nicht abgeschafft, sondern ver-
vollkommenet wurden, steht als einer der Fundamentalsätze der socialen
Ordnung: Du sollst nicht stehlen, ja: Du sollst nicht einmal begehren
deines Nächsten Acker oder irgendwelches Eigenthum. Die Verletzung
dieses Grundsteines socialer Ordnung ist vor den Augen Gottes so
schwer, daß sie nach dem Zeugnisse des hl. Paulus, wenn ungefühnt,
die ewige Verdammnis nach sich zieht. „Irret euch nicht, weder Diebe
noch Räuber werden das Reich Gottes besitzen.“ (I Korinth. 6, 9. 10.)
So fest gegründet ist also das Privateigenthumsrecht; denn daß
dieses eben durch jene strengen göttlichen Gesetze geschützt wird, ist
klar, weil die Rede ist von Aneignung oder Begehr fremden
Eigenthums, von Besitzthümern, welche Einzelnen zu eigen zugehören.

Aber eben weil das Eigenthumsrecht ein gottgegebenes Recht ist,
so ist es nicht zur Befriedigung der Willkür und der Launen des
Menschen gegeben. Im Gebrauche und in der Verwendung desselben,
was der einzelne Mensch sein nennen darf, ist er, sobald selbständig
geworden, nicht an die Controle anderer und an Rechenschaftsablage
ihnen gegenüber gebunden; wohl aber an die Rechenschaft vor Gott.
Um die freie, ungehinderte Selbstethätigung seiner Kräfte, die freie
Verfolgung selbstgewählter Ziele zu ermöglichen und zu erleichtern,
ist dem Menschen für die Erdenzeit das Eigenthumsrecht gegeben
und das erworbene Eigenthum von Gott heilig erklärt; allein es soll
eine vernunftgemäße Verwendung sein, zu vernünftigen, menschen-
würdigen Zwecken; widrigenfalls begeht der Mensch einen Mißbrauch
seines Rechtes, gewissermaßen ein Unrecht an dem Schöpfer selbst
und an den leblosen Geschöpfen, welche ihrem gottgewollten Zwecke
entfremdet werden.

Schön und ernst zugleich führt Leo XIII. in seinem Rund-
schreiben dieses aus, wo er von den Lehren spricht, welche Christus
und die Kirche denen mahnend zurufen, die mit Glücksgütern reichlich
gesegnet sind: Die Glücksgüter haben die Bestimmung, dem Menschen
zu dienen und ihm in der Erreichung seines dereinstigen, ewigen
Zieles, auf welches das diesseitige Leben nur eine Vorbereitung ist,
zu helfen. Leider werden sie durch die Verkehrtheit und sündhafte
Neigung des Menschen ihm gar leicht ein Fallstrick und ein Hindernis,
so daß er über den Genuß der hinfälligen irdischen Dinge die
ewigen Güter vergißt, statt durch den gottgefälligen Gebrauch jener
diese sich zu erwerben. Die Kirche mahnt daher die mit Glücks-
gütern Gesegneten, daß Reichthum von Mühsal nicht frei mache,
noch zur Erlangung der ewigen Seligkeit nütze, daß er derselben sogar
leichter ein Hindernis sei und daß die auffälligen Drohungen Jesu
Christi die Reichen mit Furcht erfüllen müßten, daß über den Ge-
brauch der Glücksgüter einst vor dem Richterstuhl Gottes strengste
Rechenschaftsablage bevorstehe. Eine wichtige und tiefgreifende Lehre
verkündet die Kirche über die Verwendung der Reichthümer und zwar

bringt sie dieselbe nicht bloß zur Kenntniz, sondern trägt sie auch ins praktische Leben hinein. Diese Lehre wurzelt darin, daß der rechtmäßige Besitz der Güter vom rechtmäßigen Gebrauch unterschieden werden muß. Der Besitz ist in der Natur des Menschen begründet; dieses Besitzrecht ausüben ist zumal beim geselligen Zusammenleben der Menschen nicht bloß erlaubt, sondern durchaus nothwendig. Es ist erlaubt, so drückt sich der hl. Thomas aus, daß der Mensch Eigenthum besitze; und für das menschliche Leben ist es auch nothwendig. Wenn man aber fragt, wie der Gebrauch der Glücksgüter sein müsse, dann antwortet die Kirche ohne alles Bedenken: Was den Gebrauch betrifft, so soll der Mensch die äußern Dinge nicht ausschließlich für sich, sondern als gemeinsame Sachen besitzen, insofern er nämlich sich leicht dazu verstehen soll, andern in der Noth davon mitzutheilen. Daher sagt auch der Apostel: „Den Reichen dieser Welt befehl, daß sie leicht geben und mittheilen.“ (1 Tim. 6, 17. 18.) — So fast wörtlich das Rundschreiben.

Der Papst fährt dann weiter fort und entwickelt an der Hand des hl. Thomas von Aquin, wann und wie diese Pflicht des Auswendens an Nothleidende vorliege. Es sei nicht Pflicht, sich dessen zu entschlagen, was erforderlich ist, um die eigenen Bedürfnisse und die der Seinen zu befriedigen, meist auch nicht, dessen was zum standesgemäßen Leben gehört. Aber wenn dem Bedürfnis und den Anforderungen eines standesgemäßen Lebens Genüge geschehen, dann beginne die Pflicht, von dem Ueberflüssigen dem Bedürftigen mitzutheilen. Diese Pflicht sei zwar keine strenge Rechtspflicht, welche der Bedürftige erzwingen könne, wenn nicht etwa im Fall äußerster Noth, sondern eine Liebespflicht, die von Menschen nicht erzwingbar sei. Also die Pflicht der Reichen, ihren Ueberfluß für andere nützlich zu machen, besteht nach der kirchlichen Lehre unzweifelhaft. Die Grenzen dieser Pflicht, die Unterscheidung von schwerer und nicht schwerer Pflicht näher zu ziehen, unterläßt der heilige Vater, vielleicht weil es zu schwierig ist, durch allgemeine Grundsätze dies klarzustellen, vielleicht auch, weil die christliche Liebe auf diese Unterscheidung nicht warten und nicht fragen soll, wann sie müsse, sondern zusehen soll, wann sie könne. Er verweist auf Christus als Gesetzgeber und Richter, der zur Milnthätigkeit auf so vielfache Weise anregt, indem er uns zuruft: „Geben ist seliger als empfangen,“ und indem er die Werke der Barmherzigkeit, die man den Armen erzeige oder verweigere, beim dereinstigen Gericht so anzusehen verspricht, als ob sie ihm selber erzeigt oder verweigert wären. Schön faßt dann das päpstliche Rundschreiben die Aufgabe über den Gebrauch der Glücksgüter in das eine Wort zusammen: „Wer Ueberfluß an Gütern empfangen hat, der hat sie deshalb empfangen, damit er sie zu seiner eigenen Vervollkommenung gebrauche, aber auch wie ein Diener und ein Organ der göttlichen Vorsehung sie zum Nutzen der andern verwende.“

Welch tief sittliche Auffassung liegt nicht in diesen Worten sowohl bezüglich des Eigenthumserwerbes, als auch des Eigenthumsgebrauches. Ich sage, auch bezüglich des Eigenthumserwerbes; denn kein Vernünftiger erwirbt die Güter, um zu besitzen, sondern um sie zu gebrauchen. Der Zweck, welcher den Gebrauch zu bestimmen hat, muß also auch der Leitstern sein, welcher beim Erwerb dem Menschen vorschwebt und seine Handlungen lenkt. Die christliche Auffassung über den Zweck der irdischen Güter und deren Gebrauch schließt zunächst jede sündhafte Art und Weise im Erwerbe aus, vor allem solche, die auf Ungerechtigkeit beruhen würde, dann aber auch solche, die gegen den Mitmenschen Härte und Lieblosigkeit in sich schließen müßte. Das Rundschreiben nennt zwei dieser Erwerbsarten, ohne jedoch näher auf dieselben einzugehen, die eine, welche an sich ungerecht ist, die andere, welche eine Gefahr der Ungerechtigkeit und noch viel leichter die Gefahr grober Lieblosigkeit in sich birgt. Die erstere ist der Erwerb durch den unersättlichen Wucher, mag er offen oder verkappt auftreten; die andere ist das künstliche Monopolisiren der Industrie oder doch das Zusammenziehen derselben in die Hände einiger weniger, so daß Nebenbuhler nicht geduldet werden, der Warenpreis aber zu willkürlicher Höhe geschraubt, der Preis der Arbeit willkürlich tief gedrückt werden kann.

Daß gerade diese beiden großen Wunden des wirtschaftlichen Verkehrs und des Gütererwerbes berührt wurden, ist für unsere Zeit von Wichtigkeit. Offener Diebstahl oder Betrug verstößt zu sehr gegen den auch noch so blassen Schein von Sittlichkeit und fällt zu peinlich auch in solche Gewissen, welche nur die Furcht vor Polizeistock oder öffentlicher Schande in Thätigkeit setzt. Allein die Ungerechtigkeit und überhaupt die Sittenwidrigkeit, welche im Wucher und vielfach auch im künstlichen Monopol liegt, ist unserer Zeit fast unverständlich geworden und kaum dem Begriffe nach bekannt geblieben. Leo XIII. brandmarkt den Wucher durch das kurze Wort: „Nicht bloß einmal hat ihn das Verwerfungsurtheil der Kirche getroffen; aber habgierige und gewinnsüchtige Menschen betreiben ihn immer wieder unter anderer Form.“ Ueber das wiederholte Verwerfungsurtheil der Kirche haben wir uns schon früher mehrmals geäußert, speciell in den „Stimmen aus Maria Laach“, Bd. XVI., wenn auch weniger, um die Verderblichkeit und Unerlaubtheit des Wuchers in seiner Ausdehnung zu zeigen, als um das kirchliche Zugeständnis einer mäßigen Zinsnahme unter den bestehenden Verhältnissen mit den früheren Zinsverböten in Einklang zu bringen und zu zeigen, daß der kirchliche Wucherbegriff und das Wucherverbot grundsätzlich dieselben geblieben sind und auch bei den anscheinend entgegengesetzten Erlassen als unveränderte Grundlage dienten. Aehnlich entwickelt der Verfasser seine diesbezüglichen Anschauungen in seiner *Theologia moralis* I. n. 1105 ff. Wir beschränken uns deshalb hier auf einige kurze Worte. Die ganze kirchliche Lehre und Gesetzgebung,

im Einklang mit der gesunden Philosophie, sträubt sich gegen die Annahme, als ob das Geld aus sich, über seine Veranschlagung oder seinen Verbrauch hinaus, eine frucht- oder nutzbringende Sache sei und deshalb für die zeitweilige Abtretung einer Geldsumme außer der Rückzahlung dieser noch ein Verzins, also die Rückzahlung eines Mehrwertes, berechtigterweise gefordert werden könne. Von Nutzen kann erst die Rede sein, wenn und insofern das Geld veranlagt ist in nutzbringenden Betrieben, insofern es also in Verbindung tritt mit menschlicher Arbeit und Industrie; und zwar ist es in dieser Verbindung nutzbringend nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar, mittelst der gegen Geld eingetauschten, durch dasselbe repräsentierten werterzeugenden Gegenstände. In dieser Verbindung und durch dieselbe leistet es Beihilfe in der Wert- und Nutzerzeugung und kann so auf einen gewissen Theil des erzeugten Gesamtnutzens Anspruch erheben. Daraus folgt erstens, daß durch die Veränderung in der Lage der Industrie und Volkswirtschaft das Geld auch eine veränderte Bedeutung erhalten kann, und daß daraufhin die Möglichkeit eines Gewinnes und die Erlaubtheit eines Gewinnbezuges wegen Darangabe einer Geldsumme an andere zu verschiedener Zeit verschieden beurtheilt und rechtskräftig geregelt werden kann. Es folgt aber auch zweitens, daß die Höhe des Anthells, welchen das Geld auf den durch Industrie und Arbeit erzeugten Gesamtnutzen erheben darf, zwar nicht aus sich selber scharf bestimmt werden kann, sondern der allgemeinen Schätzung und Uebereinkunft unterliegt, daß er aber, um nicht unbillig oder gar ungerecht zu sein, innerhalb bescheidener Grenzen sich halten muß. Ihm fällt nur die Beihilfe, die Rolle der Erleichterung bei irgend welcher Werterzeugung zu. Deshalb müßte es als ein Zeichen einer im allgemeinen ungerechten Anthellsvertheilung gelten, nicht nur wenn dem Gelde der Löwenantheil, sondern auch wenn ihm nur ein gleicher Antheil wie der Arbeit zufiele. Wir nennen es eine im allgemeinen ungerechte Anthellsvertheilung, ohne daß damit alle Einzelfälle getroffen werden sollen.

Betreffs des Monopolisierens gewisser Industriezweige oder Bildung von Ringen zwischen den Industriellen deutet der heilige Vater eher die in wirtschaftlicher Beziehung bedauerliche Wirkung an, als daß er sich auf Entscheidung über die Ungerechtigkeit eines derartigen Verfahrens einließ. Und in der That ist es nicht so leicht festzustellen, wo bei diesem Verfahren die sittliche Unzulässigkeit beginnt; umsoweniger, wenn erörtert werden soll, ob bloß die Nächstenliebe oder zugleich auch die strenge Gerechtigkeit verletzt werde. Ungerechtigkeit wird begangen, wenn jemand trügliche Mittel anwendet, um für sich, oder für sich im Verein mit wenigen, irgend einen Geschäftszweig ausschließlich zu behaupten. Ferner wird Ungerechtigkeit auch in dem Falle begangen, wenn zwar nicht trügliche Mittel zur Erreichung des ausschließlichen Betriebes ins Werk gesetzt sind, allein nach wirklicher Erreichung des ausschließlichen Betriebes beliebig

hohe Preise genommen werden, höhere, als nach vernünftiger allgemeiner Schätzung der höchst zulässige Preis sein dürfte. Die meisten Gottesgelehrten sind der Ansicht, daß bei jener Schätzung selbst abgesehen werden müsse von den durch das Monopol geschaffenen Verhältnissen, daß vielmehr nur diejenige Preishöhe maßgebend sein dürfe, welche ohne Eintritt des Monopols sich würde ergeben haben. Jedenfalls dürfen die durch das Monopol geschaffenen Verhältnisse nicht preisbestimmend sein, wenn man auch nicht sofort jeden Einfluß auf eine gewisse Preiserhöhung, falls sie nicht zu bedeutend ist, als mit der Makel der Ungerechtigkeit behaftet ansehen muß. Weit leichter aber als eine Verletzung der strengen Gerechtigkeit liegt eine Verletzung, auch eine schwere Verletzung, der Nächstenliebe vor: diese wird schon begangen, wenn das Monopol überhaupt eine ins Gewicht fallende Erhöhung des Preises, auch innerhalb der noch gerechten Grenzen zur Folge hat, sobald es sich um die im menschlichen Verkehr allgemein nothwendigen Kaufgegenstände handelt. — Was von der infolge des Monopolisierens bewirkten Erhöhung der Warenpreise gesagt ist, muß in vollem Maße, ja in noch verstärkter Weise angewendet werden auf die durch Monopolisierung der Industrie ermöglichte Herabminderung der Arbeitslöhne. Gerechtigkeit und Liebe werden hier um so eher schwer verletzt, weil es sich ausschließlich um die bedrückte Classe der Mitmenschen handelt, welche dann gar leicht dem Belieben der Arbeitgeber ausgeliefert wird.

Aber nicht nur die Art und Weise des Erwerbes, die dazu ins Werk gesetzten Mittel, werden von der christlichen Sittenlehre geregelt, auch die Absicht und das Ziel in Erwerbung der äußeren Güter finden in ihr einen Regulator, der, wenn überall angebracht, die Gegensätze zwischen Arm und Reich nie bis zu dem unnatürlichen Grade hätte steigern lassen, der heutzutage sich ausgebildet hat und alle Welt wie vor dem Ausbruch eines verderbenbringenden Gewittersturmes in banger Erwartung hält, welcher den Bau unserer modernen Gesellschaft in Trümmer auseinanderwerfen und ihre Pracht und ihren Stolz vom Erdboden wegfegen könnte.

Wohl verwischt die christliche Sittenlehre nicht den Unterschied der Stände und Classen, den Unterschied von Reich und Arm. Eine durch Gemeinschaft des Lebens und des Besizes oder auch des Nichtbesizes bedingte Gleichstellung sieht sie als ein Ideal an, welches immerhin nur von wenigen, in religiösen Orden der katholischen Kirche, verwirklicht wird, aber niemals die Grundlage der allgemeinen menschlichen Gesellschaft werden kann. Nein, sie weiß, daß der Unterschied in Beruf und in Besitz im Plane der göttlichen Vorsehung liegt und ein Mittel sein soll zur harmonischen und lebensfähigen Verbindung der Menschen untereinander und zur vollern Erreichung des Endziels im jenseitigen Leben. Sie sanctioniert den Besitz und treibt sogar an zum Erwerb, freilich nur zu menschen- und christenwürdigen Zwecken. Sie billigt und befiehlt die Sorge der Eltern

für ihre Kinder, sie billigt und will eine vernünftige, Vorsicht auch für die Zukunft, sie spornt an zu nützlichen Unternehmungen und Arbeiten, auch zu hohen und schweren Dingen, die viel Mühe und Aufwand erheischen, die eine große Unabhängigkeit von den vielfgestaltigen Wechselfällen des Lebens und eine möglichst gesicherte Existenz voraussetzen —: alles dies und ähnliches sind Titel, auf welche hin auch die christliche Sittenlehre den Besitz und die Sorge um Besitzerwerb gutheißt. Ja sie spornt die Fähigkeiten des ganzen Menschen an zum Schaffen und Mehren geistiger und materieller Güter und wirkt so schon mächtig auf Hebung allseitigen Wohlstandes, allein sie lehrt auch, die erzeugten Güter und Nutzgegenstände nicht nutzlos aufzuhäufen, sondern freigebig auszutheilen und denen, die bedürftig sind, vom eigenen Ueberfluß eine Theilnahme zuzugestehen. So trägt sie mächtig bei zur Hebung des wahren wirtschaftlichen Wohlstandes, der ja doch nicht in bloßer Erzeugung, sondern ebensosehr in zweckmäßiger Vertheilung der Wert- und Verbrauchsgegenstände liegt.

Noch jetzt ereisern sich so manche gegen den Besitz der todten Hand, besonders gegen das früher so ausgedehnte Besitzthum kirchlicher Anstalten. Der christliche Sinn hatte dasselbe geschaffen. Dieser sorgte nicht mit seiner freiwilligen Liebesgabe, wenn Gott der Herr die Arbeiten gesegnet und reichlichen Gewinn von Glücksgütern an sie geknüpft hatte; und er wußte, daß jener Besitz der todten Hand kein unnützes oder wertlos zu vergeubendes Capital, sondern daß derselbe eine Quelle war, aus welcher Tausenden die Lebensbedürfnisse zufließen, ein Mittel, welches die Noth Unzähliger linderte und deren Thränen trocknete. Jetzt haben wir den Besitz in andern Händen, die ihn fester halten, in denen er nicht ein Mittel ist, fremde Noth zu heben, sondern fremde Noth zu schaffen, ein Mittel, ohne Ruhe und Rast, aber mühelos selber fortzuwachsen und allen anderen Besitz mit unwiderstehlicher Saugkraft sich zuzuführen. Also auch hier können wir nur feststellen: der Abfall vom christlichen Geist und von den Forderungen der christlichen Sittenlehre bezüglich des Besitzes und des Besitzerwerbes hat die menschliche Gesellschaft in die trostlose wirtschaftliche Lage gebracht, in welcher sie thatsächlich sich befindet; nur die Rückkehr zum christlichen Geist und die Befolgung ihrer Vorschriften kann den weitem Sturz aufhalten und die menschliche Gesellschaft auch nach der Seite ihres materiellen Wohles retten. Diese Rettung kann nicht durch Verpflastern einiger Wunden am socialen Körper der Menschheit erreicht werden; wenn der unchristliche Geist fortfährt, die verschiedenen Verhältnisse und Wechselbeziehungen der Menschen zu durchdringen, so muß diese geistige Blutvergiftung den ganzen Organismus der Gesellschaft zersetzen und lebensunfähig machen. Diese Rettung kann auch nicht durch socialdemokratisches Recept und Umstürzen erreicht werden. Abgesehen von der Verletzung der allerersten Rechts- und Sittlichkeitsforderungen, welche die Socialdemokratie brand-

markt, ist sie von Haus aus unfähig, die Grundlage eines gesellschaftlichen Zusammenlebens zu bilden, wenn man bloß ihre Regelung des Besitzes und Erwerbes sich ansieht. Die Hauptforderungen des Socialismus sind gemäß den Erklärungen seiner Wortführer folgende: (Bebel, Die Frau und der Socialismus. Neunte Auflage. Seite 260—284): 1. Alle Arbeitsmittel, Grund und Boden, Maschinen, Werkzeuge, Verkehrsmittel und Nahrungsmittel gehen in gesellschaftliches Eigenthum über. (S. 260.) 2. Die gleiche Arbeitspflicht aller, ohne Unterschied des Geschlechtes, ist das erste Grundgesetz der socialisierten Gesellschaft. (S. 264.) 3. „Die neue Gesellschaft producirt nicht Waren, um zu kaufen und zu verkaufen, sondern sie producirt Lebensbedürfnisse, die verbraucht, consumirt werden sollen, sonst haben sie keinen Zweck.“ (S. 282.) 4. „Jrgend ein Certificat bescheinigt die geleistete Arbeitszeit und setzt den Inhaber in die Lage, diese Zeichen gegen seine Bedürfnisgegenstände von der verschiedensten Art auszutauschen.“ (S. 284.) Nun, hier haben wir gemeinsames Leben, gemeinsamen Besitz, ähnlich wie in den Orden der katholischen Kirche, aber in unendlich erweitertem Stile ausgedehnt. Diese gründen freilich ihr gemeinsames Leben und den Verzicht auf Privatbesitz auf christliche Entsagung und Verleugnung, sie fassen das Leben als eine beständige Schule der Selbstüberwindung, der Bekämpfung der eigenen Leidenschaften und als eine Theilnahme an der Entsagung und den Leiden des Erlösers auf; doch aber haben sie nicht geglaubt, den Sonderbesitz der einzelnen Häuser und Genossenschaften darangeben zu sollen. Die „socialisierte Gesellschaft“ aber räumt auch diese Schranken hinweg; nur die ganze menschliche Gesellschaft besitzt. Und in dieser unermesslich großen Gesellschaft, welche nicht auf Bekämpfung der Leidenschaften, sondern auf Großzüchten derselben aufgebaut ist, welche nicht Entsagung, sondern nur Genuss kennt, welche kein höheres Ziel, sondern nur den thierischen Menschen und seine Triebe für berechtigt hält: die wirkt doch das Wunder, daß alle insgesammt geduldig und uneigennützig „gegenseitig für einander arbeiten“; denn „alle haben das Interesse, daß alles möglichst gut und vollkommen und auch möglichst rasch geliefert werde“, — natürlich ohne allen Zwist und Streit! Ja, „das wird alle veranlassen, auf Verbesserung, Vereinfachung und Beschleunigung des Arbeitsprocesses zu sinnen. Der Ehrgeiz, zu erfinden und zu entdecken, wird im höchsten Grade angeregt, einer wird den andern an Vorschlägen zu überbieten suchen“. Und diese Selbstlosigkeit! Die Frucht seines Genies überläßt jeder gerne allen andern, wenn ihm nur ein Tausendmillionstel reserviert bleibt! Und werden die Vorschläge dessen, der die seinigen für die besten hält, beiseite gelegt, dann verzichtet derselbe natürlich ohne Widerrede und ohne allen Hader darauf. Die „socialistische Gesellschaft“ versteht es eben, thierische Menschen zu erziehen und doch den leidenschaftslofesten und selbstlosesten Charakter ihnen augenblicklich, just nach Bedarf, einzudrücken.

Es gehört in der That eine naive Unversorenheit dazu, so etwas als plausible Wirklichkeit den andern vorzumalen und nach diesen utopischen Phantasiegebilden das Zukunftsbild der menschlichen Gesellschaft zu entwerfen. Aber das ist das tragische Geschick der Religionsleugner: je weiter sie vom Christenthum und seinen Ideen abfallen, in desto verwegener und widerspruchsvollere Einbildungen verfallen sie. Für die menschliche Gesellschaft aber drängt es: entweder voll und ganz zurück zum Christenthum, oder es geht in raschem Tempo hinab in den Abgrund des socialdemokratischen Chaos.

Eheschließung der Ausländer in Oesterreich.

Von Franz Prandl, regul. Chorherr zu St. Florian.

Erster Artikel.

Ueber die Eheschließung ausländischer, d. h. im Auslande heimatberechtigter Staatsangehörigen, sei es Bräutigam oder Braut, bestimmt § 71 der Anweisung für die geistlichen Ehegerichte: „Es ist darüber zu wachen, daß Ausländer nicht anders, als mit Beobachtung alles dessen, was zu rechtmäßiger Eingehung der Ehe erforderlich ist, zur Trauung zugelassen werden. Inwieferne der Pfarrer in dieser Sache vorgehen könne, ohne dieselbe der bischöflichen Curie zur Beurtheilung vorzulegen, wird der Bischof nach Umständen bestimmen.¹⁾ Verbinden wir damit den Wortlaut des § 34 des a. b. G.-B.: „Die persönliche Fähigkeit der Fremden zu Rechtsgeschäften ist insgemein nach den Gesetzen des Ortes, denen der Fremde vermöge seines Wohnsitzes, oder wenn er keinen eigentlichen Wohnsitz hat, vermöge seiner Geburt als Unterthan unterliegt, zu beurtheilen, insoferne nicht für einzelne Fälle in dem Gesetze etwas anderes verordnet ist“. Im Einklange hiemit erklärte die allerhöchste Entschließung vom 9. November 1814 (Hofkanzleidecret vom 22. December 1814, Z. 17.318), daß jeder in Oesterreich heiratende Ausländer sich vor der Trauung über seine persönliche Fähigkeit, einen gültigen Ehevertrag zu schließen, auszuweisen habe. Hieraus ergibt sich für den Seelsorger, vor dem ein Bräutigam oder eine Braut aus dem Auslande erscheint, folgendes: Seine Wachsamkeit hat sich vor allem auf die Beobachtung jener Vorschriften zu richten, die das Kirchengesetz zur Hintanhaltung von ungültigen oder unerlaubten Ehen aufstellt. Insbesondere darf niemals übersehen werden, daß das Zeugnis des ledigen Standes und der Tauffchein des Ausländers, dann falls derselbe bereits verhehlicht war, der Todtenschein des ver-

¹⁾ Die bischöflichen Ordinate von Brünn und St. Pölten schrieben im Jahre 1860 die, fallweise Vorlage an das Ordinariat vor; andere haben zur besseren Orientierung ihres Clerus betreffende Ministerial-Erlässe in den Diöcesanblättern mitgetheilt.

storbenen Gatten oder eine die Stelle desselben vertretende, rechtsgültige Urkunde, die über den Tod des früheren Gatten keinen Zweifel übrig läßt, beizubringen sei. Allenfalls muß auch der Erweis der Bornahme des Aufgebotes in der Heimat gebracht werden. Das Brautegamen, bei dem auch zu erforschen ist, ob die Eheschließung mit Zustimmung der Eltern geschieht,¹⁾ muß noch herausstellen, ob irgend ein durch die erwähnten Urkunden nicht zu ermittelndes Ehehindernis oder Eheverbot (z. B. geistl. Verwandtschaft, Verwandtschaft ex copula illicita etc.) obwaltet.

Andererseits ist aber auch darüber strenge zu wachen, daß alle Bestimmungen, welche das Gesetz der Heimat des Ausländers für die bürgerliche Giltigkeit der Ehe aufstellt, genau eingehalten werden, weil sonst, abgesehen von Beschwerden auswärtiger Regierungen, großes Aergernis und Unglück dadurch entstehen könnte, daß die Gatten nach dem Eheabschlusse in ihre Heimat übersiedeln, dort aber ihnen die bürgerlichen Wirkungen der Ehe nicht zuerkannt und insbesondere der Gattin und den Kindern die Aufnahme in die Heimat des Gatten und Vaters versagt wird, sie sogar möglicherweise im Auslande gar nicht geduldet werden.

Es kann nun hier nicht unsere Sache sein, sämtliche ehegesetzlichen Bestimmungen aller ausländischen Staaten in extenso anzuführen, zumal dieselben verschiedenen Aenderungen ausgesetzt sind; die Ueberzeugung von der persönlichen Fähigkeit des Eheverbers zum Eheabschlusse, die durch das obcitirte Hofkanzleidecret verlangt wird, läßt sich vielmehr auf leichtere Weise erlangen. Es gibt nämlich diesbezüglich eine doppelte Praxis der auswärtigen Staaten; die einen erkennen jede von ihrem Unterthanen in Oesterreich und nach österreichischem Rechte gültig eingegangene Ehe vorbehaltlos auch in der Heimat als gesetzmäßig an; die anderen aber verhalten ihren Staatsangehörigen, daß er sich vor dem Abschlusse der Ehe in Oesterreich durch ein beigebrachtes Document, das man Berehelichungs-Zeugnis, Ehecertificat, Eheconsens-Urkunde u. s. f. nennt, über seine Ehebefähigung ausweise. Letztere Staaten sind weitaus in der Mehrzahl und es haben somit dem Gesagten und den kirchlichen und staatlichen Anordnungen zufolge die Seelsorger die Pflicht, von solchen ausländischen Eheverbern eine von seiner competenten heimatlichen Civilbehörde abgegebene Erklärung zu fordern, daß nach den Gesetzen seines Landes gegen seine Eheschließung in Oesterreich kein Anstand obwalte (daß er persönlich befähigt sei, mit N. N. eine Ehe zu schließen) — oder daß der Eheverber die nach den Gesetzen des be-

¹⁾ S. Anw. f. g. Eheg. § 68. Diese Bestimmung des kirchlichen Eherechtes ist nicht identisch mit den Anordnungen des bürgerlichen Gesetzes über die Ehen der Minderjährigen; sie soll die Kinder nur an die Erfüllung des vierten Gebotes erinnern. Vgl. Binder-Scheicher Eheg. S. 250.

treffenden Landes erforderliche heimatsbehördliche Bewilligung zur Eheschließung in Oesterreich erlangt habe.¹⁾ Der Erlass des k. k. Staatsministeriums vom 8. April 1865, Z. 2392, enthält die detaillirte Bezeichnung jener Staaten des Auslandes, in denen die Nothwendigkeit der Beibringung einer besonderen Bescheinigung zur Eingehung der Ehe entfällt und jener, deren Angehörige sich mit einem solchen Zeugnisse auszuweisen haben. Diesem entnehmen wir:

1. Die englischen Staatsangehörigen, und die der Vereinigten Staaten Nordamerikas, welche sich in Oesterreich zu verehelichen gedenken, bedürfen hiezu weder einer Ehebewilligung noch eines Verehelichungs-Zeugnisses von ihrer Heimatsbehörde, und ihre im Auslande, also auch in Oesterreich eingegangenen Ehen werden im Heimatslande als rechtmäßige Ehen angesehen, wenn sie in Gemäßheit der Gesetze des ausländischen Staates (Oesterreichs) abgeschlossen wurden. Es haben somit die Seelsorger bei Eheabschlüssen von Angehörigen dieser beiden Staaten nur darüber zu wachen, daß dabei die in Oesterreich geltenden kirchlichen und staatlichen Ehegesetz-Bestimmungen genau eingehalten werden.

2. Die Angehörigen von Belgien, Brasilien, Dänemark, Frankreich, Genf, Griechenland, Churhessen, Hessen-Homburg, von dem am linken Rheinufer gelegenen Landestheile Meisenheim, vom Königreiche der Niederlande, Portugal, Preußen,²⁾ Schweden und Norwegen, von den Cantonen Tessin, Waadtland und Neuchâtel, sowie aller hier nicht genannten Staaten bedürfen nach den vorgelegten gesandtschaftlichen Berichten keiner Heiratsbewilligung der Heimatsbehörde, es genügt, daß sie nach den österreichischen kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen sich verehelichen, allein sie sind gehalten, wie schon der Erlass des Cultus-Minist. vom 22. November 1859, Z. 17.602, vorschreibt, die Bestätigung oder ein Verehelichungs-Zeugnis ihrer Heimatsbehörde vorzuweisen, daß sie keines Eheconsenses bedürfen oder daß ihrer Verehelichung kein Hindernis entgegenstehe.

Diese Bestimmung, welche sich in allen einschlägigen Lehr- und Hilfsbüchern findet, ist aber nicht mehr allgemein in Gültigkeit, indem in neuester Zeit mehrere Gesandtschaften, z. B. die deutsche und griechische thatsächlich erwähnte Vollmacht besitzen, wie im zweiten Artikel ausführlicher nachgewiesen werden wird.

Ausländer, deren Eheschließung ein in ihrer Heimat bestehendes Ehehindernis im Wege ist, müssen auch die heimatlliche Be-

¹⁾ Erlass des k. k. Cultus-Minist. vom 22. Nov. 1859, Z. 17.602. Nach diesem hat der Seelsorger, welcher zur Eheschließung eines Ausländers in Oesterreich mitwirken soll, zuerst in verlässlicher Weise zu ermitteln, welchem Lande derselbe angehört, und von ihm ein ausreichend beglaubigtes Zeugnis seiner Obrigkeit abzuheischen, welches seine Befugnis oder Erlaubnis zur Eingehung der Ehe bescheinigt. — ²⁾ Nunmehr nach den politischen Verschiebungen des Jahres 1866 zu nehmen.

willigung oder Dispens beibringen. Ausländische Fräuen bedürfen zu ihrer Verheirathung mit Oesterreichern keiner Auswanderungs-Bewilligung. (Erlaß des k. k. Minist. des Innern vom 21. April 1853, Z. 3196; Gesetz vom 1. Juni 1870, § 13; vergl. auch Wiener Diöcesanblatt 1867, S. 227); dies gilt dem citierten Erlasse des k. k. Minist. des Innern vom 21. April 1853 zufolge auch für die bayerische Braut eines Oesterreichers.

Für fremde Minderjährige, die sich in Oesterreich verehelichen wollen und die erforderliche (väterliche, vormundschaftliche) Bewilligung beizubringen nicht vermögen (wenn sie z. B. elternlos, vormundlos sind und ihr Zuständigkeitsort nicht bekannt ist), bestimmt § 51 des a. b. G.-B., daß ihnen von dem hierländigen Gerichte, unter welches sie nach Stand und Aufenthalt gehören würden, ein Vertreter zu bestellen ist, der seine Einwilligung zur Ehe oder seine Mißbilligung diesem Gerichte zu erklären hat.

In Betreff der Beglaubigung des von der fremden Obrigkeit ausgestellten Ehezeugnisses erklärte der Erlaß des k. k. Staatsminist. vom 8. April 1865, Z. 2392, mit Berufung auf einen älteren Erlaß des k. k. Minist. des Innern vom 9. September 1858, Z. 4597, daß die Einholung der Legalisirung der fremden am k. k. Hofe accreditirten Gesandtschaften für die von fremden Chewerbern beigebrachten Urkunden nicht immer als *conditio sine qua non* ihrer Giltigkeit anzusehen sei; nur wenn für die Unterthanen eines fremden Staates eine specielle Anordnung getroffen wurde, ist diese betreffs der Beglaubigung der urkundlichen Behelfe genau einzuhalten.¹⁾ Der Seelsorger kann sich vielmehr dem Ministerial-Erlasse vom 22. November 1859, Z. 17.602 (Hofdecret vom 22. December 1814), zufolge in Bezug auf die gehörige Ausweisung der Fremden über ihre persönliche Fähigkeit zur Verehelichung mit dem Zeugnisse, welches von der Obrigkeit ausgestellt und mit dem Amtssiegel versehen ist, wie dieses bei Pässen, Antworten auf Ersuchschreiben oder Protokollen fremder Obergkeiten geschieht, begnügen, wenn nicht besondere Bedenklichkeiten gegen die Echtheit der Urkunde auffallen.

Das in Rede stehende Zeugnis der Obrigkeit des Ausländers über seine Ehebefähigung ist im Trauungsbuche anzudeuten und zur allfälligen Rechtfertigung des Seelsorgers bei den Trauungsacten aufzubewahren. (Cultus-Minist.-Erlaß vom 22. November 1859, Z. 17.602.)

Der österreichische Geistliche hat das Recht, von der Partei eine gehörig beglaubigte Uebersetzung dieser Urkunde zu verlangen.²⁾

¹⁾ Vekterwähnte Vorschriften finden sich unten bei der Besprechung der einzelnen ausländischen Staaten. Tauf-, Trauscheine rc. aus dem Auslande sollen streng genommen auch die Legalisirung der bischöflichen Ordinariate haben. —

²⁾ Der cisleithanische Cultus-Ministerial-Erlaß vom 22. December 1880, Z. 19.878, räumt insbesondere dies Recht den österreichischen Trauungs-Organen ein, die der ungarischen Sprache nicht mächtig sind.

Es versteht sich von selbst, daß der Seelsorger vor dem Einlangen des Befähigungs-Zeugnisses unter keinem Vorwande und in keinem Falle weder zur Verkündigung, noch weniger zur Eheabschließung schreiten darf.¹⁾ — Zur Hintanhaltung von unliebsamen Verzögerungen muß die Partei, welche sich um Erlang des fraglichen Attestes an die Heimatsobrigkeit wendet, die nothwendigen, beglaubigten Documente einsenden, als da sind: die Tauffcheine beider Ehecandidaten, Ledig-schein, etwaige Trau- und Todtenscheine bei Witvern, Vermögens-Ausweis (bei Angehörigen des deutschen Reiches), die Militär-Entlassungs-, Urlaubs- oder Dienstunfähigkeits-Scheine, die väterliche (vormundschaftliche) Einwilligung für Minderjährige, Heimatschein, Wohnungs-Zeugnis, öfters auch ein Sitten- (Wohl-verhaltens-) Zeugnis, Religions-Zeugnis u. s. f.²⁾

Oesterreichische Trauungsfunctionäre haben aber selbstverständlich zum Zustandekommen einer nach ausländischem Rechte giltigen Ehe nicht mitzuwirken, wenn die österreichischen Gesetze sie verbieten oder als strafbar behandeln, oder wenn von einem der Brauttheile offenbar eine Umgehung der österreichischen Gesetzgebung beabsichtigt würde; letzterer Fall wäre z. B. die Eheschließung eines apostasierten Priesters, der sich ein ausländisches Staatsbürgerrecht erworben hat (§ 63 a. b. G.).

Was wir nun folgen lassen, sind einige der wichtigeren ehe-gesetzlichen Bestimmungen ausländischer Staaten und wird insbesondere angegeben, welche Behörden im Auslande zur Ausstellung des Ver-ehelichungs-Zeugnisses berechtigt sind.

Die Länder der ungarischen Krone werden in Cisleithanien als Ausland betrachtet. In denselben hat im großen und ganzen das canonische Eherecht staatliche Giltigkeit.

Minderjährige, welche eine Ehe zu schließen beabsichtigen, bedürfen der Zustimmung der Vormundschaft und auch der Genehmigung der Vormundschafts-Behörde, wenn zwischen Vormundschaft und den Eltern, beziehungsweise zwischen den Verwandten und dem Minderjährigen eine Verständigung nicht zustande kommt; auch ist die Genehmigung der Vormundschafts-Behörde zu erbitten, wenn ein minder-jähriger Jüngling vor dem vollendeten 18. und ein minderjähriges Mädchen vor dem vollendeten 16. Jahre heiraten will. Die Einwilligung der Anverwandten oder des Familienvaters macht die vormundschaftsbehördliche Genehmigung ent-behrlich, wenn ein unter Vormundschaft oder Curatel stehender Jüngling über 18 oder ein solches Mädchen über 16 Jahre eine Ehe eingehen will.

¹⁾ Erlaß des k. k. Minist. für Cultus und Unterricht vom 22. November 1859, Z. 17.602. Selbst wenn man präsumieren kann, daß das vorgeschriebene Ehecertificat schon ausgestellt ist, darf man doch vor Erlang desselben weder Verkündigung noch Trauung vornehmen, bei sonstiger Strafsamtschandlung (Vergl. Erlaß des kgl. ung. Minist. für Cultus und Unterricht vom 8. März 1883, durch welchen ein österreichischer Pfarrer, der vor Einlangen des Ehebefähigungs-Zeugnisses ein ungarisches Brautpaar copulierte, dem österreichischen Cultusminister zur Bestrafung empfohlen wird). — ²⁾ Die Legalisierung der in Oesterreich ausgestellten und ins Ausland gelangenden Matrikenscheine obliegt den k. k. Bezirkshauptmannschaften und Magistraten der unmittelbaren Städte.

Zur Eheschließung in den Reichsrathsländern, bei welcher ein oder beide Theile dem ungarischen Staatsverbande angehören, ist nach Verordnung des kgl. ung. Minist. für Cultus und Unterricht vom 19. October 1876, Z. 24.077 und vom 24. August 1883, Z. 15.819, ein ausschließlich vom ungarischen Cultusminister in Budapest ausgestelltes Zeugnis über die Zulässigkeit der Ehe erforderlich. In diesem Zeugnisse wird sowohl die persönliche Fähigkeit des Eheverbers, wie auch der Umstand bestätigt, daß ihm seine Militärpflicht zum Eheabschlusse nicht im Wege stehe. Ehebefähigungs-Zeugnisse, ausgestellt von den ungarischen Heimatsbehörden, sind ungiltig (Erlass des kgl. ung. Minist. für Cultus und Unterricht vom 24. August 1883, Z. 15.819); wenn schon Fälle vorkommen, in denen den ungarischen Nupturienten die beizubringende Ehefähigkeits-Bestätigung von den Gemeinden ausgestellt wird, so muß jedesmal die gleichzeitige Erbringung des Nachweises gefordert werden, daß der betreffenden Gemeinde die bezügliche ausnahmsweise Berechtigung durch das kgl. ung. Cultusministerium zuerkannt worden ist (Erlass der k. k. niederöstr. Statth. vom 27. Jänner 1879, Z. 2273). Die Erlangung des Certificates ist in der Regel mit Zeitverlust und Mühe verbunden. Die hochw. Vorsteherung des ungarischen Priesterhauses Bazmanium in Wien (I., Schönlaterngasse 15) übernimmt gerne in dieser Angelegenheit die Vermittlung.

Dem Gesuche an das ungarische Cultusministerium, mittelst dessen ein solches Zeugnis verlangt wird, ist eine ungarische Stempelmarke zu 1 fl. oder 1 fl. in barem beizulegen, widrigenfalls die betreffenden Gesuche zur Ergänzung zurückgeschickt würden (kgl. ung. Minist. für Cultus und Unterricht vom 13. Jänner 1882, Z. 25); behufs schnellerer Ausfertigung des Certificates sind dem Gesuche beizulegen für einen Bräutigam: Taufschein, Zuständigkeits-Urkunde und Wohnungs-Zeugnis, bei Minderjährigen die väterliche, resp. vormundschaftliche Bewilligung (Großjährigkeits-Erklärung), bei Militärfreien die Taxquittung u. s. f., das Document der Militärpflichtigen; bei minorennen Bräuten ist benöthigt: Taufschein, Wohnungs-Zeugnis, Zuständigkeits-Urkunde, väterliche (vormundschaftliche) Einwilligung oder Großjährigkeits-Urkunde, bei Majorennen: Taufschein, Zuständigkeits-Urkunde und Wohnungs-Zeugnis. Das Gesuch und die Beilagen sind mit ungarischen Stempeln (50 kr. und 15 kr.) zu versehen; auch sei noch bemerkt, daß zur Erlangung der Matritenscheine aus Ungarn außer der Stempelgebühr von 50 kr. noch als Schreibtage von Pfarrangehörigen 1 fl., und von solchen, die außerhalb der Pfarre ihr Domicil haben, 2 fl. erlegt werden müssen.

Die Verzögerung bei Ausstellung des Ehecertificates hat manche ungarische Staatsangehörige in Cisleithanien auf den Gedanken gebracht, vom Pfarrer ihres Aufenthaltsortes den Verkündschein und die Entlassung zu fordern, um dann ohne Certificat von einem Pfarrer

in Ungarn sich trauen zu lassen. Ein solcher Vorgang ist unstatthaft (Erlaß der niederöstrerr. Statth. vom 28. November 1884, Z. 54.519).

Die Nothwendigkeit der ungarischen Ehefähigkeits-Bestätigung macht allen im Auslande lebenden ungarischen Staatsangehörigen das Eingehen einer Civilehe unmöglich. Denn die im Auslande zustandegewonnenen Ehen werden nur dann auch in Ungarn anerkannt, wenn sie kirchlich geschlossen worden sind (Erlaß des kgl. ung. Minist. am allerrh. Hoflager vom 28. März 1871, Z. 42.712); das ausgestellte Certificat enthält immer diese Bedingung. Ein politischer Eheconsens ist nicht erforderlich.¹⁾

Für Angehörige Croatien-Slavoniens und der ehemaligen Militärgrenze sind dem Erlasse des k. k. Minist. für Cultus und Unterricht vom 6. September 1884, Z. 7179 und der Note des kgl. croat.-slavon. Minist. vom 6. September 1883, Z. 7520, zufolge folgende Behörden berechtigt, die Ehefähigkeits-Zeugnisse auszustellen: Im bisherigen croatisch-slavonischen Provincialate die kgl. Vicegespanschaften, in dem nunmehr mit dem Provincialate vereinigten, vormaligen croatisch-slavonischen Grenzgebiete die kgl. Bezirksämter und in beiden Gebieten jene Stadtmagistrate, welche als politische Behörden erster Instanz (unmittelbare Städte) fungieren.²⁾ — Ehewerber aus Croatien-Slavonien und dem ehemaligen Grenzgebiete haben sich zur Vermeidung von Nachtheilen und unliebsamen Verzögerungen immer directe an die zur Ausstellung der Ehefähigkeits-Zeugnisse, beziehungsweise Heiraths-Bewilligungen competenten behördlichen Organe und nicht, wie dies vielfach schon geschehen ist, an die kgl. croatisch-slavonische Landesregierung oder an das kgl. ungarische Ministerium für Cultus und Unterricht zu wenden.

In Betreff der Verehelichung von Staatsangehörigen aus den Occupationsländern Bosnien und der Herzegowina in Cisleithanien erklärte das k. u. k. Reichs-Finanzministerium als Ministerium für die genannten Länder, daß eine principielle Regelung dieser Frage bis jetzt noch nicht angeregt worden ist. Es gilt vielmehr laut Zuschrift des erzbischöflichen Ordinariates von Sarajewo ddo. 14. Februar 1889

¹⁾ Melben sich Brautwerber, die zwar in Ungarn geboren, aber weder dort noch in den Reichslanden heimatsberechtiget sind, so muß der Seelsorger bei Abgang anderer Auskünfte die Staatsangehörigkeit der Eltern und Großeltern erforschen und die Ehewerber anweisen, sich wegen Erhaltes eines Heimats-Documentes an die competente ungarische Behörde des Geburtsortes zu wenden. Führen diese Erhebungen zu keinem Ziel, ist kein Anhaltspunkt für die ungarische Staatsangehörigkeit gegeben, da der Geburtsort nur ein zufälliger sein kann, so ist über die persönliche Fähigkeit zur Ehe nach den Bestimmungen der diesseitigen Hälfte vorzugehen (Erlaß des cisleithanischen Minist. des Innern vom 13. April 1887, Z. 14.205). — ²⁾ Deptere sind zufolge Mittheilung der kgl. croat.-slavon. Landesregierung vom 9. April 1884, Z. 42.985, folgende: a) im bisherigen croatisch-slavonischen Provincialate: Agram, Karlstadt, Buccari, Sissek, Warasdin, Kreutz, Koprernitz, Pozeza, Esseg und Ruma; b) im vormaligen Grenzgebiete: Carlopago, Zengg, Petrinja, Kofajnica, Brod an der Save, Mitrovic, Semlin, Karlowitz, Peterwardein, Belovar und die Festung Zvanic.

für alle Angehörigen aus diesen Ländern einzig und allein das canonische Recht, mögen sich dieselben verehelichen wo immer.¹⁾ Eine Ausnahme bilden entsprechend den Bestimmungen des Wehrgesetzes für Bosnien und Herzegowina die Officiere und Soldaten, welche im activen Militärdienste stehen oder welche, zum Liniendienste verpflichtet, vor der bestimmten dreijährigen Dienstzeit beurlaubt sind, da sie einer Ehebewilligung von Seite einer competenten Behörde bedürfen. Jünglingen unter zwanzig Jahren aber, welche zwar stellungspflichtig, jedoch zum Liniendienste noch nicht als tauglich befunden worden sind, wird ein Gesuch um Heiratslicenz nur angerathen und ihnen für diesen Fall einige Erleichterung versprochen.

Der Gesang bei der feierlichen Liturgie.

Von Pfarrer Sauter, Präses des hohenzollern'schen Bezirks-Cäcilienvereines.

*Domine, dilexi decorem domus tuae
et locum habitationis gloriae tuae. Ps. 25, 8.*

Einleitung.

Unter den mannigfaltigen Pflichten, welche der priesterliche Stand seinen Trägern auferlegt, nimmt sicherlich nicht die letzte Stelle ein die Sorge für die Zierde des Hauses Gottes. Es hat gewiss einen tiefen Sinn und geschieht nicht ohne Absicht, wenn unsere heilige Kirche ihren Priestern tagtäglich in der heiligen Messe beim Lavabo die Worte des königlichen Sängers in den Mund legt: „Herr, ich liebe die Zierde deines Hauses und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit.“ Die Kirche will dadurch dem Priester eine seiner Hauptpflichten, nämlich die Sorge für die Zierde und Pracht des Hauses Gottes, immer wieder aufs neue ins Gedächtnis rufen. Nun gehört aber zur Zierde des Hauses Gottes nicht etwa bloß, daß daselbst die größte Keuschheit herrsche, daß es demselben an der wünschenswerten Ausschmückung, besonders an den Festen, nicht gebreche, daß alle Paramente und Ornamente, die priesterlichen Gewänder und die heiligen Gefäße, sowie die Altarbedeckung sauber und blank gehalten werden u. s. w. Dies und anderes ist ja gewiss für die Zierde des Gotteshauses unerlässlich und es liegt darum dem Priester die heiligste Pflicht ob, sein Augenmerk darauf zu richten. Mehr noch aber als in all dem Gesagten besteht die Pracht eines katholischen Gotteshauses

¹⁾ Das Lehrbuch des Eherechtes von Binder-Scheicher verweist bei Verehelichung bosnischer Landesangehörigen in Cisleithanien irrthümlich auf Bestimmungen, wie sie im „Archiv für katholisches Kirchenrecht“ (herausgegeben von Dr. Friedrich J. Bering) 1889, 61. Band, pag. 58—67 enthalten sein sollen. Der angezogene Artikel behandelt nur „die Verordnung der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina vom 22. December 1887, Z. 7241 I, betreffend die Ertheilung der Eheconsense an österreichische und ungarische Staatsangehörige im Occupationsgebiete.“

und die Zierde, die ihm vor allem nicht fehlen darf, darin, daß der Gottesdienst möglichst würdig und feierlich gehalten werde. Zur würdigen und feierlichen Begehung des Gottesdienstes gehört aber ganz besonders ein schöner und würdiger Gesang. Darum schreibt mit Recht der Hochwürdigste Bischof Valentin von Eichstätt in seinem herrlichen Hirtenschreiben über den liturgischen Gesang: „Ich weiß wohl, daß der herrliche Bau einer Kirche, der Reichthum ihrer Ausschmückung, die Pracht der Altäre und kunstreich gefertigte Gewänder einen unbeschreiblichen Einfluß auf die Feierlichkeit des Gottesdienstes ausüben. Aber höher als alles dieses steht der gottesdienstliche Gesang“. Darum liegt dem Curatgeistlichen, dem die Sorge für die Zierde des Hauses Gottes ein wahres Herzensbedürfnis sein soll, die heilige Pflicht ob, soweit es in seinen Kräften steht, für einen des Gotteshauses würdigen Kirchengesang sich zu bemühen. Der Gesang ist aber des Gotteshauses nur dann würdig und erfüllt seine Aufgabe nur dann, wenn er dem Willen der heiligen Kirche entspricht. Also hat der Seelsorger sein Augenmerk darauf zu richten, daß in seinem Gotteshause nur solcher Gesang ertöne, der diese Bedingungen erfüllt. Damit er aber hiezu imstande sei, sind ihm verschiedene Kenntnisse nothwendig. Er muß vor allem wissen, welche Stellung der Gesang nach der Auffassung der Kirche bei der feierlichen Liturgie einzunehmen hat, welches seine Aufgabe sei, welche Vorschriften die Kirche in Betreff des Gesanges erlassen hat, und anderes mehr. Diese Kenntnisse dem Seelsorgsgeistlichen zu vermitteln, ohne daß er nöthig hat, ganze Bücher, die über diese Dinge handeln, durchstudieren zu müssen, wozu es vielen an der nothwendigen Zeit, andern auch an Lust mangelt, soll der Hauptzweck der gegenwärtigen und der noch folgenden Abhandlungen über den in der Aufschrift genannten Gegenstand sein. Um vor allem eine sichere Grundlage für unsere Besprechung zu gewinnen, sollen hier zuerst zwei Cardinalfragen ihre Beantwortung finden, die Fragen nämlich:

I. Welche Stellung nimmt der Gesang beim **feierlichen** Gottesdienste ein?

II. Welche Aufgabe hat er zu erfüllen?

I.

Die Kirche hat im Verlaufe der Jahrhunderte fast alle Künste in ihren Dienst gezogen. Die Baukunst bereitet dem Herrn die Wohnung; die Maler- und Bildhauerkunst schmücken sie mit Altären und Bildern; die Kunst der Goldschmiede und Eiselenre stellt die heiligen Gefäße her; die kunstfertigen Hände der Weber und Stickerinnen fertigen die heiligen Gewänder. Allein unter allen Künsten, die der Verherrlichung des Gottesdienstes dienen müssen, nimmt die edle Gesangkunst bei weitem die hervorragendste Stelle ein, und zwar in doppelter Beziehung. Der Gesang ist nämlich

1. die älteste Kunst im Dienste Gottes und der Kirche. Schon in der alttestamentlichen Kirche, dem Schatten und Vorbild der Kirche des neuen Bundes, bildet der Gesang einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes. „Es ist wohl kein Zweifel, daß schon die Patriarchen ihre Opfer unter Dank- und Lobliedern darbrachten; schon Jubal, der Sohn Lamechs, heißt Vater der Cithar- und Harfenspieler“ (I. Mos. 4, 21).¹⁾ „Schon unter Moses ward mit Gesang und Posaunenschall der priesterliche Segen ertheilt und die Bundeslade erhoben und niedergelassen. Als in der Folge Samuel über Israel waltete, waren es Jünger aus seiner Prophetenschule, die in Sängerschören lobpreisend das heilige Zelt umstanden. Dann erschien David, der bestimmt war, dem Gottesdienste des auserwählten Volkes seine Vollendung zu geben. Er erkor aus den 38.000 Leviten 4000 Sänger, setzte über sie kundige Sangmeister und übernahm selbst die oberste Leitung. Das heilige Liederbuch aber, das er den Chören in die Hand gab, war der Psalter (das Psalmenbuch), diese von ihm begonnene, von anderen gottbegeisterten Sängern vollendete heilige Musik. So oft die Sonne im Osten Jerusalems heraufstieg oder hinter den Sionsberg sich senkte, ertönten zum Morgen- und Abendopfer Psalmen mit Saitenspiel und an den Sabbaten und Festen gesellte sich zu den sanften Klängen der Harfe und Cithar noch heller Schall von Trompeten, Posaunen und Schalmeyen.“²⁾

Was den neutestamentlichen Gesang anbelangt, so kann man in gewissem Sinne sagen, daß derselbe mit dem Heiland selbst in die Welt eintrat. In der Nacht nämlich, in welcher das göttliche Kind im Stalle zu Bethlehem das Licht der Welt erblickte, ließen die heiligen Engelscharen ihre himmlischen Melodien erklingen und weiheten so den Gesang zum Dienste der neuen Religion ein, welche zu stiften das wunderbare Kind von Bethlehem gekommen war. In der ersten Christnacht stimmten die himmlischen Heerscharen über den nächtlichen Gefilden der alten Davidsstadt in der feierlichsten Weise das „Gloria in excelsis Deo“ zum erstenmal an; seitdem ist es viele millionenmal durch Priestermund wiederholt worden und es wird fortertönen bis zu jenem Tage des Schreckens, an welchem dieselben himmlischen Geister mit gewaltigem Posaunenschalle die Menschen vor den Richterstuhl des Kindes von Bethlehem rufen werden.

Das unblutige Opfer des neuen Testaments wurde in den ersten Jahrhunderten stets mit Gesang gefeiert, denn die stillen heiligen Messen sind erst späteren Ursprungs. Ja, der Heiland selber feierte die erste heilige Messe im Speisesaale zu Jerusalem unter dem Gesange jener Psalmen, welche beim Essen des Osterlammes vom Hausvater und seinen Angehörigen gesungen werden mußten.³⁾ Und er

¹⁾ Amberger, Pastoralthnologie, Bd. 2, S. 241. — ²⁾ Wolter, „Psallite sapienter!“ Einleitung bei Selbst: „Der katholische Kirchengesang beim heiligen Messopfer“. Zweite Auflage, Seite 40 und 41. — ³⁾ Die nähere Begründung siehe Selbst l. c. Seite 39 und 40.

trat den Weg zur Darbringung seines blutigen Opfers auf Golgatha erst an, nachdem der vorgeschriebene Gesang beendet war. Denn der Evangelist bemerkt ausdrücklich: „Und nachdem sie den Lobgesang gesprochen hatten, giengen sie hinaus an den Delberg.“ (Matth. 26, 30.) Daß bereits in der apostolischen Kirche der Gesang bei den gottesdienstlichen Versammlungen, also auch beim heiligen Messopfer, in Uebung stand, geht aus verschiedenen Stellen der Briefe des Apostels Paulus hervor und wird uns von jüdischen und heidnischen Schriftstellern jener Zeit berichtet. So mahnt der Völkerapostel die Gläubigen von Ephesus: „Redet miteinander in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und jubelt dem Herrn in euern Herzen.“ (Ephes. 5, 19.) Vom Juden Philo, der ein Zeitgenosse der Apostel war und nach dem Zeugnisse des hl. Hieronymus mit den Christen in mannigfache Verührung kam, ja sogar mit dem hl. Petrus bekannt gewesen sein soll, haben wir eine ziemlich eingehende Schilderung des Gesanges der Christen bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen. Er schreibt darüber also: „Als bald erhebt sich einer und singt einen Hymnus zum Lobe Gottes, den er entweder selbst jetzt gemacht hat (kraft eines besonderen Charismas), oder der von einem ihrer erleuchteten Vorfahren herrührt, welche ihnen viele Lieder und Gesänge in dreifüßigem Versmaße hinterlassen haben. Auch mancherlei Verse und Hymnen, welche bei den Opfern, am Altare, bei den Stationen von verschiedenen Chören gesungen wurden. Nach jenen singen auch andere einzeln, indem sie die richtige Ordnung beobachten und sich eines schönen Vortrages befleißigen, während die andern in großer Stille zuhören, außer bei gewissen Abschnitten der Hymnen, an welchen ein Schlußsatz zu singen ist. Dann fallen alle zugleich, Männer und Weiber, in den Gesang ein.“¹⁾ Der heidnische Geschichtsschreiber Plinius der Jüngere, Statthalter von Bithynien, der um das Jahr 95 nach Christus lebte, berichtet, die Hauptanklage gegen die Christen bestehe nach ihrer eigenen Versicherung darin, daß sie am bestimmten Tage morgens vor Sonnenaufgang zusammentämen und Loblieder auf Christus, als auf ihren Gott, zusammen sängen.²⁾ Also selbst zur Zeit der blutigen Verfolgungen, wo die Christen ihre Gottesdienste in den Katafomben und an anderen verborgenen Orten zu halten gezwungen waren, und wo die anderen Künste noch so gut wie ausgeschlossen waren aus dem Heiligthum, verstummten die Gesänge nicht, wie uns des Plinius' Zeugnis beweist.

Aus dem bisher Gesagten folgt, daß der Gesang unter allen Künsten, die beim Gottesdienste verwendet werden, eine hervorragende Stelle einnimmt durch sein hohes Alter, und daß sein Gebrauch geheiligt ist durch das Beispiel Christi selber, durch jenes seiner Apostel

¹⁾ Eusebii hist. eccles. lib. II cap. 17. — ²⁾ Plinii epistolae lib. X ep. 97. Vergl. „Ueber den christlichen Kirchengesang im apostolischen Zeitalter“: Cäcilienkalender 1878, Seite 8 ff.

und das der ersten Christen. Doch der Gesang ist nicht bloß die älteste Kunst in der Kirche, sondern, was noch viel wichtiger ist,

2. auch diejenige, welche zur Feier des Gottesdienstes in einer viel engeren und unmittelbareren Beziehung steht, als alle andern Künste. Man kann zwar auch Gottesdienst halten, besonders das heilige Messopfer darbringen, ohne daß man dabei singt, denn das heilige Messopfer trägt seinen unendlichen Wert in sich selbst. Allein feierlicher Gottesdienst, eine feierliche heilige Messe (Hochamt) ohne Gesang ist rein undenkbar. Man kann im Nothfall sehr feierlichen Gottesdienst halten ohne Gotteshaus, auf freiem Feld — denken wir an die Feldgottesdienste beim Militär — in einer Scheuer, im Wald, auf dem Meer u. s. w., wie es ja zur Zeit der Christenverfolgungen vielfach wirklich geschah. Man kann feierlichen Gottesdienst halten ohne kunstreiche Altäre, Bilder und Gemälde, ein einfacher nackter Stein kann im Nothfall zum Altar dienen, wie es in den Katafomben vielfach der Fall war. Man kann feierlichen Gottesdienst halten ohne kostbare Gefäße und goldgestickte Gewänder, ohne Glocken und ohne Orgel. Aber ohne Gesang kann nie und nimmermehr feierlicher Gottesdienst, kann kein Hochamt gehalten werden. Der Priester selbst, der am Altare die Stelle Christi vertritt, muß bei der feierlichen heiligen Messe bestimmte Theile, wie die Orationen, die Epistel, das Evangelium, die Präfation und das Pater noster singend zum Vortrage bringen. Aber nicht bloß der Priester muß singen, sondern es müssen auch Sänger da sein, die das heilige Opfer mit ihren Gesängen begleiten. Wo solche nicht vorhanden sind, darf kein Hochamt gehalten, sondern bloß eine stille heilige Messe gelesen werden. Der Sängerkhor steht mit dem Priester am Altare in der innigsten Verbindung. Priester und Sänger sind die Vollzieher einer und derselben liturgischen Handlung. Letztere begleiten den opfernden Priester Schritt für Schritt mit ihren Gesängen vom Anfang der Messe bis zum Schluß. Der Priester stimmt das Asperges, Vidi aquam, das Gloria und Credo an, die Sänger müssen das, was der Priester angestimmt hat, fortsetzen und zwar, um dies gleich hier hervorzuheben, selbstverständlich in der gleichen Sprache, in welcher der Priester angestimmt hat, nämlich in der lateinischen. Der Priester grüßt die Gläubigen mit Dominus vobiscum, da muß ein Sängerkhor da sein, der den Gruß mit Et cum spiritu tuo erwidert, und ähnlich bei den übrigen Responsorien. Was der Priester im Introitus, beim Kyrie, beim Graduale oder Tractus, in der Sequenz, beim Offertorium, Sanctus, Benedictus, Agnus Dei und Communio still betet, muß der Sängerkhor laut singen. Der Gesang ist bei der feierlichen Liturgie nicht bloß äußerer Zierrat, er soll nicht bloß, wie der Altarschmuck, Orgel und Glocken, kunstreiche und kostbare Paramente und Ornamente und anderes, die Feierlichkeit des Gottesdienstes erhöhen, sondern er bildet einen ganz wesent-

lichen Theil des feierlichen Gottesdienstes. Und zwar gilt dies nicht bloß vom Gesang des Priesters, sondern auch von jenem des Kirchenchors. Beide gehören nothwendig zusammen und bilden ein unzertrennliches Ganze. Priester und Sängerkhor vollziehen gemeinschaftlich die feierliche heilige Messe.

Nach der Auffassung und dem Willen unserer heiligen Kirche müssen die Gläubigen als mitopfernd mit dem Priester gedacht werden: Priester und gläubige Gemeinde bringen vereint miteinander das heilige Opfer dar. Daß dies wirklich die Auffassung der Kirche sei, erhellt klar aus mehreren Gebeten des Priesters bei der heiligen Messe. So wendet er sich z. B. nach der Opferung mit der Aufforderung an das Volk: „*Orate fratres: ut meum ac vestrum sacrificium acceptabile fiat apud Deum Patrem omnipotentem.*“ Beim Memento für die Lebendigen betet er: „*Et omnium circumstantium (memento Domine), quorum tibi fides cognita est, et nota devotio. pro quibus tibi offerimus, vel qui tibi offerunt hoc sacrificium laudis.*“ Bei anderen Gebeten bedient sich der Priester der Mehrzahl, dadurch andeutend, daß die anwesenden Gläubigen mit ihm das heilige Opfer darbringen. So betet er unmittelbar nach der Wandlung: „*Unde et memores, Domine, nos servi tui, sed et plebs tua sancta offerimus praeclarae majestati tuae de tuis donis ac datis hostiam puram etc.*“ „*Supplices te rogamus, omnipotens Deus, jube haec perferri per manus sancti Angeli tui in sublime altare tuum etc.*“ Diese Vereinigung der Gläubigen mit dem Priester und ihre Antheilnahme und Mitwirkung an dem heiligen Opfer vermitteln bei der Stillmesse die Altardiener, die Ministranten, bei dem feierlichen Opfer, beim Hochamt aber neben diesen auch die Sänger, welche mit den Ministranten des Volkes Stelle vertreten, in seinem Namen dem Priester antworten und ihre übrigen Gesänge vortragen. Durch die Gesänge, welche der Chor im engsten Anschluß an die Gebete und Gesänge des Priesters ausführt, bringen der Priester und die durch die Sänger vertretenen Gläubigen dem Herrn in Vereinigung mit dem unblutigen Opfer auf dem Altar das *sacrificium laudis*, das Opfer des Lobes, dar. Aus vorstehender Darstellung ergibt sich, daß die Sänger nach der Auffassung der Kirche eine überaus bevorzugte und hohe Stellung im Heiligthum einnehmen, ja, daß sie eine Art priesterlicher Thätigkeit ausüben, indem sie gemeinschaftlich mit dem Priester das heilige Opfer vollziehen. Daß die Kirche in der That das Amt der Sänger als ein priesterliches ansehe, geht klar aus dem Umstande hervor, daß in den ältesten Zeiten des Christenthums ein Priesterchor den Altar umstand, wenn der Bischof dort das heilige Opfer feierte, und daß die Gesänge von diesem Priesterchor vorgetragen wurden.¹⁾ Aber auch später erhielten die Sänger noch viele Jahrhunderte hindurch, ähnlich den Altardienern, eine be-

¹⁾ Cäcilienkalender 1878, Seite 13.

sondere Weihe, wodurch sie in den Stand der Cleriker, der niederen Geistlichen, aufgenommen wurden. Dieser Clerikerchor hatte seinen Platz im Chor der Kirche, in unmittelbarer Nähe des Altars, wodurch auch schon äußerlich die innige Wechselbeziehung, die zwischen Altar und Sängerchor besteht, einen passenden Ausdruck fand. „Durch, daß man (in späterer Zeit) dem Chor seinen Platz auf der dem Altar entgegengesetzten, der Thüre zunächst liegenden Bühne angewiesen hat, ist meistens auch das Band zerrissen worden, welches ihn mit dem Altar verknüpfen soll, ja vielfach das Bewußtsein verloren gegangen, daß er überhaupt dem Altar zu dienen hat.“¹⁾

Aus dem innigen Verhältnisse, welches nach den vorstehenden Ausführungen zwischen Altar und Sängerchor besteht, folgt, ganz abgesehen von den ausdrücklichen kirchlichen Vorschriften, auf die wir später zu sprechen kommen werden, schon mit zwingender Nothwendigkeit, daß die Sänger bei der feierlichen heiligen Messe, d. i. bei allen Hochämtern, nichts anderes singen dürfen, als was der Priester am Altare anstimmt oder still für sich betet, und daß sie es in der gleichen Sprache singen müssen, in welcher es der Priester anstimmt oder betet, nämlich in der lateinischen, und ausschließlich nur in der lateinischen. Geschieht dies nicht, d. h. singt der Chor etwas ganz anderes, als der Priester anstimmt oder betet, oder singt er es wenigstens in einer anderen Sprache, bei uns also in der deutschen, so ist die liturgische Einheit, die zwischen Altar und Chor bestehen muß, durchbrochen und aufgehoben. Solange demnach der Priester am Altare lateinisch singen und beten muß, solange muß auch der Chor in derselben Sprache singen. Das verlangt schon das künstlerische und ästhetische Gefühl. Niemand wird in Abrede stellen, daß die katholische Liturgie ein Kunstwerk ersten Ranges ist. Nun ist aber die Grundforderung, die man an ein Kunstwerk stellen muß, daß in demselben Einheit und Einheitlichkeit herrscht, daß die einzelnen Theile desselben miteinander harmonieren und ein einheitliches Ganze bilden. Diese künstlerische Einheit wäre aber in der Liturgie schwer geschädigt, wenn der priesterliche Altargesang und der Chorgesang in Disharmonie zueinander stünden, was gewiß der Fall ist, wenn der Priester lateinisch, der Chor aber deutsch singt. Es ist ein von niemandem bestrittenes Axiom, daß der Theil dem Ganzen entsprechen müsse. Nun ist aber das Ganze, die heilige Messe nämlich, in lateinischer Sprache abgefaßt, also muß auch der Gesang des Chors, der, wie wir gehört, nur einen Theil der feierlichen Messe bildet, lateinisch sein.²⁾ Nachdem wir erkannt, welche Stellung der Gesang in der feierlichen Liturgie einnimmt, wollen wir in einem zweiten Artikel die weitere Frage uns zu beantworten suchen: Welche Aufgabe hat er zu erfüllen?

¹⁾ Selbst, I. c. S. 12. — ²⁾ Vergleiche zur ganzen vorstehenden Abhandlung: Selbst I. c. S. 11, 12, dann besonders Capitel II. und III.; ebenso: Kruttschek, „Die Kirchenmusik nach dem Willen der Kirche.“ Zweite Auflage, S. 1–9.

Ueber bildliche Darstellungen des Herzens Jesu mit der Gestalt des Heilandes.¹⁾

Von P. Franz Sattler S. J. in Innsbruck.

Fast dreihundert Jahre lang, vor und nach der Zeit der Seligen Margaretha Alacoque, waren nur solche Bilder des heiligsten Herzens im Gebrauche, auf denen das Herz allein mit einigen Emblemen dargestellt war. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fieng man an, das Herz vereint mit der Gestalt des Herrn abzubilden. Grimouard de St. Laurent (*Les images du S. Coeur au point de vue de l'histoire et de l'art. Paris bureaux de l'oeuvre du voeu national 1880*) hat bei seinen geschichtlichen Forschungen nach solchen Bildern des Herzens Jesu keines entdeckt, das über das Jahr 1726 zurückgieng. In diesem Jahre erschien das berühmte Buch des Pater F. Galliset S. J. über die Andacht zum Herzen Jesu. Hier war der Heiland auf einem Bilde dargestellt, wie er mit einem Kreuze beladen der Seligen Margaretha Alacoque erscheint und in der Hand sein Herz ihr entgegenhält, es ihr gleichsam zum Geschenke anbietet. Von da an finden sich Darstellungen der Figur des Heilandes mit dem Herzen immer häufiger.

Unter diesen hat Eine eine gewisse Berühmtheit erlangt, insoferne dieselbe oft nachgeahmt und die weiteste Verbreitung gefunden hat. Es ist dies das Herz Jesu-Bild von Pompeo Battoni, der im Jahre 1787 in Rom gestorben ist. Das war allerdings die Zeit, wo die italienische Malerkunst bereits tief gesunken war. Indessen gilt Battoni immerhin als einer der besseren Meister dieser Zeit des Verfalles, und war als Portraitmaler gesucht. Drei Päpste, Benedict XIV., Clemens XIII., Pius VI. und die beiden Kaiser Josef II. und Leopold II. ließen sich von ihm portraittieren. Ungefähr um das Jahr 1763 erhielt er von dem Obern des Professhauises al Gesù in Rom den Auftrag, ein Bild des heiligsten Herzens zu malen. Battoni war ein frommer Mann, pflegte die Andacht zum heiligsten Herzen eifrig und empfing daher den Auftrag mit Freuden. Aber erst nach vielem Gebete und nachdem er zuvor noch die Exercitien des hl. Ignatius gemacht hatte, ergab sich ihm ein geeigneter Gedanke für die bis dahin noch seltene Darstellung der Figur des Heilandes mit dem heiligsten Herzen. Sein Bild ist in unseren Tagen von der Staatsbuchdruckerei in Wien in lithographischem Farbendrucke ausgeführt allgemein bekannt und verbreitet worden. Ein dem Battoni'schen ähnliches Bild ist in der Jesuitenkirche zu Innsbruck zu sehen. Diese Darstellung hat nun wesentlich dazu beigetragen, daß fortan Bilder des Herzens Jesu allein immer seltener, solche aber mit der Figur des Heilandes, als Brustbild oder in Lebensgröße, desto häufiger wurden.

¹⁾ Vgl. II. Heft 1892 der Quartalschr. S. 280 und I. Heft 1892 S. 89.

Wir wollen nun versuchen, einige Winke zu geben, wie solche Bilder zu gestalten sind, wenn sie sowohl den kirchlichen als ästhetischen Grundfägen entsprechen sollen.

Die erste Forderung an ein Bild des göttlichen Erlösers, das als kirchliches Herz Jesu-Bild gelten soll, ist diese: an der Figur des Heilandes muß das Herz sichtbar dargestellt sein. Der Heiland allein ohne Herzform, etwa bloß mit der Seitenwunde oder gar nur mit dem Ausdrucke von Liebe im Antlitz und in den Geberden, ist vom heiligen Stuhle für kein Herz Jesu-Bild anerkannt worden. Die diesbezügliche Entscheidung und ihre Begründung haben wir bereits früher (I. Heft, S. 94) vorgeführt.

Fürs zweite muß gefordert werden, daß das Herz selbst in geschmackvoller Weise vorgestellt werde. Es gilt da, was wir bereits von der künstlerischen Darstellung des Herzens für sich allein bemerkt haben. Die Herzfigur muß zwar die natürliche aber veredelte Form eines Herzens haben, und darf weder ein widerliches anatomisches Präparat, noch eine schematische Herzfigur sein. Es ist vom heiligen Stuhle gestattet, dem Herzen die bekannten Embleme, die Wunde, die Dornenkrone, das Kreuz und die Flammen, beizugeben. So wird die Darstellung auch dem Wunsche des Herrn entsprechen, der sein göttliches Herz mit diesen Abzeichen der Seligen Margaretha Alacoque gezeigt und verlangt hat, daß es so im Bilde dargestellt und zur Verehrung ausgesetzt werde. Weitere Winke für die kunstvolle Abbildung des Herzens hat der verstorbene Maler Paul von Deschanden in einem Briefe vom Jahre 1873 gegeben, welcher in dieser Quartalschrift (36. Jahrg. S. 374) mitgetheilt wurde. Deschanden schreibt: „Ich war bei der Darstellung der Herz Jesu-Bilder oft schon entmuthigt, wenn ich wahrnehmen mußte, wie wenige selbst unter Gläubigen zu dieser Darstellungsweise sich hingezogen fühlen, und zwar, wie ich meine, aus dem einfachen Grunde, weil unser Auge zu wenig einfältig ist, zu wenig in das Wesen eingeht, sondern in irgend etwas Aeußerem hängen bleibt. Die Beobachtung habe ich schon gemacht, daß, wenn ich das Bild des heiligsten Herzens mit Kreuz, Wunde, Dornenkrone und Flamme weniger materiell, sondern nur wie eine duftige Lufterscheinung behandle, für die meisten Beschauer die Auffassung leichter geht. Man muß aber auch hierin die rechte Mitte zwischen Vergeistigung und Verkörperlichung treffen; es darf die Gestalt des Herzens nicht allzu anatomisch und reell erscheinen, darf nicht in der Hand des Heilandes ruhen, sondern leuchtend, strahlend, schwebend, wie ein Gebilde, das dem unbescheiden zu dringlich untersuchenden Blicke sich entziehen, und nur geistig erfaßt sein will. Ein christlicher Maler in Rom meinte sogar, man sollte statt des Herzens mit all den symbolischen Zuthaten nur eine weiße, herzförmige Flamme himmeln. Dies wäre aber wieder ein anderes Extrem und würde kalt lassen, wie das zagende Wort jemand's, der, um nicht abzustößen, die Wahrheit nicht recht auszusprechen wagte.“

Das bereits früher einmal citierte Münster'sche Pastoralblatt ertheilt den Rath, bei Statuen das Herz nicht erhaben zu bilden, sondern nur in Farben aufzumalen, um die materielle Form noch mehr zu veredeln. Mögen die Künstler zusehen, ob es ihnen gelingt, über den Erhöhungen und Vertiefungen, welche doch wohl das Kleid mit seinen Falten bietet, die Herzform gefällig und schön auszuführen.

Beschwanden hat mit Recht hervorgehoben, daß der Heiland das Herz nicht in der Hand halten dürfe. Das hat Battoni in seinem Bilde leider nicht beachtet und muß sich den Tadel gefallen lassen, den ihm Professor Michael Stolz deswegen ertheilt, wenn er schreibt: „Battoni hatte die realistisch-naive Idee, dem göttlichen Heilande ein ziemlich realistisch gebildetes Herz in die Hand zu geben. Durch diesen naiven Realismus wird aber ebenjowenig die Willenskraft ausgedrückt, als wenn man wollte durch einen Mann, welcher sein Gehirn in der Hand hält, die Intelligenz ausdrücken. Diese überlieferte Geschmacklosigkeit bildet einen Grund der künstlerischen Abneigung zu diesem Gegenstande“. (Blätter des christl. Kunstvereines der Diöcese Seckau 1889, S. 87.) Man ist von dieser Darstellung des Herzens in der Hand des Heilandes fast allgemein glücklich abgegangen. Und so erscheint das Herz auf Bildern aller besseren Künstler stets auf und an der Brust des Heilandes, dem einzig richtigen Orte, weil es nur so der natürlichen Lage des Herzens im Menschen, soweit als künstlerisch möglich, nahegebracht wird.

An der Brust des Herrn erblickt man nun das Herz in zwei verschiedenen Weisen angebracht; entweder außerhalb dem Kleide des Herrn oder innerhalb des geöffneten Kleides an der Brust des Heilandes selbst als schwebende Lichtgestalt. Diese letzte Vorstellung dürfte sich für Statuen schwerlich eignen; in jedem Falle muß der Künstler sich hüten, dem Herrn das Kleid gewaltsam auseinanderreißen zu lassen; es wird genügen, das Deffnen des Kleides nur anzudeuten. Auf einem schönen Gemälde aus dem vorigen Jahrhunderte ist zwar das Kleid an der Brust ziemlich weit offen, aber von der Deffnung selbst sieht man nichts, da sie ein weiter über die ganze Brust ausgegossener Lichtschein verdeckt. Nur durch die äußersten Strahlenspitzen hindurch sieht man die Ränder des weggehobenen Kleides. Wenn diese Darstellung des Herzens an der Brust, also am Leibe des Herrn selbst, decent ausgeführt ist, hat sie den wesentlichen Vortheil, daß sie dem Beschauer das Herz des Herrn darstellt nicht bloß als einfaches Symbol der Liebe, sondern auch als Theil des hochheiligen Leibes, und daß sie folglich zu jener Verehrung des göttlichen Herzens anregt, welche die Kirche will. Sie will aber, daß das Herz Jesu nicht als bloßes Symbol der Liebe, sondern auch als Theil des anbetungswürdigen Leibes verehrt werde.

Gegen die andere Art der Darstellung, wo sich das Herz außen am Kleide zeigt, liegt mir ein Brief vor, worin ein Priester den Vorwurf erhebt, sie sei naturwidrig und unwahr, weil ja das Herz

in der Brust, nicht am Kleide des Menschen sich befinde. Darauf muß bemerkt werden, daß die Forderung der Naturwahrheit an die Kunst nicht zu weit getrieben werden dürfe. Die Kunst hat nicht zu photographieren und zu copieren. Denselben Vorwurf der Unwahrheit müßte man sonst gegen die besten Bilder des Gekreuzigten erheben; denn keines derselben hat je den Heiland am Kreuze dargestellt, wie er in Wahrheit an demselben gehangen in seiner entsetzlichen Martergestalt, „ein Wurm, kein Mensch, Schönheit und Zier war nicht an ihm, daß wir auf ihn schauten, und nicht Aussehen, daß wir seiner begehrten“. (Isai.) Desgleichen müßte der Vorwurf der Unwahrheit alle noch so schönen Bilder von Engeln treffen, da Engel bekanntlich keinen Menschenleib und Menschenleiber keine Flügel haben. Wir weisen daher diesen Vorwurf als unstatthaft auch von Bildern zurück, wo sich das Herz außerhalb des Kleides unseres Heilandes befindet. Es genügt der Kunst, die Lage des Herzens anzudeuten, da ihr die Darstellung desselben in der Brust nicht möglich, und die Brust geöffnet zu zeigen unschicklich und widrig wäre.

Eine dritte Forderung an Bilder des heiligsten Herzens mit der Figur des Heilandes richtet sich dahin, daß das Herz als die Hauptsache, als der einheitliche Centralpunkt der ganzen Figur erscheine, und nicht als Nebensache, als etwas Zufälliges, das allenfalls ebensogut wegbleiben könnte, ohne den Charakter des Bildes zu ändern. Es soll ja eben das Herz des Heilandes als der besondere Gegenstand zur Verehrung der Gläubigen dargestellt werden. Somit muß der Blick des Beschauers durch das Bild selbst auf diesen Gegenstand als auf die Hauptsache am Bilde hingezogen werden. Welches Mittel besitzt nun der Künstler, um dies zu bewirken? Ein sehr einfaches, aber auch das einzige, — daß er nämlich den Heiland selbst auf sein Herz zeigen läßt. Zur Befräftigung des Gesagten wollen wir ein Beispiel bringen. Es soll ein Künstler den Herrn darstellen, wie er beim letzten Abendmahle über das Brot die Worte spricht: „Dies ist mein Leib“. Da wird er nothwendig darstellen müssen, wie der Herr entweder auf das Brot hinzeigt, oder das Brot in der Hand den Jüngern vorzeigt. Dagegen wird niemand am Bilde des letzten Abendmahles von Leonardo da Vinci herausfinden können, der Heiland wolle diese Worte sprechen. Wohl liegt das Brot vor ihm, die beiden Hände aber haben sich vom Brote entfernt auf den Tisch hingelegt. Es liegt eben hier ein ganz anderer Gedanke zugrunde, wo Brot und Wein nur nebensächlich sich vorfinden; es ist der Moment dargestellt, wo der Heiland die Worte gesprochen hat: „Einer aus euch wird mich verrathen!“ Um also ein Salvatorbild zu einem wahrhaft künstlerischen Herz Jesu-Bilde zu gestalten, genügt es nicht, dem Heilande ein Herz an die Brust zu setzen, weil damit das Herz noch nicht als Hauptsache am Bilde dargestellt wird. Um dies zu erzielen, haben auch thatsächlich fast alle neueren tüchtigen Künstler den Heiland vorgestellt, wie er mit einer oder mit beiden Händen auf sein Herz weist, oder durch

sonst eine passende Handbewegung genügsam die Absicht ausdrückt, den Beschauer eben auf sein Herz aufmerksam zu machen, und seine Blicke vor allem auf dasselbe hinzurichten.

Das geschieht aber bei so manchen Bildern, die Herz Jesu-Bilder sein sollen, leider nicht. Es scheint mir im Interesse der Künstler und des Gegenstandes zu liegen, einige derselben zu besprechen. Auf einem Herz Jesu-Bilde steht der Heiland in ganzer Figur vor uns; seine Arme sind weit ausgebreitet, daß der Herr die Gestalt des Gekreuzigten annimmt; die heiligen Wundmale sind sichtbar, sowie das Herz auf der Brust mit seiner Wunde. Was sagt uns denn an diesem Bilde, daß gerade das Herz die Hauptsache sei, nicht das Haupt des Herrn, nicht die Wundmale? Wenn das Bild eine einheitliche Idee hat, wie ein Kunstwerk sie haben soll, dann kann es nur die sein: der Heiland mit seinen fünf Wunden. Da stellt es uns also wohl den Gegenstand dar, den die Kirche am Feste der fünf Wunden verehrt; aber ein Bild, das den besonderen Gegenstand des Herz Jesu-Festes darstellt, ist es nicht; denn das Herz ist nicht die einheitliche Idee desselben.

Es liegt ein anderes Bild vor mir. Der Künstler hatte den Auftrag empfangen, das gottmenschliche Herz Jesu darzustellen. Er antwortete ganz recht: er habe wohl Farben für ein menschliches, aber keine für ein gottmenschliches Herz. Man gibt ihm den Rath, er solle den Heiland abbilden, wie er die Worte spricht: „Ich und der Vater sind Eins“. Das sei ein classisches Wort, die Gottmenschlichkeit Jesu zu beweisen. Es sei dann leicht, daraus den Schluß zu ziehen; also ist sein Herz auch ein gottmenschliches Herz. Recht schön, wenn nur auch jeder theologisch-richtige Gedanke und Schluß sich künstlerisch darstellen ließe. Der Künstler hat nun das Bild wirklich gemacht. Es steht der Herr in Lebensgröße vor uns. Seine linke Hand deutet sehr gut auf die Brust und das ist ganz die Geberde von jemand, der sagt: „Ich bin's!“ Der rechte Arm ist hoch erhoben, so daß die halbe Hand über das Haupt hinausgeht; auch dies ist ganz richtig die Haltung, womit man nach oben deutet. Aber auf was deutet sie nun? Es ist nichts mehr zu sehen; man muß es sich nur hinzudenken, ob es der Himmel, die Sterne oder der ewige Vater sein soll. Die ganze Geberde könnte ebenfogut den Text illustrieren: „Ich fahre auf zu meinem Vater“, oder: „Ich bin vom Himmel herabgekommen“, oder: „Ich thue allzeit, was mein Vater im Himmel will“. Nichts gibt uns am Bilde kund, daß der Heiland gerade nur die Worte spreche: „Ich und der Vater sind Eins!“ Die Idee ist also nicht klar zum Ausdruck gekommen. Und wäre es wirklich geschehen, gut, dann wäre die einheitliche Idee des Bildes mit diesem Gedanken erschöpft; der Beschauer würde diesen Gedanken als den Hauptgegenstand des Bildes erfassen. Was macht aber dann das Herz an der Brust des Heilandes? Es kann dem Hauptgegenstande gegenüber nur mehr Nebensache sein, die ganz gut wegbleiben kann,

ohne die Idee des Bildes zu zerstören. Es ist nur gut, daß der Künstler den Heiland nicht mit der Hand aufs Herz zeigen läßt; sonst stände am Bilde der theologische Schnitzer: „Mein Herz und der Vater sind Eins!“

Als Nebensache erscheint ferner das Herz auf allen jenen Bildern, welche Scenen aus dem Leben Jesu darstellen, z. B. wie der Heiland die Kinder segnet, über Jerusalem weint, oder wo er als guter Hirt mit einem Schäflein auf den Schultern abgebildet wird, wobei dann der Heiland ein Herz auf der Brust trägt. Die einheitliche Idee, der Hauptgegenstand, der Centralpunkt solcher Darstellungen ist in der Handlung, welche im Bilde sichtbar wird, also im Segen des Heilandes, im Weinen des Heilandes u. s. w. Das Herz auf der Brust tritt dabei in den Hintergrund, und erscheint als Zufälliges, das wegleiben kann, ohne den Hauptgegenstand zu ändern.

Am meisten zurück tritt das Herz aber dort, wo es einfach nur mehr als eine Zierat am Kleide des Herrn angebracht ist, wo es nur mehr als Ornament erscheint. So sah ich ein Salvatorbild, auf welchem der Heiland über der Alba eine Stola trug, die vorne über Kreuz gelegt mit dem Cingulum festgehalten wurde. An der linken Seite nun war an der Stola ein Herz gemalt, wie wenn es auf der Stola aufgestickt wäre. Das ganze Bild sollte offenbar den priesterlichen Charakter Jesu darstellen. Auf einem anderen Bilde ist dieser priesterliche Charakter noch klarer ausgedrückt. Der Heiland ist abgebildet in voller priesterlicher Kleidung mit großer Casula. Diese selbst ist mit einem Kreuzstabe geschmückt und trägt am Kreuzungspunkte ein Herz, ungefähr so, wie man den hl. Ignatius von Loyola abbildet mit einer reichgestickten Casula, vorne an der Brust den Namen Jesu tragend, bekanntlich das Emblem des Heiligen. Im Sinne der Kirche soll aber das Herz des Herrn doch ganz entschieden etwas anderes sein, als ein bloßes Abzeichen und Merkmal, an dem man die vorgestellte Figur als Bild des Erlösers erkennen soll, wie man an dem Namen Jesu den hl. Ignatius, oder an einer leuchtenden Sonne, dem Symbol der Weisheit, den hl. Thomas von Aquin erkennt.

Ich kann nicht umhin, hier einen Fall zu besprechen, in welchem das Herz Jesu in recht auffallender und ganz eigenthümlicher Weise nur als ornamentales Symbol der Liebe erscheint. Im Jahre 1867 hatten die beiden Tirolerkünstler Franz Plattner und Professor Michael Stolz sel. And. in den „Mittheilungen für Christliche Kunst“ einen Artikel veröffentlicht, der später in den „Tiroler Stimmen“ (1867, Nr. 231 und 232) abgedruckt erschien. Darin war ein Plan zur Ausschmückung der Denkmalkapelle des Andreas Hofer in Passeier entworfen. Da die Kapelle dem Herzen Jesu geweiht sein sollte, so sollte auch die Darstellung dieses Mysteriums den Centralpunkt, die erste Stelle am Altare in der Apsis einnehmen und zwar als plastisches, lebensgroßes Standbild. Nun lesen wir im Artikel, wie folgt: „Was

ist nun aber das göttliche Herz Jesu? Es ist der Sitz der gottmenschlichen Willenskraft, der größten Liebe und der vollkommensten Hingabe Christi“. Der hl. Johannes schreibt (I. 4, 8.): „Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, weil Gott Liebe ist;“ und abermals (I. 3, 16): „Darin haben wir erkannt die Liebe, daß er für uns sein Leben eingesetzt hat“. Folglich ist die Opferidee die des göttlichen Herzens, und zwar das blutige Opfer am Kreuze und das unblutige der heiligen Messe. Nachdem aber das Opfer einen Vermittler bedingt, einen Hohenpriester, wird der Heiland in seiner hohenpriesterlichen Würde dargestellt werden müssen, angethan mit der hohenpriesterlichen Gewandung, der Casula, die Hochmesse der Weltgeschichte feierend, den Frieden verkündend — pax vobis — allen Völkern aller Zeiten. Das Symbol des göttlichen Herzens darf auch nicht fehlen, weil es ein wesentliches Characteristicum dieser Darstellung bildet, es kann aber nicht eine anatomische Production sein. Das Herz Jesu symbolisirt das heiligste Altarssacrament, welches die ersten Christen zur Zeit der Verfolgung in einer pixis am Halse trugen, und unser glorreicher Vater Pius IX. trug es ebenfalls bei seiner Flucht nach Gaëta. Es wird demnach eine runde, goldene pixis zu bilden sein, welche die Darstellung des Symbols des Herzens Jesu mit der Dornenkrone, der Wunde, der Flamme und dem Kreuze enthält, umschlossen von einem auf die fünf Wunden Christi sich beziehenden Fünfpasß, welche an einer goldenen Kette über die Schultern hängt. Diese Darstellung hat ihr historisches Vorbild an der Darstellung der göttlichen Liturgie des Mittelalters, an der pixis der ersten Christen und an dem Brustschilde des Hohenpriesters des alten Bundes. Die Art der Anbringung des Symbols des Herzens Jesu ist gleichsam das Brustkreuz des obersten Bischofes. — Nachdem die Herz Jesu-Idee mit der Opfer-Idee des Kreuzes identisch ist, spricht sich auch dieselbe in der kreuzförmigen Anlage des Baues vollkommen aus u. s. w.“

Einige Monate nach dieser Publication erschien in der Salzburger Kirchenzeitung (1868, Nr. 1—4) ein Originalartikel gegen dieselbe, worin es heißt: „Ueber alles Erwähnte wäre wohl so manches zu sagen; wir beschränken uns aber nur auf drei Bemerkungen.“ Und nun zeigt der Verfasser in einer der Form nach zwar sehr zahmen, der Sache aber energischen Sprache: 1. daß das projectierte Bild der kirchlichen Tradition der Darstellung des Herzens Jesu nicht entspreche; 2. daß die Anbringung des Herzens Jesu auf einer pixis im Fünfpasß zur Darstellung des Geheimnisses unverständlich, und die Gründe für diese Anbringung nicht maßgebend seien; 3. daß die Ansicht, das Herz Jesu symbolisire das heiligste Altarssacrament, unrichtig sei; und endlich 4., daß das Herz Jesu nach dem Geiste der Kirche in der Andacht zu demselben überhaupt nicht etwa bloß als Symbol, als Sinnbild oder Gedenkzeichen der Liebe Christi aufgefaßt, sondern daß das wahre und wirkliche Herz des

Gottmenschen, aus Fleisch und Blut, zur Verehrung vorgestellt werde. — Ich kann meinerseits dieser Gegensehrift nur beistimmen, und erinnere noch, daß ich bereits im vorigen Hefte gezeigt habe, daß man die Herz Jesu-Idee nicht identificieren dürfe mit der Opfer-Idee oder mit der Idee des heiligsten Altars=sacramentes. Mögen sich also die Künstler warnen lassen, und an die Darstellung eines religiösen Gegenstandes nicht eher gehen, als sie sich von dem Gegenstande eine theologisch-richtige Auffassung verschafft haben. Uebrigens bemerke ich noch, daß Herr Professor W. Stolz später von dem Gedanken, das Herz Jesu als Ornament an dem Bilde des Heilandes anzubringen, abgegangen ist; denn er schreibt in den citirten „Blättern des christl. Kunstvereines der Diöcese Seckau“: „Die Darstellung des Symboles des göttlichen Herzens ist bei diesem Bilde unbedingt nothwendig, indem es den Brennpunkt desselben bildet, und daher nicht nur nebensächlich behandelt, etwa wie eine Decoration eines Kleidungsstückes, oder getrennt von der Figur oberhalb derselben, angebracht werden darf.“

Und nun, ehe wir weiter gehen, nur noch eine Bemerkung über solche Bilder, wo das Herz Jesu nur als Nebensache auftritt. Ich gebe gerne zu, daß diese Darstellungen bei manchem Beschauer gute Gedanken und religiöse Gefühle erwecken, wie das ja so manche andere Bilder, namentlich Gnadenbilder, bewirken, wiewohl sie keinen Anspruch auf künstlerische Form erheben können. Ich bin daher auch nicht so hyperkritisch zu behaupten, man müsse dem Volke alle derlei religiösen Bilder entziehen, weil es keine Kunstwerke seien. Unter den Forderungen, welche das Concil von Trient an religiöse Bilder stellt, findet sich künstlerische Schönheit und Vollendung nicht. Mit dem Gesagten wollte ich nur darthun, daß Christusbilder, wo das Herz des Herrn nur als Nebensache erscheint, schon ihrer Natur nach nicht als eigentliche Herz Jesu=Bilder gelten können, und daß sie den Anforderungen, welche die Kunst an ein wirkliches Herz Jesu=Bild stellen muß, nicht entsprechen.

Es erübrigt noch ein Punkt, und wohl der wichtigste, zur Besprechung. Es ist ein ästhetisches Gesetz für Kunstwerke aller Art, daß das Kunstwerk eine einzige Idee, einen einheitlichen Charakter in und an sich trage. Sit unum duntaxat et simplex. (Horaz.) Nun ist aber nach kirchlicher Lehre die Herz Jesu-Idee die Idee der Liebe. „Wir verehren“, heißt es im römischen Brevier, „unter dem Symbol des Herzens die unermessliche Liebe des Herrn“. Demnach muß jedes Bild, das ein wahres Herz Jesu=Bild sein soll, ein Bild der Liebe sein, und zwar nicht bloß durch das Herz und seine Embleme, sondern in der ganzen Haltung und im ganzen Ausdrucke der Gestalt des Herrn muß sich Liebe widerspiegeln. Die Liebe muß der einheitliche Charakter des Herz Jesu=Bildes sein. Der Ausdruck der Strenge und richterlichen Ernstes würde das innerste Wesen dieses Charakters zerstören. Aber ebenjowenig würde es der

Würde der göttlichen Person entsprechen, wenn der Heiland mit weichlicher, sentimentaler Miene und Haltung gleich einem zärtlichen Brautwerber dargestellt würde. Ein kokett geneigtes Haupt, schmachtende Augen, ein zum Küssen gespitzter Mund, stugermäßig gekräuseltes Haar müssen ebenso entschieden vermieden werden, als ein blasiertes, nichtsagendes Antlitz und betschwesterlich frömmelnde Mienen. In dem citierten Briefe schreibt Paul von Deschwanden: „Wir Künstler haben heutzutage eine schwierige Aufgabe. Wir malen für Menschen, und zwar für sehr verfeinerte, versinnlichte, verwöhnte Menschen, deren ästhetisch veredelnder Geschmack gar schnell verletzt wird und flüchtig ist und unerbittlich sich abwendet, wenn man es nicht versteht, ihn durch einen ersten, angenehmen Eindruck zu packen. Wir müssen Rücksicht nehmen auf diese krankhafte Reizbarkeit und Schwäche, wenn wir mit religiösen Bildern noch etwas ausrichten wollen, und kommen dadurch leicht in Gefahr, zu sehr nach Beifall zu haschen. Zum Glücke kenne ich eine ziemliche Reihe von wahrhaft religiösen Malern, deren strenges, ernstes, vielfach deshalb verkanntes, ja verpöntes Streben als wohlthätiger Warner mir vorschwebt, und deren Andenken mich zurückhält, wenn mein allzu großer Hang, mich den Leuten zu accomodieren, mich verleiten will, in meinen Bildern gar zu angenehm, zu süßlich und sentimental zu werden.“

Hiermit ist die Idee und der Charakter eines Herz Jesu-Bildes noch immer nur im allgemeinen angedeutet. Die Liebe als allgemeiner Begriff ist aber nicht darstellbar; sie muß concret, in einer ihrer Aeußerungen erfaßt werden, und diese Aeußerung im Bilde zum Ausdruck kommen. Nur so kann sie künstlerisch dargestellt werden. Wer die Nächstenliebe einer hl. Elisabeth von Thüringen oder einer hl. Rotburga veranschaulichen will, kann sich nicht begnügen, den Heiligen nur ein liebevolles Antlitz zu geben; er muß sie uns in einer Handlung begriffen zeigen, welche sich als Werk der Nächstenliebe erkennen läßt, sei es, daß er hiezu eine Scene aus ihrem Leben wählt, oder ihnen bekannte symbolische Abzeichen beigibt. Desgleichen muß auch bei einem Herz Jesu-Bilde die Liebe Christi in einer ihrer hervorragenden Thätigkeiten erfaßt und dargestellt werden. Ich habe bereits im vorigen Hefte aufmerksam gemacht, daß die Kirche selbst in approbierten Officien und Messen vom heiligsten Herzen vier hervorragende Aeußerungen der Liebe Christi betont und den Gläubigen zur Verehrung vorstellt, nämlich die sich selbst hinopfernde Liebe, die über Kränkung und Mißachtung und Abweisung trauernde, klagende Liebe, die hilf bereite Liebe, und endlich die Liebe, die sich uns als Vorbild der Tugenden, namentlich der Sanftmuth und Demuth des Herzens darstellt. Sollten sich denn diese vier Ideen nicht alle künstlerisch darstellen lassen? Freilich, ein und dasselbe Bild kann diese verschiedenen Aeußerungen der Liebe unmöglich zum Ausdruck bringen. Der Künstler müßte eben nur Eine der vier Ideen seinem Bilde zugrunde legen, und sie im ganzen Bilde, in der Miene des

Antlitzes, in der Haltung der Figur, in der Art der Bekleidung wie im Tone der Farben einheitlich durchführen. Wir hätten demnach wenigstens vier Typen von Herz Jesu-Bildern. Was die Figur des Heilandes betrifft, kann sie für die Darstellung der klagenden, der hilfsbereiten, der demüthigen Liebe doch wohl kaum größere Schwierigkeiten bieten, als für den Ausdruck der opferwilligen, sich hinopfernden Liebe. Was sodann das Herz mit den Emblemen betrifft, so weisen sie zwar zunächst auf das Leiden und den Tod des Herrn. Aber ist es denn nicht gerade dieses selbe Leiden, in welchem die Liebe des Herrn am meisten mißkannt wurde, in welchem sich seine Demuth und Sanftmuth im schönsten Lichte gezeigt hat, und wo die Bereitwilligkeit, uns zu retten, am klarsten hervortrat? Es wird somit durch diese Symbole der einheitliche Charakter jeder der vier Ideen nicht nur nicht gestört, sondern nur noch verstärkt.

Diese Ansicht von vier Typen von Herz Jesu-Bildern hat sich bei mir nicht, wie es scheinen möchte, aus liturgischen Betrachtungen, sondern aus vergleichenden Studien über vorliegende Herz Jesu-Bilder ergeben. Wir besitzen nämlich bereits aus der Hand vorzüglicher Künstler Herz Jesu-Bilder, welche diese vier Ideen zur Anschauung bringen. Sie sollen hier kurz zur Besprechung kommen.

Ein Herz Jesu-Bild, dem die Idee der sich hinopfernden Liebe zugrunde liegt, hat uns Professor M. Stolz in dem Stahlstiche geboten, womit der „Sendbote des heiligsten Herzens“ in Innsbruck im Jahre 1889 seine Abonnenten beschenkt hat. Es entspricht genau der Beschreibung, welche Professor Stolz selbst in den bereits citierten „Blättern des christl. Kunstvereines“ nach seiner Auffassung gegeben hat. Er schreibt: „Die Höhepunkte, die Pole der unendlichen Liebe Christi zu den Menschen, sind das blutige Opfer auf Golgatha und die unblutige Wiederholung desselben im heiligen Messopfer. Christus der Herr ist das Versöhnungsoffer, aber er ist nicht allein das Opfer, er ist Opfer und Priester zugleich, Priester von Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks. Es ist also Christus in diesem Falle darzustellen in seiner hohenpriesterlichen Eigenschaft, angethan mit der großen Casula oder mit Tunika, Stola und der Toga, mehr oder minder reich ausgestattet. — Im Hintergrunde können auf Goldgrund oder eintönig Vorbilder, z. B. das Opfer des Melchisedek und des Abraham angebracht werden“. — Wer das Bild selbst in seinen einzelnen Theilen aufmerksam betrachtet und sich um die einheitliche Idee desselben befragt, wird fast gezwungen, in dem Bilde die sich hinopfernde Liebe des Herrn dargestellt zu finden. Das sagt ihm nicht bloß die Herzform auf der Brust mit Wunde, Kreuz und Dornenkronen, sondern auch die hohenpriesterliche Bekleidung, sowie die drei Symbole, das Opfer Isaaks und Melchisedeks im Hintergrunde, und der Pelikan in dem unteren Theile der Einfassung.

Um diese Idee der in seinem Leiden und Kreuzestod sich hinopfernden Liebe zu besserem Ausdrucke zu bringen, haben einzelne

Künstler dem Heilande außer dem Kreuze am Herzen noch ein zweites Kreuz beigelegt, entweder hinter dem Rücken oder in dem Arme des Herrn oder auf der Casula als Ornament. Auch die Dornenkrone hat man einmal ums Herz und ein zweitesmal um das Haupt des Heilandes gewunden dargestellt. Dagegen muß nun entschieden Verwahrung eingelegt werden; das ist einfach ein in der Kunst bekanntlich verpönter Pleonasmus. Wer die Bedeutung des Kreuzes und der Dornenkrone am Herzen versteht, bedarf dieser Abzeichen kein zweitesmal; das zweite Kreuz und die zweite Dornenkrone sagen ihm nicht mehr und anderes, als das Kreuz und die Krone am Herzen. Man würde es doch gewiß vom künstlerischen Standpunkte aus tadeln müssen, wollte ein Maler der Einen Figur des Heilandes zwei, drei, vier Herzfiguren anheften, um so ja recht deutlich zu machen, das Herz sei die Hauptsache am Bilde, die nicht übersehen werden dürfe. So wenig der Heiland zwei Herzen gehabt, so wenig hat er zwei Kreuze und zwei Dornenkronen getragen.

Es gibt ein anderes Bild, auf welchem Kreuz und Dornenkrone am Herzen weggeblieben, dafür aber auf der Casula und am Haupte angebracht sind. Dagegen mag von ästhetischer Seite nichts einzuwenden sein, aber der kirchlichen Tradition der Herz Jesu-Bilder entspricht diese Darstellung nicht. Sodann haben wir schon im ersten Artikel aus den kirchlichen Entscheidungen gesehen, daß man in Rom bei Darstellungen des heiligsten Herzens Gewicht legt auf die Offenbarungen, welche die Selige Margaretha Alacoque hierüber erhalten hat. Der Herr hat ihr Kreuz und Dornenkrone nicht umsonst mit seinem Herzen vereint gezeigt; es hat dies seine tiefe Bedeutung. Er erklärte seiner Dienerin: Das Herz stelle seine Liebe dar; diese Liebe zu den Menschen sei die Ursache aller seiner Leiden gewesen; sein Leiden sei ihm aus dieser Liebe erwachsen. Vom ersten Augenblicke seines Lebens an seien ihm alle Qualen, Schmerzen, Verhöhnungen und Mißachtungen gegenwärtig gewesen; von diesem Augenblicke an „sei das Kreuz, sozusagen, in seinem Herzen ein- und aufgepflanzt gewesen“. In diesen Worten wird die Idee der sich hinopfernden Liebe auf das ganze Leben des Herrn ausgedehnt; sie tritt demnach in weit größerem Umfange und Inhalte hervor, als wenn man sie nur auf die letzten Stunden seines Lebens beschränkt, wo das zum Beginn des Lebens begonnene Opfer der Liebe erst vollendet wird. Seitdem der Heiland ein Herz gehabt, seitdem hat er die Menschen geliebt und sich für sie zum Opfer gebracht. Das wollte er mit der engen Verbindung von Kreuz und Dornenkrone mit seinem Herzen ausdrücken; und darum wollte er auch, daß sein Herz gerade in dieser Weise im Bilde dargestellt werde, und von dieser Darstellung hat er gesagt: sie sei so sehr geeignet, die gefühllosen Herzen der Menschen zu rühren. Nach allem dem will mir scheinen, daß die Idee der sich hinopfernden Liebe auch in künstlerischer Hinsicht am besten dadurch zum Ausdruck gebracht wird,

wenn Kreuz und Dornenkrone an keiner anderen Stelle als nur am Herzen angebracht werden.

Ein zweites sehr gelungenes Herz Jesu-Bild, ebenfalls Brustbild wie das vorige, hat uns Maler Baumeister geliefert. Ein leider nicht sehr klarer Lichtdruck desselben ist als Titelbild erschienen in dem Buche P. J. Croiset S. J. Ueber die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu von P. Hausherr übersetzt. Laumann in Dülmen. Viel besser gibt das Original eine Photographie wieder, die sich ehemals im Verlag von Coppenrath in Regensburg vorfand. Das Herz erscheint auf der Brust in der That, wie Paul Deschwanden gesagt hat, „als duftige Lusterscheinung“. Die Linke deutet mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger darauf hin, während der rechte Unterarm sich nach unten senkt und die ebenfalls nach unten gesenkte Handfläche dem Beschauer entgegenhält. Der Ausdruck des etwas nach links geneigten Hauptes ist milde Trauer mit Liebe gepaart. Ich habe mehreren Herren das Bild gezeigt und sie gefragt, welche Idee sich im selben ausspreche. Nach kurzem Besinnen antworteten sie, es trete klar die Idee der klagenden Liebe hervor, das Wort des Herrn an die Selige Margaretha Alacoque: „Siehe da dies Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat, aber dafür nichts als Undank erfährt“ u. s. w. Es ist also dies Bild geeignet, so recht das eigenthümliche, innerste Wesen der Andacht zum göttlichen Herzen, den Geist des Mitleidens mit dieser verkannten Liebe, und den Geist der Sühne zu wecken. Dafs diese Idee in einem Gemälde sich künstlerisch darstellen lasse, hat Baumeister bewiesen. Ob sie sich auch für Statuen eigne, wird in einem Artikel von Herrn Anton Plattner (Kunstfreund v. A. N., 7. Jahrg., Nr. 6) bezweifelt. Er schreibt: „Zwar will einer der berufensten Schriftsteller dieses Cultus, P. Hattler S. J., die Idee der „verschmähten Liebe“ in Form und Farbe auch für plastische Darstellungen unseres Gegenstandes als maßgebend angenommen wissen, so dafs z. B. Baumeisters Herz Jesu als Vorwurf dienen könnte. Allein bei aller Verehrung für den hochw. P. Hattler und Anerkennung der ästhetisch-praktischen Vortreflichkeit seines Gedankens, will derselbe gerade für Plastik nicht so geeignet erscheinen. Wer möchte auch, um nur die Farbe zu erwähnen, ein Herz Jesu-Bild in fahlen, verblassten Tönen fassen? Wer wird diese so innig angebotene und so oft verschmähte Liebe des Herrn in der Anordnung einer Einzelfigur deutlich und ästhetisch annehmbar zugleich uns vor Augen führen?“ — Ich erlaube mir darauf zu erwidern: dafs ich die Idee der „verschmähten Liebe“ nicht als die alleinige, maßgebende betrachtet wissen will, beweist dieser gegenwärtige Aufsatz zur Genüge. Dafs eine Herz Jesu-Statue in fahlen, verblassten Farbentönen gefaßt werden müsse, habe ich noch nie ausgesprochen, aber das auch für die Plastik geltende Gesetz wollte ich betont haben, dafs nämlich die Farben an einer Statue nicht im Widerspruche mit ihrer Idee stehen dürfen, dafs eine Mater dolorosa, juxta crucem lacrimosa

nicht in den hellen, leuchtenden Farben einer Königin in ihren Brautkleidern gefaßt werden dürfe. Wenn also an einer Herz Jesu-Statue die „verschmähte Liebe“ wirklich zum Ausdruck gebracht würde, müßte dies auch durch den Farbenton gezeigt werden. Daß dieser Ton herabsinken müsse zum Fahlen, zur Verblaffung, ist gar nicht meine Ansicht. Ob sich endlich die „verschmähte Liebe“ in einer Einzelfigur deutlich und ästhetisch annehmbar darstellen lasse? — Warum denn nicht? Für Gemälde hat Baumeister die Möglichkeit bewiesen; ist denn die Plastik wirklich um so viel ärmer an Mitteln als die Malerei, daß sie nicht imstande wäre trauernde Liebe auszudrücken? Hat sie die mitleidende, trauernde und klagende Liebe nicht schon in so vielen herrlichen Statuen der Schmerzensmutter deutlich und ästhetisch annehmbar zugleich vor Augen geführt? — Und die Plastik sollte nur gerade die über verschmähte Liebe klagende und trauernde Gestalt des Heilandes vorzuführen nicht vermögend sein?

Das dritte Bild ist von Professor Ed. v. Steinle und befindet sich in der Kirche der Damen vom heiligsten Herzen am Rennwege in Wien. Wie Steinle mir selbst sagte, habe er sich bemüht, den Heiland in dem Augenblicke darzustellen, wo er die Worte spricht: „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“. Dieser Gedanke scheint mir im Bilde glücklich zum Ausdruck zu kommen. Der Heiland steht in ganzer Figur vor einem Altar, leise andeutend seine Gegenwart im heiligsten Altarsacramente. Der Oberleib mit dem Haupte hat sich herablassend etwas vorgeneigt. Die Oberarme liegen eng am Leibe an, während die Vorderarme mit den inneren Handflächen sich dem Beschauer entgegenstrecken, und mit den etwas nach innen gebogenen Fingern ihn zu sich laden. Da das Herz in der Mitte zwischen den beiden Händen liegt, ergeht die Einladung, dorthin zu kommen, wo ihm das Herz auf dem lichten Grunde einer Sonnenscheibe von Licht und Glanz entgegenleuchtet. Aus dem Antlitz spricht Güte, Mitleid und freundliche Liebe. Die Bekleidung ist sehr einfach; ein großer Mantel umhüllt den ganzen Leib und läßt nur an der Brust das Unterkleid sehen.

Für die vierte Idee, das Herz Jesu als Vorbild der Tugenden, insbesondere der Sanftmuth und Demuth, dient als Typus das Herz Jesu-Bild von Professor Kupelwieser in der Jesuitenkirche in Wien. Es sind davon bereits mehrere Copien erschienen, aber leider nur mittelmäßige; in keiner ist der einheitliche Charakter getreu wiedergegeben. Das Original ist Brustbild in Medaillenform. Das Studium desselben läßt keinen Zweifel, daß der Künstler darstellen wollte, wie der Heiland die Worte spricht: „Lernet von mir; denn ich bin sanft und demüthig von Herzen“. Das Bild bedarf dieser Unterschrift nicht; es spricht die Worte selbst klar aus in seiner ganzen Gestalt für jeden, der sich überhaupt ein Bild durch aufmerksames Betrachten zum Verständniß zu bringen vermag. Die Linke hebt den über die linke Schulter herabhängenden Mantel ein wenig von der Mitte der

Brust weg, womit der Heiland genugsam andeutet, was er daselbst enthüllen und zeigen will, sein Herz. Die rechte Hand ist bis an die rechte Schulter erhoben; der Daumen, Zeige- und Mittelfinger sind nach oben gerichtet, während die zwei anderen Finger gegen die innere Hand gebogen sind; das ist bekanntlich der Gestus des Lehrens. Das Haupt neigt sich ganz wenig nach rechts. Der Ausdruck ist Ruhe, Milde, mit etwas Ernst vereint; das Auge ist sanft, fast etwas zu matt. Das Kleid ist durchaus sehr einfach, ohne alle Zierat, die etwa ein Geschmücktseinswollen andeutete; selbst der herabgestimmte Farbenton des rothen Unterkleides und blauen Mantels vermeidet alles Schreiende, Hervordrängende; selbst das Herz mit seinem weichen Lichtscheine hebt sich nur schwach von dem mattrothen Kleide ab. So spricht Demuth und Sanftmuth aus jedem Zuge des lieblichen Bildes.

Zum Schlusse dieses Artikels noch eine Bemerkung. Seit der Seligsprechung der Dienerin Gottes Margaretha Alacoque sind viele Bilder erschienen, welche die Offenbarung des heiligsten Herzens an die Selige darstellen. So z. B. zeigt sie uns ein Bild, wie sie in den Händen jene Zeichnung des heiligsten Herzens auf ihrer Brust hält, welche an ihrem Namenstag im Noviziate das erstemal zur Verehrung aufgestellt wurde. Auf anderen Bildern kniet die Selige vor dem Heilande, der in Lebensgröße oder als Brustbild vor ihr schwebt, und ihr sein heiligstes Herz enthüllt. Solche Bilder sind ihrer Natur nach und nach der sonstigen allgemeinen Auffassung keine Herz Jesu-Bilder, sondern Bilder der Seligen Margaretha Alacoque. Ein Bild, das uns den hl. Antonius mit dem Christkindlein zeigt, ist nach allgemeiner Auffassung und nach der gewöhnlichen Unterschrift das Bild des hl. Antonius, nicht des Christkinds, sowie das Bild Mariä Verkündigung eben ein Bild Mariens ist und nicht das des heiligen Gabriel. Solche Bilder stellen eben Ereignisse aus dem Leben der Heiligen oder Seligen dar, und darum ist hier der Hauptgegenstand der Selige oder Heilige selbst, nicht aber der erscheinende Heiland oder Engel. Will man daher in einer Kirche ein Bild des Herzens Jesu öffentlich aufstellen, muß die Beigabe der Seligen Margaretha Alacoque entfallen, gerade so gut, wie man dort, wo man um Weihnachten das Christkindlein zur Verehrung aufstellen will, nicht das Bild des hl. Antonius mit dem Kindelein aufstellen wird. Uebrigens erinnere ich nochmal an das bereits im I. Hefte dieses Jahres (S. 98) angeführte Verbot des heiligen Stuhles, die oben besprochenen Bilder der Seligen Margaretha Alacoque ohne besondere Erlaubnis des Papstes in Kirchen aufzustellen, wo keine Erlaubnis besteht, die Messe der Seligen zu lesen.

Der hl. Thomas von Aquin und Frohschammer.¹⁾

Von Eduard Stingl, Präses in Straubing (Bayern).

II. Ideologie des hl. Thomas.

1. Begriff der Idee.

Was versteht der hl. Thomas unter Idee? Thomas stellt den Begriff der Idee nach etymologischer Ableitung fest. Idee kommt vom griechischen *idéx*, dieses aber von *idéiv* sehen; *idéx* heißt also das Gesehene, und zwar nicht bloß in Gegenwart des Gegenstandes, sondern auch nach dessen Entfernung, Idee ist das Bild. Aber nicht jedes Bild, nicht jede Form ist Idee im philosophischen Sinne, sondern bloß die außer den Dingen existierenden Formen, d. h. die vom Sinnlichen abstrahierten geistigen Formen.²⁾ Sie sind die Formen, die Typen, nach denen Gott die Dinge gemacht hat,³⁾ und die Formen erkennen wir durch Abstraction vom Materialen in den Geschöpfen wieder. In diesem Sinne von geistigen Formen nennt er die Ideen auch *species intelligibiles*⁴⁾ oder bloß *species*⁵⁾ oder auch *similitudines*.⁶⁾ Die Ideen sind für jeden, der sich Kenntniss erwerben will, nothwendig, weil sie das Mittel der Erkenntniss sind. Nicht sie sind es eigentlich, auf deren Kenntniss der Verstand ausgeht, sondern er will das Wesen, welches diese Bilder vorstellen, wissen, daher sind sie Mittel zum Zwecke. Da aber dieses Mittel zuerst durch die Thätigkeit des Verstandes gewonnen werden muß, so sind sie allerdings Object des Verstandes, aber secundäres,⁷⁾ während das Universale das primäre Object ist.⁸⁾

2. Subject der Ideengewinnung.

Das Subject bei der Ideengewinnung ist jene Kraft des Menschen, welche die Wahrheit erfafst, also die Vernunft oder der Verstand. Ich sage: die Vernunft oder der Verstand; denn nach Thomas ist zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied, da beide das nämliche Object haben, nämlich die Wahrheit, und nur die Art und Weise, diese zu erfassen, verschieden ist. *Intellectus* (Verstand), sagt er, kommt von *intelligere*, *ratio* aber von *rationari*; *intelligere* heiße einfach, unmittelbar die Wahrheit erkennen, *rationari* aber durch Schließen, folglich seien beide Kräfte nicht verschieden,

¹⁾ Vergl. II. Heft 1892 der Quartalschrift, Seite 290. — ²⁾ *Idéx enim graece, latine forma dicitur. Unde per ideas intelliguntur formae aliarum rerum praeter ipsas res existentes. Summa theol. I. qu. 15. art. 1.* —

³⁾ *Necesse est, quod in mente divina sit forma, ad similitudinem cuius mundus est factus. Et in hoc consistit ratio ideae. Ibidem.* — ⁴⁾ *3. B. Summa theol. I. qu. 85. art. 2.* — ⁵⁾ *3. B. Summa theol. I. qu. 79. art. 3.* —

⁶⁾ *Oportet dicere, quod anima cognoscitiva sit in potentia tam ad similitudines, quae sunt principia sentiendi, quam ad similitudines, quae sunt principia intelligendi. Summa theol. qu. 84 art. 3.* — ⁷⁾ *Summ. theol. I. qu. 85. art. 3.* — ⁸⁾ *Proprium objectum ipsius intellectus possibilis est, quod quid est i. e. quidditas ipsius rei. De potent. cp. 6. — Substantia ergo rei est id, quod intellectus intelligit. ibid.*

sondern nur die Art ihrer Thätigkeit; Vernunft verhalte sich zu Verstand, wie erwerben zu besigen, wie bewegt werden zu ruhen.¹⁾

Thomas unterscheidet einen intellectus agens und possibilis; agens ist ihm der Verstand, wenn er das Erkenntnisobject fähig macht zur Aufnahme, possibilis ist ihm der Verstand, wenn er das Erkenntnisobject wirklich aufnimmt. Zuvörderst beweist er mit vielen Gründen,²⁾ daß der Mensch fähig ist, zu erkennen, und zwar nicht, wie Averroës annimmt, als ob der Mensch fähig wäre, die Kraft der Erkenntnis von außen zu empfangen, wie ein lebloser Körper die Bewegung von außen empfangen kann; sondern in dem Sinne, daß ihm diese Fähigkeit vom Anfange an anerschaffen ist, wie einem Vogel die Fähigkeit zu fliegen innewohnt. Daß der Mensch eine solche Fähigkeit haben muß, geht daraus hervor, daß er nicht immer wirklich erkennt, es muß also in uns die Fähigkeit sein, immer erkennen zu können, und diese Fähigkeit heißt Thomas intellectus possibilis. „Jene Kraft,“ sagt er,³⁾ „wodurch man fähig ist, zu erkennen, ist der intellectus possibilis.“ „Der intellectus possibilis ist die Potenz, zu erkennen.“⁴⁾

Aber der intellectus possibilis ist ihm auch jene Kraft, welche die Formen, die der intellectus agens des Materialen entkleidet hat, wirklich aufnimmt, jene Kraft, welche wirklich erkennt. Diese Kraft muß nicht erkennen, sondern sie kann erkennen und sie erkennt wirklich, wenn der Wille hinzukommt; daher ist sie immerhin noch Potenz, Fähigkeit, zu erkennen. Darum nennt Thomas den intellectus possibilis „das Princip des Erkennens“;⁵⁾ er definiert den intellectus possibilis als jenes, „wodurch die Seele wahrnimmt und erkennt“; er sei der eigentliche Aufnehmer der vom intellectus agens erkennbar gemachten Bilder und verhalte sich zu jener, wie die Materie zur Kunst;⁶⁾ er sagt von ihm, „er sei jener Verstand, welcher universell alle sinnlichen Formen erkennt.“⁷⁾

¹⁾ Ratio et intellectus in homine non possunt esse diversae potentiae . . . Intelligere enim est simpliciter veritatem intelligibilem apprehendere; ratiocinari autem est procedere de uno intellecto ad aliud; ratiocinari comparatur ad intelligere sicut acquirere ad habere. Summa theol. I. qu. 76. art. 8. — Intelligere est veritatem simplici intuitu considerare; ratiocinari autem est de uno intellecto ad aliud procedere ad veritatem intelligibilem cognoscendam. De potentiis cp. 6. — Unde patet, quod ratiocinari et intelligere differunt sicut moveri et quiescere. ibid. — Per unam et eandem potentiam ratiocinamur et intelligimus. ibid. — ²⁾ Summa contra gentiles II. cp. 60. — ³⁾ Summa c. gent. II. cp. 60. — ⁴⁾ Summa c. gent. II. cp. 60: Non ergo posset dici de puero, quod est potens intelligere, antequam intellectus possibilis, qui est potentia intelligendi, sit ei continuatus. — ⁵⁾ Intellectus possibilis, qui est intelligendi principium. Summa c. gent. II. cp. 60. — ⁶⁾ Intellectus agentis effectus sunt intelligibilia in actu, quorum proprium recipiens est intellectus possibilis, ad quem comparatur agens sicut ars ad materiam. Summa c. gent. II. cp. 60. — ⁷⁾ Intellectus possibilis est cognoscitivus omnium formarum sensibilium in universali. Summa c. gent. II. cp. 60. Intellectus possibilis est, quo intelligit anima. ibid. Intellectus possibilis est, quo cognoscit et intelligit anima. ibid.

Da ein Ding zu dem, was es ist, durch seine Form gemacht wird, so wird der intellectus possibilis alles, weil er alle Formen in sich aufnimmt;¹⁾ aber selbstverständlich formal, geistig. Durch dieses Aufnehmen der Formen der Dinge erkennt er das eigentliche Object des menschlichen Verstandes, er ist also auch die eigentliche Thätigkeit der erkennenden Seele, daher ihn Thomas als „die höchste Erkenntnisraft in uns“ bezeichnet.²⁾

Der Verstand ist etwas geistiges, er ist eine Kraft der Seele;³⁾ er kann also nur Geistiges in sich aufnehmen. Die Formen der körperlichen Dinge aber, welche er aufnehmen soll, existieren in der Materie, mit ihr verbunden; sie sind also in dieser Gestalt vom Verstande nicht aufnehmbar, sind nicht erkennbar. Sollen sie erkennbar werden, so müssen sie aus der Materie herausgehoben, müssen sie der Materie entkleidet werden; nur so sind sie erkennbar.⁴⁾ Dieses Herausnehmen der Formen aus der Materie, dieses Absehen von derselben heißt man abstrahieren und das Subject dieser Thätigkeit nennt Thomas intellectus agens.⁵⁾ „Darum,“ sagt er,⁶⁾ „wird ein intellectus agens angenommen, damit er das Erkennbare uns proportioniert mache“, d. h. geistig, wie der intellectus ist.

Solange die Formen der Dinge mit der Materie verbunden sind, sind sie in derselben gleichsam verborgen, sie sind dunkel; dadurch aber, daß dem intellectus agens die materielle Hülle weggenommen wird, werden sie für den intellectus possibilis hell, durch das Herausheben werden sie beleuchtet. Demnach ist die Abstraktionskraft das lumen intellectuale, welches nach Thomas der intellectus agens besitzt. Denn wenn er Summa theol. I. qu. 79 art. 4 sagt: „Einige nahmen an, daß dieser substantiell verschiedene Intellect der intellectus agens sei, der gleichsam durch Beleuchtung der Phantasiebilder dieselben wirklich erkennbar macht“, und Summa theol. I. qu. 85. art. 1: „Man muß annehmen, daß unser Verstand Kenntniss vom Materialen durch Abstrahieren von den Phantasiebildern erlangt“,⁷⁾ so ist offenbar abstrahieren und beleuchten als gleichbedeutend genommen. „Insoferne“, sagte Thomas,⁸⁾ „macht der intellectus agens die Bilder wirklich erkennbar, als er sie abstrahiert.“ „Der Verstand

¹⁾ Dicitur autem intellectus possibilis fieri singula, secundum quod recipit species singulorum. Summa theol. I. qu. 79 art. 6. — ²⁾ Intellectus possibilis est suprema virtus cognoscitiva. Summ. c. gent. II. cp. 62. — ³⁾ Summ. theol. I. qu. 79 art. 1. und Summa c. gent. II. cp. 76. — ⁴⁾ Ex hoc est aliquid intelligibile, quod est immateriale. Summa theol. I. qu. 79. art. 3. Species non est intelligibilis actu, nisi secundum quod est deputata ab esse materiali. Summa c. gent. II. cp. 62. — ⁵⁾ Summa theol. I. qu. 79 art. 3 und Summ. c. gent. II. cp. 77. — ⁶⁾ Ad hoc ergo ponitur intellectus agens, ut faciat intelligibilia nobis proportionata. Summ. c. gent. II. cp. 77; cf. de potentiis cp. 6. — ⁷⁾ Necesse est, dicere quod intellectus noster intelligit materialia abstrahendo a phantasmatibus. — ⁸⁾ Intellectus agens facit species intelligibiles actu, inquantum abstrahit eas. Summ. c. gent. II. cp. 82.

erfaßt die Dinge bei der Abstraction von der Materie.“¹⁾ Also die Abstraction stellt er dar als dasjenige, was die Dinge beleuchtet und erkennbar macht, sie muß also das lumen inditum sein. Daher gebraucht er auch einmal die Vergleichung des lumen intellectus agens mit dem Sonnenlichte. Wie nämlich das Licht der Sonne einen Gegenstand beleuchtet, damit ihn das Auge sehen kann, so beleuchtet die Abstraction (lumen) die individualisierte Form, damit sie der intellectus possibilis aufnehmen könne.²⁾ „Durch den intellectus agens wird die Beleuchtung zur Erkenntnis bewirkt“, sagte er ein anderesmal.³⁾ „Nichts steht im Wege, dem Lichte unserer Seele die nämliche Thätigkeit zuzuweisen, wie dem intellectus agens, zumal Aristoteles den intellectus agens mit dem Lichte vergleicht;“⁴⁾ nun hat der intellectus agens die Abstractionsthätigkeit, also muß Thomas unter dem lumen intellectuale, lumen inditum die Abstractionskraft verstehen.

Wie weit gieng also Frohschammer irre, indem er annahm,⁵⁾ Thomas verstehe unter dem lumen inditum die angeborene Idee Gottes, von der aus über alles sich Lichtstrahlen ergießen, so daß in ihrem Lichte alles erkannt werden könne und alles nur insoweit wahr sei, als es in diesem, vom Innern des Menschen ausgehenden Lichte als wahr erscheine!

Der intellectus agens mit seiner Abstractionskraft ist im Menschen drinnen, nicht, wie Averroës behauptete, außer ihm,⁶⁾ und zwar ist er ihm schon mit anerschaffen. Deswegen kann man in einem gewissen Sinne (quodammodo) sagen, daß uns alle Erkenntnis angeboren sei,⁷⁾ in dem Sinne nämlich, daß uns jene Kraft ursprünglich anerschaffen ist, wodurch wir uns alle Erkenntnis erwerben können, nicht aber, wie Frohschammer meint,⁸⁾ in dem Sinne, als ob uns die Idee Gottes, die Quelle alles Wahren, real angeboren wäre; die Idee Gottes ist dem Menschen bloß potentialiter, nicht realiter angeboren.

Thomas nimmt durchaus keine angeborenen Ideen an; darüber spricht er sich an mehreren Stellen zu deutlich aus, als daß man darüber im Zweifel sein könnte. Thomas lehrt, der menschliche Ver-

¹⁾ Intellectus apprehendit res in abstractione a materia et materialibus conditionibus, quae sunt individuationis principia. ibid. — ²⁾ Hoc est nobis lumen intellectus agentis, quod se habet ad intellectum possibilem sicut lumen solis ad oculum. Quodlibet VII. — Per lumen intellectus agentis (= durch die beleuchtende Abstractionskraft) formae a sensibilibus abstractae intelligibiles actu efficiuntur, ut in intellectum possibilem recipi possint. De mente art. 6.

— ³⁾ Intellectus agentis effectus est illuminare ad intelligendum. Summa theol. I. qu. 79. art. 4. — ⁴⁾ Nihil protubet, ipsi lumini nostrae animae attribuire actionem intellectus agentis: et praecipue cum Aristoteles intellectum agentem comparat lumini Summa c. gent. II. cp. 77. — ⁵⁾ Einleitung in die Philosophie, pg. 213 und 214. — ⁶⁾ Summa theol. I. qu. 79 art. 4 und Summa c. gent. II. cp. 76. — ⁷⁾ In lumine intellectus agentis est nobis quodammodo omnis scientia originaliter indita. De mente art. 6. — ⁸⁾ Einleitung in die Philosophie, pg. 213.

stand sei ursprünglich leer von Ideen, nur die Denkgesetze seien ihm angeboren;¹⁾ er müsse die Ideen von außen her gewinnen, aber er sei fähig, Ideen in sich aufzunehmen und das Wahre zu erkennen. Er vergleicht den Verstand mit einer tabula rasa.²⁾ In diesem Vergleiche ist das punctum comparationis das rasa, eine tabula rasa und der Verstand haben die Leerheit gemeinsam; nicht aber ist die tabula der Vergleichungspunkt, welche als unorganisch in sich nichts aufnehmen kann. Die menschliche Vernunft darf nicht in dem Sinn als tabula rasa betrachtet werden, daß in ihr gar keine Empfänglichkeit oder Vorbereitung zur Aufnahme der Wahrheit vorhanden wäre, so daß sie mit derselben Leichtigkeit den größten Irrthum wie die reinste Wahrheit aufnehmen könnte; sondern sie muß die Ideen von außen her empfangen, aber sie ist fähig, dieselben in sich aufzunehmen und hat an den Denkgesetzen wenigstens ein negatives Kriterium für die Wahrheit dessen, was sie aufnimmt, ja sie fühlt sich von der Wahrheit angezogen, wie die Nadel vom Magnet, nicht aber hat sie an einer angeborenen Idee Gottes einen unfehlbaren Maßstab für die Wahrheit oder Unwahrheit einer Idee. Wie im körperlichen Organismus erst von außen die Speise in den Menschen gebracht werden muß, dann aber in Blut verwandelt wird, so sind nach Thomas auch die Ideen nicht ursprünglich im Verstande des Menschen, sondern müssen in denselben von außen hineingebracht werden, dann aber ist der Verstand fähig, sie aufzunehmen und weiter zu verarbeiten. Daß der Mensch bloß die Fähigkeit, Ideen zu gewinnen, habe, nicht aber die Ideen selbst schon ursprünglich besitze, daß die Ideen also bloß potentialiter, nicht realiter dem Menschen angeboren sind, beweist der hl. Thomas in folgender Weise:

1. Um zu sehen, ob der Verstand in actu oder in potentia sei, muß man das Verhältniß des Verstandes zum Universalen, seinem Objecte, betrachten. Es gibt nun einen Verstand, der das ganze Universale erkennt, und das ist der göttliche; denn der Verstand Gottes ist seine Wesenheit, in dieser aber ist alles von vornherein, alles ursprünglich und virtuell enthalten, folglich auch in seinem Verstande. Der creatürliche Verstand kann sich aber zum Universalen nicht also verhalten, denn sonst müßte er unendlich sein; daher ist Gott reiner Act, der creatürliche Verstand dagegen hat das Universale ursprünglich nicht in sich, er erkennt ursprünglich nicht, sondern verhält sich wie das Erkennenkönnen zum wirklichen Erkennen. Das wird dadurch klar, daß wir im Anfang in der That bloß erkennen können und dann erst wirklich erkennen.³⁾

2. Jedes Ding verhält sich zur Form, welche das Princip der Handlung ist, wie zur Handlung selbst; z. B. die Form, das Princip, sich zu erheben, ist die Leichtigkeit. Kann also ein Ding, etwa der

¹⁾ Summa theol. I. qu. 2. art. 1. — ²⁾ Summa theol. I. qu. 79 art. 2.

— ³⁾ Summa theol. I. qu. 79 art. 2.

Vogel, sich leicht zeigen, so kann er sich auch erheben, kann fliegen; zeigt er sich wirklich leicht, so erhebt er sich wirklich, fliegt er wirklich. Das Princip des Erkennens sind aber die Ideen: kann also der Mensch Ideen haben, so kann er auch erkennen; hat er aber wirklich Ideen, so erkennt er auch wirklich. Nun aber geschieht es, daß der Mensch zuerst erkennen kann, erkennt aber noch nicht; folglich kann er auch zuerst Ideen haben, hat sie aber noch nicht, sondern muß dieselben erst erwerben, wie die Kenntnisse. Wären aber die Ideen angeboren, so müßte sie der Mensch schon zuerst wirklich haben, müßte also Ideen ohne Kenntniss besitzen. Demnach können die Ideen nicht angeboren sein.¹⁾ Die Seele erkennt ja nichts, außer sie wird von einer Idee informiert, zu der sie sich potentiell verhält wie die Pupille zu den Farben.²⁾

Demnach nimmt Thomas keine angeborenen Ideen an und auf ihn kann derjenige sich nicht berufen, welcher eine angeborene Idee Gottes zur Grundlage eines philosophischen Systems nimmt. Man wendet ein: Aber Thomas sagt ja doch, das Universale, das eigentliche Object des menschlichen Verstandes, sei sowohl im Vielen, als auch außer dem Vielen, das erstere sei der Fall, insoferne es sich in den Dingen befinde, das andere, insoferne es in der Seele sei.³⁾ Allein damit nimmt er nicht das Universale als angeboren an, er sagt nur, daß das Universale in der Seele des Menschen sei; wie es aber darin ist, ob ursprünglich oder erst von außen hineingebracht, das sagt er an dieser Stelle nicht. Aber an anderen Stellen sagt er, daß es durch die Thätigkeit des Verstandes hineingekommen sei. Dahin gehören jene Stellen, wo er sagt, daß der intellectus possibilis alles werde, weil er alle Formen — diese sind das Universale — aufnehme.⁴⁾

Man wendet ferner ein: Thomas sagt, daß in uns von vornherein quaedam semina scientiarum existieren. Allein man ist im Irrthum, wenn man meint, Thomas verstehe darunter angeborene Ideen. Das geht schon daraus hervor, daß er sagt, sie würden sogleich erkannt durch die abstrahierten Bilder;⁵⁾ was aber durch Abstraction vom Sinnlichen gewonnen wird, das ist eben zuerst im Sinnlichen, nicht im Verstande. Thomas versteht vielmehr darunter die Anschauungswahrheiten, die weder eines Beweises bedürfen noch eines solchen fähig sind, sondern sofort und unmittelbar als Wahrheiten dem Verstande einleuchten, z. B. daß das Ganze größer ist,

¹ Summa theol. I. qu. 84 art. und Commentar des Cardinals Cajetanus.

— ²) Anima nihil intelligit, nisi informetur specie, ad quam est in potentia sicut pupilla ad colores. De potent. cp. 6. Vergl. Rath. Dogmatik von Doctor Hermann Schell, I., S. 206. — ³) De universali. tract. I. — ⁴) 3. B. de potent. cp. 6. — ⁵) Praeexistunt in nobis quaedam semina scientiarum, scilicet primae conceptiones, quae statim lumine intellectus agentis cognoscuntur per species a sensibilibus abstractas sive sint complexa ut dignitates (d. i. Grundsätze), sive incomplexa, ut ratio entis et huiusmodi, quae statim intellectus apprehendit. De magist art. 1.

als ein Theil; daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie die kürzeste ist. Das geht deutlich hervor aus einer Stelle wo er sagt, Gott habe dem Verstande die Kenntnisse der ersten Gesetze und der ersten Begriffe eingeprägt, welche gleichsam die Samenkörner (*seminaria*) der Kenntnisse sind, gleichwie er in andere natürliche Dinge den Samen zur Entwicklung ihrer Effecte gelegt habe; sie verhalten sich zum Lichte des Verstandes wie die Werkzeuge zum Künstler; ¹⁾ also der Verstand ist der Künstler und die *semina* (*seminaria*, *prima principia*, *primae conceptiones*) sind die Werkzeuge des Verstandes; angeborene Ideen aber könnte man nicht als Werkzeuge, man müßte sie als Stoff bezeichnen.

Praktische Rathschläge für Prediger.²⁾

Von Professor P. Karl Raake S. J. in Wyndersrade (Holland).

V. Die Ausführung der Predigt.

18. Ist der Zweck der Predigt bestimmt, dann mag die Ausführung beginnen. Diese aber umschließt ein Dreifaches: 1. die Auffindung, 2. die Anordnung, 3. die sprachliche Darstellung des rednerischen Materiales (*inventio*, *collocatio*, *elocutio*). Rednerisches Material aber nenne ich alles dasjenige, was geeignet ist, den Zweck der Rede verwirklichen zu helfen (*τὰ πιθανά*, *persuasibilia*), seien es logische, ethische oder pathetische Momente.³⁾ Frage dich also zunächst, welche Beweis- und Beweggründe für deine Sache die Quellen der göttlichen Offenbarung dir an die Hand geben; denn diese haben in der geistlichen Beredsamkeit stets den Vortritt. Tüchtige Dogmatiker und Moralisten mögen dir bei diesem Geschäfte die Pfade zeigen. Handelt es sich um die Verwertung und Erklärung von Schrifttexten, so zieh' auch einen zuverlässigen Exegeten zurathe. Prediger und Asceten sind in diesem Stücke nicht immer die besten Rathgeber. Sie accommodieren die Schrifttexte nicht nur — was ihnen erlaubt ist — sie legen denselben auch manchmal einen falschen Sinn unter. Vorsicht ist deshalb auf diesem Gebiete durchaus nothwendig, ebenso nothwendig wie in der Benutzung von Väterstellen, die sich bei Predigern und Asceten finden; denn viele dieser Stellen sind unechten Werken entlehnt und haben somit wenigstens nicht die Auctorität dessen

¹⁾ Ignotorum cognitionem per duo accipit scilicet per lumen intellectuale et per primas conceptiones per se notas, quae comparantur ad istud lumen, quod est intellectus agentis, sicut instrumenta ad artificem. Quantum igitur ad utrumque Deus hominis scientiae causa est excellentissimo modo, quia et ipsam animam intellectuali lumine insignivit et notitiam primorum principiorum ei impressit, quae sunt quasi quaedam seminaria scientiarum, sicut aliis naturalibus rebus impressit seminales rationes omnium Effectuum producendorum. Disput. de Magistro art. 3. — ²⁾ Vgl. Quartalschrift 1892, Heft II, S. 272 und Heft I, S. 34. — ³⁾ Vergl. Arist. Rhét. I, 2.

für sich, dem sie zugeschrieben werden. Manche dieser Citate sind ja an sich ganz vortrefflich und mögen auf der Kanzel auch verwertet werden; nur lasse man sie nicht unter falscher Flagge segeln; denn der Prediger ist vor allem ein Herold der Wahrheit, darum ist ein Abweichen von derselben nirgendwo weniger am Platze als auf der Kanzel. Oder wärest du berechtigt, es hier weniger genau zu nehmen, weil die meisten deiner Zuhörer nicht imstande sind, deine Anführungen zu controlieren? Eher ließe sich aus diesem Umstande die Pflicht größerer Sorgfalt ableiten, weil die, welche nicht prüfen können, eben darum um so sicherer in Irrthum geführt werden. Eine besonnene Kritik muß also auch der Prediger üben, wenn er der Wahrheit dienen will. Hyperkritik und Kritiklosigkeit sind beide Feinde der Religion; beide untergraben den Boden, auf welchem sie steht. — Was ich in dieser Beziehung von den Väternstellen gesagt, gilt auch von den Beispielen und Geschichten, welche zur Bestätigung und Erläuterung der vorgetragenen Lehren angeführt werden. Auch auf diesem Gebiete ist nicht alles echte Ware, was im Umlauf ist, und man thut gut daran, wenn man genau nach der Herkunft forscht.

19. Noch vor einer anderen Sorte von Wahrheitsentstellungen hat sich der Prediger inacht zu nehmen, vor den leidigen Uebertreibungen nämlich, wie sie in Predigten und verwandten Schriften nur zu oft gefunden werden. Es ist gewiß nicht recht, wenn man den Ernst der christlichen Wahrheit abschwächt und die erhabene Strenge des christlichen Sittengesetzes verleugnet; aber eine Entstellung der Wahrheit nach der anderen Seite hin ist kaum minder tadelnswert und verderblich. Man soll ebensowenig auf der Kanzel wie im Beichtstuhl Rigorist sein, soll dort so wenig wie hier durch unwahre oder unerwiesene Behauptungen den Christen in blinden Schrecken jagen, aus Räthen Gebote und aus lässlichen Sünden schwere machen. Wozu auch solche Uebertreibungen? Um Eindruck zu machen? Als wäre die christliche Wahrheit nicht erhaben und mächtig genug, den allergößten und tiefsten Eindruck hervorzurufen. Um eindringlicher zum Guten zu ermahnen und vom Bösen abzuschrecken? Aber bedenkst du nicht, daß du gerade durch deine Uebertreibungen das Böse beförderst? Du verwirrst die Gewissen, du bist schuld, daß dein Zuhörer Pflichten sieht, wo keine sind, lässliche Sünden für schwere hält und so der Gefahr ausgesetzt ist, wegen irrigen Gewissens da schwer zu sündigen, wo der Natur der Sache nach von einer Todsünde nicht die Rede sein kann. Das ist aber jedenfalls ein sehr trauriger Erfolg, der auch dann nicht aufgewogen würde, wenn du durch deine Uebertreibung viele gute Werke veranlaßt und viele lässliche Sünden verhütet hättest. Dem Beichtvater legt man die Pflicht auf, das Beichtkind, welches Erlaubtes für unerlaubt, lässliche Sünden für schwere ansieht, zu belehren, auch dann, wenn der Pönitent eine Handlung, die er früher für schwer sündhaft erachtete, weit häufiger begehen sollte, seitdem er erfahren, daß er

an und für sich nur einer lässlichen Sünde sich hierin schuldig mache.¹⁾ Und der Prediger sollte auf dem Lehrstuhl der Wahrheit solch' irrige Anschauungen selbst veranlassen und befördern dürfen? Quis ita desipiat ut hoc sapiat? Fort also mit dieser unwahren Schminke von der Kanzel! Die christliche Wahrheit bedarf ihrer nicht; sie ist so stark, erhebend und erschütternd, daß du hinreichend beredt bist, wenn du ihr nur gerecht wirst. Einem weltlichen Redner könnte man es noch eher verzeihen, wenn er zu dem Mittel der Uebertreibung griffe, um seinen kleineren Stoffen einiges Ansehen zu verschaffen. Der geistliche Redner aber ist, wie der hl. Augustin treffend bemerkt, *dictor magnarum rerum*. Er braucht somit seine Sachen nicht auf Kosten der Wahrheit aufzubauschen, um sie groß erscheinen zu lassen.

20. Probehaltigkeit und Gediegenheit ist die erste Eigenschaft, welche dein rednerisches Material haben muß; aber nicht die einzige. Dasselbe muß außerdem deinen Zuhörern angepaßt sein. Ein Beweis mag philosophisch und theologisch noch so richtig und unanfechtbar sein — was nützt er dir und deiner Sache, wenn er nicht verstanden wird? Du mußt also bei der Sammlung des Stoffes fortwährend Rücksicht nehmen auf deine Zuhörer; denn für diese predigst du ja. Du mußt im voraus erwägen, auf welche Hindernisse und Schwierigkeiten, sei es des Verstandes oder Herzens, du bei ihnen stoßen wirst; mußt den Eindruck abwägen, den die einzelnen Beweis- und Beweggründe auf sie machen werden; mußt ihre muthmaßlichen Ausflüchte und Entschuldigungen ins Auge fassen — kurz mußt, so weit das überhaupt möglich ist, ihr ganzes Denken und Fühlen gegenwärtig haben, um aus dem Stoffe, den dir die Quellen bieten, das geeignete Material auslesen zu können. Ohne dieses wirst du dich stets der Gefahr aussetzen, Luftstreiche zu führen, die dich ermüden, aber niemand treffen. Sicut medico diligenti, läßt Cicero den Gerichtsredner Antonius sagen, *priusquam conetur aegro adhibere medicinam non solum morbus ejus, cui mederi volet, sed etiam consuetudo valentis et natura corporis cognoscenda est: sic equidem cum aggredior in ancipiti causa et gravi ad animos iudicum per tractandos, omni mente in ea cogitatione curaquae versor. ut odoror, quam sagacissime possim, quid sentiant, quid existiment, quid velint, quo deduci oratione facillime posse videantur. Si se dant et, ut ante dixi, sua sponte, quo impellimus, inclinant atque propendent, accipio quod datur et ad id, unde aliquis flatus ostenditur, vela do. Sin est integer quietusque iudex, plus est operis. Sunt enim omnia dicendo excitanda, nihil adiuvante natura.*

¹⁾ „Semper“, schreibt Behmkuhl II, n. 444, „etiam instrui debet poenitens, si ex erronea conscientia aliquid habet pro peccato aut pro graviore peccato, quod peccatum aut grave peccatum non sit. Imo adeo verum est, tum instructionem esse faciendam, ut omittenda non sit, etsi forte ansam det, longe saepius veniale peccatum perpetrandi, quod antea cum conscientia mortalis peccati, at longe rarius fiebat.“

Sed tantam vim habet illa. quae recte a bono poeta (Pacubi) dicta est *flexanima atque omnium regina rerum* oratio, ut non modo inclinantem excipere aut stantem inclinare, sed etiam adversantem ac repugnantem, ut imperator fortis ac bonus, capere possit.¹⁾ Dieses Verfahren des römischen Gerichtsredners empfiehlt sich, mutatis mutandis natürlich, recht wohl auch für den geistlichen Redner. Ich sage: mutatis mutandis: denn mit den Kniffen der alten Redner, wie sie auch bald nach der angeführten Stelle rühmend erwähnt werden, hat die geistliche Beredsamkeit nichts zu schaffen.

21. Hast du dein Material gesammelt und gesichtet, dann mußt du an die Anordnung schreiten; denn eine gute Ordnung in der Rede ist von großer Bedeutung nicht nur für die Verständlichkeit, sondern auch für die Wirksamkeit derselben auf das Gemüth. Gut aber ist diejenige Ordnung, welche dem Redezweck dient, und, die es am besten thut, ist die beste. Es genügt also in den meisten Fällen nicht, ausschließlich das logische Verhältniß des gesammelten Gedankensstoffes bei der Gruppierung ins Auge zu fassen; man muß ebenso sehr dem psychologischen Momente Rechnung tragen, d. h. der Wirkung, welche die verschiedenen Gedanken auf das Herz des Hörers ausüben. Dies ist so wahr, daß die größten Redner bei der Anordnung ihrer Reden die Logik oft scheinbar beiseite setzten, logisch Zusammengehöriges trennten, denselben Beweggrund in anderer Form mehreremale geltend machten u. s. w., wenn sie sich dadurch einen wirksameren Eindruck auf das Gemüth versprachen. Es ist nämlich durchaus nicht gleichgiltig, an welcher Stelle etwas gesagt wird, ob im Anfange, im Verlaufe oder am Schlusse der Rede. Oft muß der Zuhörer für diesen oder jenen Beweggrund, auf diese oder jene Forderung erst vorbereitet werden, oft muß dieselbe Sache zweimal gesagt werden, wenn sie durchschlagen soll. — Im allgemeinen halte dich an den alten Grundsatz: *Semper augeatur et crescat oratio*, oder, was dasselbe ist, an das Gesetz der Steigerung; denn es ist natürlich und vernunftgemäß, daß mit fortschreitender Rede auch die Eindrücke im Zuhörer stärker und tiefer werden. Das wird aber nicht geschehen, wenn die Rede abnimmt. Zudem wird die Befolgung obigen Grundsatzes dir die Aufmerksamkeit des Auditoriums bis zu Ende erhalten. Daß man nebenbei für angemessenen Wechsel zu sorgen habe und insbesondere nicht immer im höchsten Pathos rede, magst du vom hl. Augustinus lernen. *Cavendum est, schreibt der große Kirchenlehrer, ne dum volumus altius erigere quod erectum est, etiam inde decidat, quo fuerat excitatione perductum. Interpositis vero, quae sunt dicenda submissius, bene reditur ad ea quae opus est granditer dici, ut dictionis impetus sicut maris aestus alternet.*²⁾

Eine besondere Anwendung des Gesetzes der Steigerung ist es, wenn die Rhetoriker vorschreiben, daß man, wenn thunlich, einen

¹⁾ de or. II, n. 186 u. 187. — ²⁾ de doctr. christ. IV c. 22.

Beweis- oder Beweggrund, der sich zu affectvoller Entfaltung vorzüglich eignet, für das Ende aufspare. Jedoch ist es schicklich und durch das Beispiel der größten Redner empfohlen, daß die letzten Sätze oder wenigstens der letzte Satz der Rede nach einem bewegten Schlusse einen gemäßigten, ruhigen Ton anschlage. Jedenfalls wird es selten gut wirken, wenn der Prediger mit einem Quos ego! die Kanzel verläßt. Aus demselben Grunde schreibt auch eine alte und erprobte Regel vor, daß der geistliche Redner in so ernstern Stoffen, wie Gericht, Todsünde, Hölle, nachdem er die Gefühle der Furcht und des Schreckens erregt, am Schlusse durch den Hinweis auf Gottes Barmherzigkeit die sanfteren Empfindungen des Vertrauens und der Liebe in den Zuhörern wecke.

Es ist vielleicht eine kleine Abschweifung, aber wohl keine ganz überflüssige Bemerkung, bei dieser Gelegenheit vor der Manier jener Prediger zu warnen, die fast ausschließlich durch die Affecte der Furcht auf die Zuhörer einwirken und die vor Gott zittern, aber nicht ihn lieben lehren. Was sie auch immer zugunsten dieses Verfahrens anführen, ihre Rechtfertigung scheitert an dem Worte Jesu, daß die Liebe zum Grundgesetze seiner Religion gemacht hat. Die Furcht Gottes ist nothwendig, aber sie soll der Liebe die Wege bereiten; jene ist der Anfang, diese die Vollendung der Weisheit.

Ueber Eingang und Schluß der Rede weitläufige Regeln aufzustellen, entspräche nicht dem Charakter dieser Rathschläge. Wenige Worte mögen genügen. Angemessene Kürze betrachte als einen Hauptvorzug, weitjchweifige Länge als einen großen Fehler des Einganges. Nichts ist unvernünftiger, als wenn die Einleitung selbst schon zu einer Rede ausartet. In diesem Stücke nimm dir ja die sogenannten großen französischen Kanzelredner nicht zum Muster. Die meisten ihrer Eingänge sind zu lang, ein Tadel, der übrigens auch ihre Predigten trifft. So wenig wie der Eingang, darf der Schluß zu einer neuen Rede anwachsen. Es gibt Prediger, die weder zu der Sache, noch von der Sache wegkommen können. Statt markiger, schwerwiegender Gedanken ein endloses Gerede, das die Geduld der Hörer auf die allerschwerste Probe stellt und die guten Eindrücke der vorausgehenden Predigt wieder verwischt. So gleicht ihre Rede am Ende einem Lichte, das am Erlöschen ist und immer wieder aufflackert, einem Sterbenden, der in den letzten Zügen liegt, und doch nicht zum Sterben kommen kann. Bereite darum vor allem die Schlußgedanken der Predigt sorgfältig vor, dann wirst du vor diesem „Schiffbruch im Hafen“ gesichert sein.

22. Schließlich noch ein Wort über die sprachliche Darstellung (elocutio). Daß der Erfolg nicht bloß von dem Inhalte und der Anordnung der Gedanken, sondern ganz wesentlich auch von deren sprachlichen Einkleidung abhänge, bedarf keines Beweises. Daraus folgt, daß der Prediger, wie jeder andere Redner, auch dieser Seite seiner Aufgabe die entsprechende Beachtung schenken muß. Freilich

behauptet Aristoteles, die Volksrede — und das ist ja die Predigt — gleiche ganz der Decorationsmalerei; je größer die Masse der Zuschauer oder Zuhörer, desto entfernter sei der Standpunkt, von dem aus gesehen oder gehört werde. Daher sei hier wie dort jede feinere Ausführung übel angebracht.¹⁾ Diese Stelle ist nun freilich ganz geeignet, um isokratische Haarkünstler von der Nutzlosigkeit und Lächerlichkeit ihrer Toilette auf der Kanzel zu überzeugen; sie beweist aber nichts, und will nichts beweisen gegen die Bedeutsamkeit des sprachlichen Momentes in der Rede. Vernünftig erklärt, gibt sie vielmehr Rednern und Predigern einen sehr beherzigenswerten Wink über die Verschiedenheit der Büchersprache und des lebendigen, an große Massen gerichteten Wortes. Auch an anderen Stellen macht der Philosoph auf diesen Unterschied aufmerksam. So z. B., wenn er schreibt: „Man darf nicht außeracht lassen, daß jeder Gattung ein anderer Styl eignet; denn anders ist die Sprache des Schriftstellers, anders die des Redners. . . . Der Styl des Schriftstellers muß sich vor allem durch sorgfältige Genauigkeit auszeichnen; die Sprache des Redners muß ganz für den Vortrag berechnet sein. . . . Vergleicht man beide Stylarten miteinander, so erscheint die Sprache des Schriftstellers beim öffentlichen Vortrage mager, während umgekehrt eine wahrhaft oratorische Sprache, wenn man sie liest (eigentlich „in den Händen hat“) ungeschickt erscheint. Der Grund liegt eben darin, daß sie auf den Vortrag berechnet ist.“²⁾ In diesen Stellen gibt sich wieder einmal der ebenso scharfe als praktische Blick des großen Philosophen kund, und es wäre sehr zu wünschen, daß nicht nur die Verfasser von Predigten, sondern auch deren Kritiker und Recensenten den Unterschied zwischen der todten Büchersprache und dem für den Vortrag bestimmten Worte immer vor Augen hätten. Hier nur einige Andeutungen über die Eigenart des oratorischen Styles, insbesondere soweit die Volkspredigt in Betracht kommt. Vor allem muß die Predigt einen hervorragenden Grad von durchsichtiger Klarheit und Verständlichkeit besitzen. Zwar soll sich auch der Schriftsteller, selbst wenn er für Gelehrte schreibt, der Klarheit befleißigen; aber er darf doch höhere Anforderungen an das Denkvermögen seiner Leser stellen, einmal weil er voraussetzen kann, daß die geistigen Fähigkeiten des lesenden und gebildeten Publicums weiter entwickelt sind, und dann, weil der Leser eine minder verständliche Stelle recht gut zwei- und auch dreimal lesen kann. Der Hörer hingegen ist darauf angewiesen, was du sagst, gleich beim erstenmale aufzufassen, oder auf das Verständnis überhaupt zu verzichten. Sprich deshalb nicht in gewundenen und verwickelten Sätzen, sondern bediene dich eines einfachen, durchsichtigen Satzbaues. Das ist auch mehr die ungezwungene, frische, natürliche Sprache des Herzens. Ebenso wenig rede die abstracte Sprache der Wissenschaft. Das Wort des Volks-

¹⁾ Rhet. III, 12. — ²⁾ a. a. O.

redners muß anschaulich und plastisch sein, ohne deshalb allzu bunt zu werden. Gute Metaphern und Gleichnisse sind von vorzüglicher Wirkung, ebenso gutgewählte Beispiele und Züge aus der hl. Schrift, dem Leben der Heiligen und anderen erprobten Quellen. Endlich trägt auch die Individualisierung allgemeiner Wahrheiten und deren Anwendung auf concrete Erscheinungen des Lebens viel zur Verständlichkeit bei. Ein kurzes Beispiel aus der sechsten Homilie des heiligen Chrysostomus über Lazarus möge das Gesagte veranschaulichen. „Es geschah, daß beide starben; es starb der Reiche und wurde begraben; auch Lazarus schied; ich möchte nämlich nicht gerne sagen: er starb. Denn der Tod des Reichen war in Wirklichkeit ein Tod und ein Begrabenwerden; der Tod des Armen hingegen war nur eine Reise und eine Versetzung in einen besseren Zustand, ein Lauf von dem Kampfplatze zum Siegespreis, aus dem Meere in den Hafen, aus der Schlacht zum Triumph, aus schweren Strapazen zum Kranze.¹⁾ Beide also giengen dorthin, wo alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Das Schauspiel war zu Ende, die Masken wurden weggenommen. Denn es geht auf Erden, wie hier in euerem Theater. Da werden am hellen Mittage Vermummungen vorgenommen.²⁾ Viele aus dem Bühnenpersonal treten als Schauspieler auf, die Masken vor dem Gesicht, um eine alte Fabel oder Geschichte darzustellen. Der eine spielt den Philosophen, und ist doch keiner; der andere den König, und ist kein König...; ein dritter stellt einen Arzt vor, obwohl er kaum mit einem Stück Holz umzugehen versteht...; ein Freier erscheint als Slave, und, wer kaum die Buchstaben gelernt hat, geberdet sich als Lehrer; kurz, alle scheinen zu sein was sie nicht sind, und was sie sind, das scheinen sie nicht... So lange die vergnügten Zuschauer dasitzen, bleiben die Masken. Wenn aber der Abend hereinbricht und das Spiel zu Ende ist, wenn alle sich zurückziehen, dann schwinden die Larven, und wer drinnen (im Theater) König war, ist draußen ein Kupferschmied... So auch im Leben und am Ende des Lebens. Die Welt ist ein Theater, das Leben ein Spiel... Aber einmal geht der Tanz zur Reize, jene furchtbare Nacht bricht herein... Das Spiel ist aus, die Masken fallen. Ein jeder wird gerichtet nach seinen Werken;... Fürst und König, Weib und Mann. Dann fordert der Richter ein Leben voll guter Werke. Hohe Würde, dürftige Armut, stolze Verachtung zählen da nicht. »Zeige mir Werke,« wird er sprechen, »bist du ein Slave: bessere als der Freie; bist du ein Weib, männlichere als der Mann.« — In dieser Stelle lebt alles; die Sprache ist plastisch, anschaulich, dramatisch-lebendig und eben deshalb fesselnd und wirksam. Ist sie auch populär? Ganz gewiß; wenn auch nicht im Sinne jener, die populär und niedrig fast für gleichwertige Begriffe halten; die sich schmeicheln, etwas besonderes

¹⁾ Das alles waren für die Antiochier sehr naheliegende und verständliche Bilder. — ²⁾ Muthmaßliche Uebersetzung des Griechischen: παραπαισμάτα γίνονται.

geleistet zu haben, wenn sie sich unedler, pöbelhafter Ausdrücke und Vergleiche auf der Kanzel bedienten.

Ein anderer Vorzug aber der oratorischen Sprache, der sonst in hohem Grade dem hl. Chrysostomus eigen ist, tritt in der angeführten Stelle weniger zutage: der Ton der Ansprache nämlich und des Wechselverkehrs mit dem Zuhörer. Es möge deshalb eine andere Stelle desselben heiligen Redners auch diese Eigenthümlichkeit des oratorischen Styles veranschaulichen und die kurzen Bemerkungen über den vorliegenden Gegenstand abschließen. Eutrop, der einst gewaltige, jetzt gestürzte Günstling des Kaisers Arkadius, hatte sich vor der Wuth des Volkes in die Kirche geflüchtet und so im Unglücke das Asylrecht angerufen, das er in den Tagen des Glückes durch feindselige Erlasse aufgehoben hatte. Der große Bischof von Constantinopel war edelmüthig genug, seinem Feinde in dieser Noth Hilfe zu leisten. Er hielt zu diesem Zwecke in Anwesenheit des Eutrop, der den Altar umklammerte, und einer zahllosen Menschenmasse, die zusammengeströmt war, um den Gestürzten zu sehen, jene berühmte Rede, aus welcher ein kleiner Abschnitt hier folgen möge. Nach einer großartigen, ergreifenden Schilderung des jähen Falles von der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe fährt der Redner also fort: „Ich sage das nicht, um ihn (Eutrop) zu schmähen oder in seinem Unglück zu verhöhnen, sondern in der Absicht, euer Herz zu erweichen und zum Mitleid zu stimmen, und euch zu bewegen, bei der Strafe, die ihn getroffen, es bewenden zu lassen. Es gibt nämlich viele herzlose Menschen unter uns, die es mir zum Vorwurf machen, daß ich ihm am Altare eine Zufluchtsstätte gewährte. Um ihr hartes Herz zu erweichen, schildere ich seine Leiden. Sage mir, mein Lieber! warum zürnst du denn eigentlich? »Weil er in die Kirche sich geflüchtet, die er ohne Unterlaß bekämpfte.« Aber dafür sollte man ja Gott ganz besonders preisen, daß er ihn in diese Nothlage kommen ließ; denn so lernt er zugleich die Macht und die Liebe der Kirche kennen: die Macht, weil seine Feindseligkeiten gegen die Kirche die Ursache seines Sturzes sind; die Liebe, weil sie jetzt schützend ihren Schild über ihn hält, ihn unter ihre schirmenden Flügel genommen, ihm volle Sicherheit gewährt, ohne des Unrechtes zu gedenken, das sie einst von ihm zu erleiden hatte. . . . Das ist eine Zierde für den Altar. »Eine schöne Zierde!« sagst du, »wenn ein gottloser, habgieriger, raubgieriger Mensch den Altar berührt.« Sprich nicht so! Auch die Sünderin berührte die Füße Christi, und sie war doch gewiß unheilig und unrein. Und doch gereichte diese That dem Heilande nicht zum Vorwurf; sie war vielmehr ein wunderbares Schauspiel und eine große Verherrlichung seiner Person. Denn den Reinen konnte die Unreine nicht beflecken; aber der Reine und Sündenlose hat die schuldbeladene Sünderin durch diese Berührung rein gemacht. Trage also keinen Groll im Herzen, o Mensch! Wir sind Diener des Gekreuzigten, der da sagte: »Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was

sie thun!« Aber, wendet man ein, »er war es, der die Zuflucht in die Kirche durch entgegenstehende Erlässe und Gesetze verschlossen.« Doch sieh! nun lernte er durch eigene Erfahrung, was er damals gethan, und er selbst war der erste, der durch die That sein Gesetz aufhob. So ist er zum Schauspiel für die Welt geworden und ruft schweigend von hier allen zu: »Thuet nicht, wie ich, damit ihr nicht leidet, wie ich!« Ja, er ist zum Lehrmeister geworden durch sein Unglück. In herrlichem Glanze erstrahlt der Altar, welcher jetzt auch deshalb heilige Furcht einflößt, weil er den Löwen gefesselt hält. Gereicht es doch auch dem Standbilde des Kaisers zu hohem Schmucke, nicht nur wenn er im Purpurmantel auf dem Throne sitzt, mit der Krone geziert, sondern auch, wenn unter seinem königlichen Fuße Barbaren liegen mit gebundenen Händen und gesenktem Haupte."

Es wäre überflüssig, dieser Stelle auch nur ein Wort der Erklärung oder des Lobes beizufügen.

Das Fest „Mariä Himmelfahrt“ und seine Feier im christlichen Volke.

Von Vicar Dr. Heinrich Samson in Darfeld, Westfalen.

Das Fest Mariä Himmelfahrt gehört zu den ältesten kirchlichen Gedenktagen. In den ersten Jahrhunderten feierte die abendländische Kirche den Todestag und den Tag der Himmelfahrt Mariä, jeden besonders; seit dem sechsten Jahrhundert wird aber das Andenken an diese Ereignisse am 15. August zusammen gefeiert. In den Datierungen der Urkunden des Mittelalters ist dieses Fest durch folgende Namen ausgezeichnet: großer Frauentag, Frauentag der Scheidung, Frauentag im Schnitt, in der Ernte, Scheidungstag. Im Sachsen-Spiegel (aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) wird wegen der damals schon in Norddeutschland gebräuchlichen Kräuterweihe dieser Tag wurz messe genannt; die Glosse bemerkt dazu: „Dat is zu krudemesse unser lieben Frawen, als sei to Himel voer“. Weil nämlich die Zeit des Festes zum Dank für das Gedeihen der Pflanzenwelt einlud, so kam schon früh in manchen Gegenden Deutschlands der Gebrauch auf, Blumen und Kräuter an diesem Tage zu weihen. Diese Kräutersegnung mag auch daher kommen, daß die hl. Maria oft in der heiligen Schrift mit Blumen und fruchtbaren Gewächsen verglichen wird und daß nach einer alten, ehrwürdigen Ueberlieferung, deren schon Johannes Damascenus gedenkt, zur Erfüllung der Worte des Hohen Liedes (3, 6), da Maria dem Grabe entstieg, sich ein überaus wohlriechender Geruch wie von duftenden Kräutern verbreitete. Früher fand auf der Schneekoppe, der höchsten Spitze des schlesischen Erzgebirges, eine Kräuterweihe am 15. August statt, bei welcher sich die sogenannten Kräutermänner versammelten, Leute, die aus den heilsamen Kräutern des Gebirges Arzneimittel machten und

weithin verbreiteten. Das Fest der Wurzweihe wurde namentlich in manchen Gegenden Bayerns mit großer Feierlichkeit begangen, z. B. in Würzburg, und es wird auch wohl der Name der Stadt darauf zurückgeführt.

Was nun die Begebenheiten betrifft, die diesem Gedächtnistage zu Ehren der Muttergottes zugrunde liegen, so werden wir über dieselben nur durch die mündliche Ueberlieferung belehrt. Die heilige Schrift erzählt nichts über die letzten Lebenstage der heiligen Jungfrau nach der Himmelfahrt des Herrn. Gemäß der Aussage des Patriarchen Juvenalis, der sich auf eine alte und bestimmte Tradition der Kirche von Jerusalem beruft, ist Maria noch 23 Jahre auf Erden geblieben. Es ist auch durch innere Gründe wahrscheinlich, daß die Mutter des Herrn noch längere Zeit der jungen Kirche mit ihrem Gebete und Tugendbeispiele zur Seite stand. Als die Hilfe der Christen wurde sie so für jedes Alter ein Vorbild. Die Ueberlieferung erzählt weiter, daß sie mehr aus Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Sohne, als in Folge einer Krankheit gestorben sei. „Das Feuer der göttlichen Liebe“, sagt der hl. Bernhard, „hat die Bande der Seele und des Leibes zerrissen, um die Hochgebenedeite mit ihrem Sohne im Himmel zu vereinigen.“ Einige Tage vorher, ehe der Herr seine Mutter in den Himmel aufnahm, so berichtet Juvenalis, habe er den Erzengel Gabriel gesendet, der ihr den Tag und die Stunde des Todes geoffenbart habe. Nachdem Maria diese selige Nachricht ihrer baldigen Vereinigung mit Gott empfangen hatte, benachrichtigte sie den hl. Johannes davon. Bald verbreitete sich die Kunde ihres nahen Hinscheidens in ganz Jerusalem, allgemein war die Bestürzung unter den Christen und alles drängte sich hinzu, um von der Mutter der Gnade noch den letzten Segen zu empfangen. Die heiligen Apostel sollen wunderbarerweise von dem Tode Mariä verständig und aus den verschiedenen Welttheilen, in welche sie zur Verkündigung des Evangeliums ausgezogen waren, zurückgekehrt sein, um bei dem Tode der allerseeligsten Jungfrau gegenwärtig zu sein. Diese richtete vor ihrem Hinscheiden die Augen auf die geliebten Jünger und sprach als letzte Abschiedsworte: „Seid gesegnet! Ich werde nicht aufhören, an euch zu denken.“ Das Sterbezimmer wurde mit himmlischem Glanze erfüllt. Die Apostel trugen 300 Schritte weg von Jerusalem den heiligen Leib, legten ihn in das zubereitete Grab und verschlossen es mit einem Steine. Nach dem Berichte des Patriarchen Juvenalis haben dann die Apostel mit den Gläubigen drei Tage lang nicht abgelassen, bei dem Grabe Hymnen und Psalmen zu singen. Am dritten Tage erschien auch Thomas, der sich beim Tode der heiligen Jungfrau nicht hatte einfinden können. Um sie noch einmal zu sehen, bat er das heilige Collegium der Apostel, das Grab zu öffnen. Man öffnete es, fand es aber leer; ein lieblicher Wohlgeruch duftete aus demselben hervor und Lilien waren da entsprossen, wo der heilige Leib gelegen hatte.

So war es schon seit der ältesten Zeit der Christenheit angenommen, daß Gott die irdliche Hülle der heiligen Jungfrau vor Verwesung bewahrt und sogleich in den Himmel aufgenommen habe. Die angesehensten Theologen der katholischen Kirche im Mittelalter bis auf unsere Zeit haben sich zu der Meinung bekannt, daß die heilige Jungfrau nicht nur ihrer Seele nach, sondern auch mit ihrem Leibe in den Himmel aufgenommen sei. In den verschiedensten Jahrhunderten wird dieser kirchliche Glaube bezeugt durch Ildesons von Toledo, Petrus Damiani, Thomas von Aquin u. a. Die Kirche bringt diesen Glauben zum Ausdruck, indem sie bei der Feier dieses Festes jene Homilien der heiligen Väter verlesen läßt, worin die Aufnahme Mariä in den Himmel gelehrt wird. Der hl. Petrus Canisius sagt darum, daß die leibliche Aufnahme der heiligen Jungfrau zwar kein Glaubensartikel sei, daß es aber eine fromme und wahrscheinliche Meinung sei, von welcher der katholische Christ nicht abweichen soll. Die Himmelfahrt des Herrn wird von derjenigen der Muttergottes schon durch die Kirchensprache ihrem Wesen nach unterschieden. Die erstere heißt *ascensio* (Aufsahrt), um anzudeuten, daß Christus durch eigene Macht in den Himmel aufstieg, die letztere heißt *assumptio* (Aufnahme), um anzuzeigen, daß die hl. Maria durch eine besondere Gnade in den Himmel aufgenommen wurde.

Von der christlichen Kunst sind der Tod und die Himmelfahrt der Muttergottes sehr häufig dargestellt worden und die frommen altdeutschen Maler waren bestrebt, in dem Tode der hl. Maria den schönsten und glücklichsten Tod auszudrücken. Auf den Bildern dieser Art hat die Sterbende eine brennende Kerze in der Hand und die Apostel spenden ihr die heilige Communion. Auf manchen Bildern steht der Heiland neben der Sterbenden und empfängt ihre unsterbliche Seele; letztere wird durch die Gestalt eines Kindes angedeutet. Auf den Bildern der Himmelfahrt wird die heilige Jungfrau gewöhnlich mit weißem Kleide und blauen Sternenmantel dargestellt, um ihre Unschuld und himmlische Herrlichkeit anzuzeigen. Ihr Fuß ruht auf einer lichten Wolke, auf beiden Seiten erscheinen zahlreiche Engelchöre, die ihre Königin begrüßen. Sehr schön ist die Himmelfahrt oft in Glasgemälden abgebildet. Oben thront auf diesen Darstellungen die heilige Dreifaltigkeit, welche der Himmelskönigin die Krone reicht; auf dem unteren Theile des Bildes gewahrt man das offene Grab mit Blumen, die wie Edelsteine funkeln.

Die Zeitbestimmung dieses Festes erscheint bedeutungsvoll; es ist die Zeit der vollendeten Ernte. Der sich in dieser offenbarende Segen Gottes ist ein Bild der göttlichen Gnade auf dem geistigen Gebiete. Die Ernte selbst ist ein Bild des ewigen Lohnes. Gnade und Belohnung sind aber am meisten zutheil geworden der auserwählten Mutter des Herrn, die in den Himmel aufgenommen wurde.

In den Wetterregeln des Volkes, die Reinsberg gesammelt hat, wird dieser Festtag begreiflicher Weise oft genannt. Die Czechen sagen:

„Um Mariä Himmelfahrt die ersten Rüsse“, während man in Oesterreich und anderen Weinländern diesen Tag als maßgebend für die Güte des Weines bezeichnet. Man sagt daselbst: „Himmelfahrt Mariä Sonnenschein — Bringt guten Wein“ oder „Hat unsere Frau gut Wetter, wenn sie zum Himmel fährt — Gewiß sie guten Wein beschert“. Nach einer in Hessen verbreiteten Volksmeinung spinnen, wenn es auf Krautweihe regnet, die Spinnen den Bienen die Haide zu, und in der Grafschaft Mark herrscht die Ansicht: „Krutwige brenget et Solt in de Appeln (Krautweihe bringt das Salz in die Äpfel)“.

Wie hoch das Fest Mariä Himmelfahrt, gleichsam die Krone aller Gedächtnistage, welche zu Ehren der heiligen Gottesmutter von der Kirche begangen werden, im Mittelalter gefeiert wurde, geht auch daraus hervor, daß an demselben, wie zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, selbst bei ausgesprochenem Interdict, feierlicher Gottesdienst mit Glockengeläute stattfinden durfte (Ferraris Bibl. II. 14 s. v. campana); das Volk rechnet deshalb diesen Tag zu den sogenannten Vierhochzeiten. Nach einer Entscheidung der Riten-Congregation vom 2. Mai 1654 haben die zu Ehren U. L. Frau geweihten Kirchen, welche den Namen der seligsten Jungfrau ohne Angabe eines besonderen Muttergottes-Festes in ihrem Titel nennen, ihr Titularfest am 15. August zu feiern.

Die Pfarrei-Stammbücher.

Von P. Franz Zürcher O. S. B., Capitular von Einsiedeln (Schweiz).

In pastoral-theologischen Schriften lesen wir selten etwas Ausführliches über Bedeutung und Gebrauch der Stammbücher. Und doch gehört das Stammbuch einerseits zu den Büchern, die jedem Pfarrer fast unentbehrlich sind, und anderseits erfordert die Anlage eines Stammbuches, wo keines vorhanden ist, nicht unerhebliche Mühe, Sorgfalt und Ausdauer. Es dürfte sich darum sicher lohnen, über Einrichtung und Zweck der Stammbücher, sowie über das praktische Vorgehen bei Anlage derselben einige Erläuterungen zusammenzustellen.

1. Einrichtung des Pfarrei-Stammbuches. Das Wort Stammbuch wird in einem weitem und in einem engeren Sinne genommen. Im weitem Sinne bezeichnet es jedes Schriftstück, welches übersichtlich darlegt, wie eine Reihe von Personen ihre natürliche Abstunft (Abstammung) von einem gemeinsamen Ursprung (Stamme) herleitet. Stammbücher in diesem weiteren Sinne enthält die heilige Schrift viele. Wir würden sie eher Stammtafeln nennen. Die Stammtafel in der einfachsten Form nennt bei jeder Generation nur einen Sohn als Stammhalter, z. B. Cap. 5 der Genesis, Cap. 1 bei Matthäus. Die erweiterte Stammtafel zählt mehrere oder alle

Söhne auf, so Cap. 10 der Genesis, und besonders Cap. 1 bis 8 im ersten Buche Paralipomenon.

Die alttestamentlichen Stammtafeln verfolgen einfach den Zweck, die directe Abstammung einzelner Personen oder Geschlechter und Stämme von Einem Ursprunge darzulegen. Darum führen sie nur die Söhne auf, die Töchter in der Regel nicht; auch erwähnen sie gewöhnlich der Herkunft der Frauen nicht, weil sie keine Rücksicht nehmen auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der Familien und Stämme zueinander.

Die vollendetste Form der Stammtafel ist der sog. Familienstammbaum. Der Stammbaum will alle Glieder eines Familienstammes möglichst vollständig aufzählen und die stufenweise Entfaltung desselben anschaulich darlegen. Darum geht er zurück bis auf den ersten bekannten Stammvater und zählt bei jeder Familie alle Kinder, sowohl Töchter als Söhne, auf. Doch werden in der Regel nur die Nachkommen der männlichen Stammesglieder eingetragen, nicht auch die Kinder der verheirateten Töchter; bei den letztern wird bloß angemerkt, welchen Familiennamen sie seit der Verehelichung tragen. — Den Namen Stammbaum erhielten diese Tafeln, weil man es früher liebte, dieselben in der Zeichnung eines Baumes vor Augen zu stellen. Die Namen des Vaters und der Mutter bildeten Wurzel und Stamm, die Namen der Söhne des Stammvaters bildeten die Hauptäste, die übrigen Nachkommen die weitem Verzweigungen des Baumes, an welche sich immer neue Schößlinge ansetzten. Solche Stammbäume mögen für die betreffenden Familien ihren Wert haben; öffentliches Interesse bieten sie wenig, außer bei fürstlichen Familien und regierenden Häusern.

Von hoher praktischer Bedeutung ist hingegen das Stammbuch im engern Sinne, ein eigentliches Buch im heutigen Sinne des Wortes. Dasselbe wird angelegt für einen größern Kreis von Familien, insbesondere für Pfarrgemeinden zu pastorellen Zwecken.

Das Stammbuch enthält in erster Linie die Stammtafel aller Familienstämme, die in der Pfarrei ansässig sind; sodann notiert es auch die Verwandtschaft, welche in Folge wechselseitiger Heiraten zwischen den Familienstämmen entstanden ist. Das sind die zwei wesentlichen Erfordernisse für jedes Pfarrei-Stammbuch: erstens die Stammtafel aller Familienstämme der Pfarrei und zweitens die Angabe des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen den einzelnen Familien. Aus diesen beiden Elementen ergibt sich die Einrichtung des Buches.

Das Stammbuch weist jedem Familienstamm eine eigene Tafel oder Tabelle an, die sich auf mehr oder weniger Blätter des Buches erstreckt, je größer oder kleiner die Ausdehnung des Stammes ist. Die Tabellen werden numeriert und gewöhnlich alphabetisch geordnet. Gar oft wird der gleiche Geschlechtsname sich in mehreren Familienstämmen und deshalb auch in mehreren Tabellen wiederholen. In jede Stammtafel oder Tabelle werden nun die einzelnen

Familien, die dahin gehören, d. h. die Namen der Eltern und der sämtlichen Kinder, in der Weise eingetragen, daß jede Familie ihre eigene Nummer erhält und jede Person auf eine eigene Linie zu stehen kommt. An sich ist es gleichgiltig, in welcher Reihenfolge die Familien bei ein und derselben Tafel eingeschrieben werden, wenn nur nie die Familie eines Sohnes vor der Familie seines Vaters sich eingetragen findet.

Wesentlich ist nun aber, daß bei jedem Familienvater angegeben wird, aus welcher frühern Nummer derselben Tabelle er herkommt, wie denn auch an seinem Stammorte bemerkt wird, in welcher folgenden Nummer er als verheiratet zu finden ist. Ebenso nothwendig muß bei jeder Familienmutter angezeigt werden, aus welcher Tabelle und Nummer sie stammt, wie auch an ihrem Stammorte notiert wird, wohin sie geheiratet habe, d. h. in welcher Tabelle und Nummer sie als Ehefrau eingetragen ist. Zu diesem Zwecke gehen demnach durch das ganze Stammbuch neben den Personennamen zwei fortlaufende Colonnen, in welchen mittelst Zahlen eingetragen wird, einerseits woher jede verheiratete Person stammt, anderseits wohin jede ledige Person, die zur Ehe gekommen ist, sich verhehelicht hat. Mit einem Wort: ein Stammbuch ist dann gehörig eingerichtet, wenn bei jeder verheirateten Person, Mann oder Frau, das Woher und das Wohin genau eingeschrieben ist; diese Eintragung aber geschieht einfach durch zwei Zahlstellen.

Daraus erhellt, daß im Stammbuche jede Familie, ja jede Person durch bloße Zahlen citiert werden kann, analog den Texten der heiligen Schrift. Z. B. die Familie des Alois Steiner-Walder ist zu finden Tab. 55, 44, d. h. in der Tabelle 55, Nummer 44.

Neben den zwei genannten Colonnen für Aufnahme der Tabelle und Nummer gehen gewöhnlich noch andere Colonnen her, z. B. für Einschreiben des Geburts- und Todesdatums u. s. w. Sind diese auch nicht durchaus nothwendig für ein Stammbuch, so sind sie doch sehr wertvoll, wie sich unten zeigen wird, und sollten in keinem solchen Buche fehlen.

Eines ist jedoch bei einem Stammbuche für größere Pfarreien unerlässlich: ein Register sämtlicher Ehepaare am Ende des Buches. In diesem Register werden die Ehepaare nach dem Familiennamen des Mannes eingetragen, ohne Rücksicht darauf, ob sie der gleichen oder verschiedenen Tabellen angehören. Bei den einzelnen Familiennamen werden sie alphabetisch nach dem Familiennamen der Frau geordnet. Jedem Paare wird die betreffende Tabelle und Nummer, der es entnommen ist, zur Seite geschrieben. Ein solches Register erleichtert ungemein das schnelle und sichere Auffinden jeder Familie und jeder einzelnen Person im ganzen Buche.

2. Zweck des Pfarrei-Stammbuches. Das Stammbuch will nicht etwa bloß der äußern Personalkennntnis der Pfarrangehörigen oder der Vorliebe für genealogische und statistische Studien dienen,

sondern es hat seinen bestimmten Grund in der kirchlichen Gesetzgebung über die Ehehindernisse.

Von altersher hat die Kirche Ehen zwischen nahen Verwandten verboten, ja für ungiltig erklärt. Genau festgestellt wurden in dieser Hinsicht die trennenden Ehehindernisse auf dem allgemeinen Lateran-Concil unter Papst Innocenz III. im Jahre 1215. Dasselbe bestimmt, daß Ehen ungiltig seien zwischen Verwandten bis in den vierten Grad inclusive, ebenso zwischen Verschwägerten bis in den vierten Grad inclusive. Das Concil von Trient hat dies bestätigt, nur hat es das Hindernis der Schwägerschaft durch außerehliche Beibwohnung auf den ersten und zweiten Grad beschränkt. Sess. XXIV. cap. IV. Die Grade der Verwandtschaft sind nach dem canonischen, nicht nach dem bürgerlichen Rechte zu zählen. Nach dem kirchlichen Rechte sind Bruder und Schwester im ersten, Geschwisterkinder im zweiten Grade, die Kinder von Geschwisterkindern im dritten und die Enkel von Geschwisterkindern im vierten Grade verwandt.

Da es sich bei Eingehung der Ehe um ein Sacrament handelt, ist der Seelsorger verpflichtet, jegliche Frustration desselben zu verhüten. Er muß darum moralisch überzeugt sein, daß keine Blutsverwandtschaft oder Schwägerschaft zwischen den Brautleuten besteht, oder wenn dies der Fall ist, das Hindernis durch Dispense heben lassen. Die Erfahrung zeigt aber, daß Verwandtschaft zwischen Bräutigam und Braut ziemlich häufig, ja in manchen mehr abgeschlossenen Orten und in Landgemeinden sehr oft vorkommt. Wie soll nun der Pfarrer feststellen, ob ein Hindernis der Verwandtschaft besteht oder nicht? Kann er sich auf die Aussage der Brautleute verlassen? Abgesehen davon, daß manche Brautleute in ihrer religiösen Gleichgiltigkeit sich um derlei Dinge wenig kümmern, ja sie wissentlich verschweigen können — wie viele auch gewissenhafte Leute kennen ihre Verwandtschaft nicht, sobald dieselbe etwas entfernter ist? Selbst mancher studierte Herr könnte nicht sagen, ob sein Urgroßvater oder seine Urgroßmutter noch Geschwister hatte und welches die Nachkommen dieser Geschwister sind. Besonders leicht entzieht sich die Kenntniss der Verwandtschaft der Brautleute, wenn sie von mütterlicher Seite, und zwar beiderseits von mütterlicher Seite stammt; ebenso dann, wenn sie mehrfach ist, z. B. aus einem Grunde im dritten Grade, und aus einem andern Grunde im vierten Grade. Leicht wird auch die Schwägerschaft übersehen, d. h. die Blutsverwandtschaft zwischen dem verstorbenen und dem künftigen Ehegatten. Auch der Pfarrer selbst, mag er schon lange Jahre in der Pfarrei sein, wird kaum imstande sein, die Verwandtschaft seiner Pfarrkinder bis in den vierten Grad auch nur mit einiger Sicherheit im Kopfe auszurechnen. Um wie viel weniger ein Pfarrer, der erst kurze Zeit da ist, oder ein bloßer Stellvertreter? In welchem Buche soll er Aufschluß suchen und finden? Für jeden Fall wäre das Nachschlagen eine recht langwierige und mühsame Arbeit, die unter

Umständen nicht einmal zum Ziele führt. Gibt es aber ein Mittel, das allen diesen Unsicherheiten schnell und bestimmt ein Ende macht? Ja, dieses Mittel ist das Stammbuch, das ja nicht bloß den Stammbaum aller Familienstämme, sondern auch das Verwandtschaftsverhältnis zwischen den Familien genau und kurz angibt. Und eben darum ist das Stammbuch in jeder Pfarrei unentbehrlich.

Handelt es sich um die Auskündigung eines Eheversprechens, bei welchem nicht sicher ist, ob die Brautleute verwandt sind, so nimmt der Herr Pfarrer oder sein Cooperator das Stammbuch zur Hand, sucht im Register die Familie des Bräutigams auf und schreibt dessen Namen auf ein Blatt Papier. Neben dem Namen des Bräutigams setzt er untereinander die Namen von dessen Vater und Mutter (wenigstens mit den Anfangsbuchstaben) und nebenher die Zahl der Tabelle und Nummer, aus der beide stammen; neben die Namen der Eltern setzt er untereinander die Namen der beiderseitigen Großeltern sammt deren Tabelle und Nummer und neben diese endlich untereinander die sämtlichen Urgroßeltern mit den entsprechenden Tabellen und Nummern. Die Namen sind Nebensache, Hauptsache sind die Zahlstellen. Nun schreibt er den Namen der Braut unter den des Bräutigams, sucht deren Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, setzt jedesmal deren Namen unter die zutreffenden Voreltern des Bräutigams und fügt jedem Namen die richtige Tabelle und Nummer bei. Dabei ist sehr zu beachten, daß bei jeder Person nicht die Nummer herausgeschrieben werde, wo sie als verheiratet steht, sondern die Nummer des Stammortes.¹⁾

¹⁾ Ein Beispiel möge das Nachschlagen veranschaulichen:

Sponsi	Parentes	Avi	Proavi
Sponsus: A. St. 78, 42	F. 78, 33	J. 78, 27	C. <u>78, 18</u>
			A. C. <u>25, 31</u>
	B. F. 32, 64	M. B. 16, 35	A. 16, 23
			A. St. <u>82, 19</u>
Sponsa: R. K. 65, 34	C. 65, 24	C. 32, 47	M. 32, 24
			C. K. 54, 11
		K. S. 76, 33	R. 76, 22
			A. B. 9, 19
	G. St. 78, 36	R. 65, 19	F. 65, 16
			F. St. <u>82, 19</u>
		B. B. 10, 17	L. 10, 13
			S. S. 79, 14
		W. <u>78, 18</u>	P. 78, 13
			P. P. 59, 23
		B. G. 49, 12	C. 49, 10
			A. F. 32, 23

Dieses Schema weist zweimal je zwei gleichlautende Zahlstellen auf; sie sind durch Unterstreichen hervorgehoben. Erstens Tab. 78. 18 sowohl in der dritten, als in der vierten Reihe. Also ist der Urgroßvater des Bräutigams väterlicherseits ein

Sind sämtliche Zahlstellen, soweit sie im Stammbuche zu finden sind, angeschrieben, so ist mit einem einzigen Blicke klar, ob Verwandtschaft besteht oder nicht. Denn wenn unter den Zahlstellen bei den Voreltern der Braut sich eine findet, die in Bezug auf Tabelle und Nummer gleichlautet, wie eine Zahlstelle bei den Voreltern des Bräutigams, so ist Verwandtschaft sicher. Sind zwei gleiche Zahlstellen bei den Namen der Eltern, so sind die Brautleute Geschwisterkinder; sind zwei gleichlautende Zahlen bei den Großeltern oder Urgroßeltern, so sind sie im dritten, beziehungsweise im vierten Grade verwandt. Weil Geschwister überall im Stammbuch in der gleichen Tabelle und Nummer stehen, so ist jedesmal, wenn zwei Personen ihre Abstammung auf die gleiche Tabelle und Nummer zurückführen, deren Verwandtschaft zueinander erwiesen.

Stirbt der Bräutigam Witwer oder die Braut Witwe und man bleibt im Ungewissen über allfällige Schwägerschaft, so muß obige Operation wiederholt werden, d. h. man sucht zuerst nach, ob die Brautleute unter sich blutsverwandt seien und nachher erst, ob zwischen der verstorbenen und der künftigen Frau, beziehungsweise zwischen dem verstorbenen und dem künftigen Mann Blutsverwandtschaft bestehe. Finden sich bei der zweiten Nachforschung zwei gleichlautende Zahlstellen bei den Voreltern beider, so ist Schwägerschaft, Affinität, vorhanden.

Es kann allerdings an der Hand des Stammbuches auch eine andere, etwas abweichende Art des Nachschlagens zum Ziele führen. Aber die angegebene Methode dürfte sich empfehlen, erstens, weil sie keine einzige Person übersieht bis zum letzten Urgroßmütterchen zurück; zweitens, weil sie mit mathematischer Genauigkeit und Sicherheit vorgeht und doch kein Kopfzerbrechen fordert; drittens, weil sie ganz übersichtlich darlegt, ob keine, ob einfache, ob mehrfache Verwandtschaft vorhanden ist; viertens, weil auf diese Art jeder Pfarrer, ja auch ein in der Pfarrei unbekannter Pfarrverweser in ganz kurzer Zeit mit aller nur wünschbaren Zuverlässigkeit sich über die verwandtschaftlichen Beziehungen der Ehecandidate orientieren kann.

Dies ist demnach der eigentliche Zweck des Pfarrei-Stammbuches, das Verwandtschaftsverhältniß zwischen Brautleuten sicher und schnell zu erfahren. Das Stammbuch bietet indessen noch andere schätzbare Vortheile, die kurz angedeutet werden mögen.

Erstens ersetzt das Stammbuch dem Seelsorger das sogenannte Haus- oder Familienbuch. Das letztere Buch, das dem Pfarrer einen Ueberblick über den status animarum, über die Familien der Pfarrgemeinde und alle dahin gehörenden Personalien gibt, wäre zwar

Bruder vom Großvater der Braut mütterlicherseits; folglich sind die Brautleute verwandt in gradu quarto attingente tertium. Ferner Tab. 82, 19 beidemal in der vierten Reihe. Zwei Urgroßmütter waren Schwestern; folglich sind die Brautleute noch aus einem andern Titel in gradu quarto aequali blutsverwandt.

in jeder Pfarrei sehr erwünscht. Aber weil das Hausbuch sich an die einzelnen Ortschaften, Nachbarschaften, Häusernamen u. s. w. anschließen muß, die Familien aber häufig die Wohnung wechseln oder sich schnell verdoppeln, so ist es fast unmöglich, ein correctes Familienbuch zu führen. Aber das Stammbuch ersetzt das Hausbuch in dem Grade, daß das letztere ganz überflüssig wird. Es enthält ja jede Familie, und bei jeder Familie die einzelnen Mitglieder; es gibt das Geburtsdatum, das Todesjahr jedes Einzelnen an; ein einfacher Blick in dasselbe zeigt, wer aus der Familie noch am Leben, wer gestorben ist, welche von den Söhnen und Töchtern noch ledig, welche verheiratet sind, und mit wem sie verheiratet sind u. s. w. Ja, das Stammbuch hat vor dem gewöhnlichen Hausbuch den Vorzug, daß es auch die stufenweise Fortentwicklung der Familienstämme klarlegt, und so für jedes Zeitalter, sowohl für die Vergangenheit als die Gegenwart, ein Familienbild der Pfarrgemeinde entwirft.

Zweitens leistet das Stammbuch immer treffliche Dienste, so oft der Pfarrer über einzelne Personen oder Familien der Pfarrei Auskunft haben oder geben soll, z. B. bei Ausstellung eines Familienscheines, bei Streitigkeiten wegen Erbberechtigung, wegen Ortsbürgerrecht u. dgl. Mit dem Stammbuch an der Seite ist man imstande, in einer halben Stunde abzuthun, was sonst vielleicht mehrere Stunden in Anspruch genommen hätte.

Drittens. In Ländern, wo die Civilstandsbücher von weltlichen Beamten geführt werden, muß die Anzeige über Geburten, Ehen und Sterbefälle, welche auswärts wohnende Ortsbürger betreffen, regelmäßig dem Civilbeamten des Heimatsortes gemacht werden, und wird dieselbe in die Civilregister eingetragen. Es dürfte aber den Seelsorger öfter interessieren, einen Einblick in den Familienstand abwesender Bürger zu gewinnen, zumal später manche wieder in die Heimat zurückkehren. Oder er würde gerne manches hierüber schriftlich notieren. Aber wo soll er es thun? In das Taufbuch können Geburten ohne Taufzeugniß nicht eingetragen werden; ebensowenig dürfen Ehen ins Ehebuch geschrieben werden, von denen nur das Civilstandsamt Kunde erhalten hat. Aber da hilft wieder das Stammbuch aus. Es hat keinen streng kirchlichen Charakter; in dasselbe können auch Notizen über auswärts Wohnende aus dem Civilregister aufgenommen werden. Und wenn es durch den Verfasser des Stammbuches geschieht, so wird auf diese Art der Familienstand derselben auch in der Heimat schriftlich fixiert. Dabei kann der Seelsorger auch manche pastorelle Beobachtung machen. Wenn er im Stammbuch sieht, wie manche seiner ehemaligen Pfarrkinder auswärts leichtfertig gemischte Ehen eingehen, oder ihre Kinder nicht katholisch taufen und erziehen lassen, bloß civil heiraten, sich scheiden lassen, wieder sich verehelichen u. s. w., da wird es ihm klar werden, wie nothwendig es ist, schon in der sonntäglichen Christenlehre und öfters in der Predigt über derlei Punkte sich deutlich auszusprechen.

Wir können die Bedeutung des Stammbuches in die Worte zusammenfassen: Was das Hauptbuch unter den Rechnungsbüchern, das ist das Stammbuch unter den Pfarrbüchern, es faßt die übrigen Bücher in sich. Im Vergleich zu den Vorthellen, die es gewährt, erscheint die Mühe, welche auf dasselbe zu verwenden ist, äußerst gering. Ist das Stammbuch einmal erstellt, dann genügt jedes Jahr ein einziger Tag, auch in einer großen Pfarrei, um die während einem Jahre erfolgten Personal-Änderungen aus den Pfarrbüchern, eventuell aus den Civilstandsbüchern in dasselbe überzutragen.

Gerne nimmt der Seelsorger dieses Buch zur Hand, weil er weiß, daß da immer schnell Aufschluß zu finden ist. Es gereicht dem Pfarrer zur Freude, der Pfarrei zum größten Dienste. Und ist es so alt geworden, daß es den neuen Generationen keinen Raum mehr bietet und dem praktischen Bedürfnisse nicht mehr genügt, dann wird es erst recht eine Zierde des Pfarrarchives werden — für alle Zukunft ein Denkmal vergangener Zeiten, ein ehrenvolles Zeugnis für Seelsorger und Gemeinde.

3. Vorgehen bei Anlage eines neuen Stammbuches. Das Bedürfnis nach einem Stammbuche wird in jeder Pfarrei, wo keines vorhanden ist, schnell empfunden, aber nicht so schnell geht es mit der Anlage desselben. In einer kleinern Pfarrei ein Stammbuch zu erstellen, ist allerdings keine besonders große Mühe, bei einer großen Pfarrgemeinde wird jedoch bedeutend viele Zeit und Arbeit erfordert. Wird aber der richtige Weg eingeschlagen, so führt er verhältnismäßig schnell zum Ziele. Ohne den richtigen Weg könnte man leicht viele Mühe unnütz vergeuden, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen und am Ende das so nützliche Unternehmen ganz fallen lassen. — Vor allem muß die Absicht da sein, ein möglichst vollständiges und zuverlässiges Stammbuch anzulegen. Es genügt nicht, bloß für einzelne Familien Stammbäume zu errichten und andere Familienstämme unbeachtet zu lassen. Ebenso wenig genügt es, bloß die seit einigen Jahrzehnten getrauten Ehepaare ins Stammbuch aufzunehmen; in diesem Falle würde das Buch noch hundert Jahre lang für das praktische Bedürfnis wertlos bleiben. Ein planmäßiges Vorgehen ist nothwendig, wird aber vom Erfolge belohnt.

Was das Material zum Stammbuche betrifft, so liefern dasselbe die pfarramtlichen Bücher, besonders das Tauf- und Ehebuch. Auch die Bücher weltlicher Beamte, z. B. Bürgerregister, Civilstands-Bücher, werden bedeutende Dienste leisten. Doch ist unerläßlich, daß der Verfasser eines Stammbuches die Familien, die darin aufgenommen werden, wenigstens im ganzen und großen, persönlich kennt, oder doch von jemandem unterstützt wird, der sie persönlich kennt; sonst wird manche Verwechslung und mancher Irrthum unterlaufen. Wo weder die amtlichen Bücher noch die Personalkenntnisse genügen, da wird man durch Nachfragen bei älteren Pfarrangehörigen gar manchen willkommenen Aufschluß erhalten. Das Material für ein Pfarrei-

Stammbuch braucht übrigens nicht weiter zurückzugehen, als das praktische Bedürfnis es fordert, also nicht über den vierten Abstammungsgrad der jetzt Lebenden. Es reicht meistens hin, wenn man die Ehepaare, welche seit etwa hundertundzwanzig Jahren geheiratet haben, mit deren Kindern in das Stammbuch aufnimmt.

Die Hauptarbeit bei Anlage des Stammbuches zerfällt in zwei Theile: erstens werden für alle Familienstämme die Stammtafeln provisorisch angelegt; dies geschieht dadurch, daß man für jeden Ehemann dessen Stammort ausfindig macht. Erst nachdem diese Arbeit gethan ist, kann die zweite beginnen: man sucht für jede Ehefrau deren Stammort; dadurch wird die Verwandtschaft zwischen den einzelnen Familien aufgeklärt.

a. Wer an die Erstellung eines neuen Stammbuches geht, der nimmt das Ehebuch zur Hand und schreibt alle jene Ehepaare, bei welchen der Mann den gleichen Familiennamen trägt, z. B. Bachmann, auf einen Bogen Papier heraus, und setzt neben den Namen der Eheleute auch die Namen der beiderseitigen Eltern. Diese Ehepaare werden numeriert. Sodann nimmt er das Taufbuch und schreibt sämtliche Kinder, die diesen Geschlechtsnamen tragen, unter die Namen ihrer Eltern, sammt ihrem Geburtsdatum. Kinder, die gestorben sind, bevor sie erwachsen waren, können weggelassen werden. Findet sich im Taufbuch noch das eine oder andere Ehepaar, das nicht im Ehebuch steht, wird es gleichfalls angeschrieben. Sind so alle Familien desselben Geschlechtsnamens zusammengestellt, so sucht man für jeden Ehemann, bei dem jüngsten angefangen, dessen Stammort in einer früheren Nummer. Hat man denselben gefunden, was leicht ist, wenn die Namen der Eltern bekannt sind, so notiert man allsogleich die Nummer des Stammortes, und an diesem die Familien-Nummer seit der Verheirathung. Dadurch wird klar, ob man es bei dem betreffenden Familiennamen mit einem einzigen oder mit verschiedenen Familienstämmen zu thun hat. Im ersteren Falle ist die Stammtafel provisorisch schon erstellt; im letzteren Falle müssen die verschiedenen Stämme von einander ausgetrennt und auf ebensoviele Tabellen vertheilt werden. — In dieser Weise wird ein Familienname nach dem andern durchgenommen, am besten in alphabetischer Ordnung.

b. Wenn so die Stammtafeln aller Familienstämme der Pfarrei auf eigenen Bogen provisorisch entworfen sind, so muß nun festgestellt werden, woher sämtliche Ehefrauen stammen. Sind mit dem Namen derselben auch deren Eltern aus dem Ehebuch herausgeschrieben worden, so sucht man die letzteren bei den betreffenden Familien-Tabellen auf, und hat man sie gefunden, so notiert man am Stammorte jeder Frau, in welcher Tabelle und Nummer sie als verheiratet zu finden ist, und umgekehrt am Orte der Verheirathung, aus welcher Tabelle und Nummer sie stammt. Das ist ja das Wesentliche im Stammbuche, daß bei jeder verheiratheten Person ihr Woher und Wohin richtig angegeben ist.

Hiermit sind die größten Schwierigkeiten überwunden und man kann mit dem Einschreiben in das Stammbuch beginnen. Das Format des Buches sei derart, daß alle Colonnen oder Rubriken auf einer Seite platzfinden; wollte man dieselben auf zwei Seiten ausdehnen, so würde die Uebersicht erschwert und das Nachschlagen gehemmt. In die Hauptrubrik werden die Personen-Namen eingeschrieben; zunächst derselben stehen die beiden Colonnen für Tabelle und Nummer, am Rande des Blattes andere Colonnen für Geburts- und Todesdatum u. s. w. Es wäre zu wünschen, daß noch eine größere Rubrik offen bliebe mit der Ueberschrift: Bemerkung; hier könnte z. B. eingetragen werden: Name und Heimat auswärtiger Männer, die Töchter der Gemeinde geheiratet haben, oder Name und Heimat der Eltern von Frauen, die in die Gemeinde durch ihre Heirat eingebürgert wurden u. dgl.

An sich liegt wenig daran, ob im Stammbuch Ortsbürger und Fremde von einander ausgeschieden werden oder nicht. Doch empfiehlt es sich, den eingebürgerten oder seit Jahrhunderten ansässigen Familienstämmen den Vorzug zu geben. Fremde Familien werden besser in einem Anhang des Stammbuches zusammengestellt, da die Kenntniß ihres Stammbaumes gewöhnlich nicht weit zurückreicht. Fremde werden überhaupt in der Regel erst dann ins Stammbuch aufgenommen, wenn sie mit anderen Einwohnern der Pfarrgemeinde in verwandtschaftlichen Beziehungen stehen.

Beim Einschreiben lasse man nach jeder Stamm-Tabelle genügend leeren Raum offen für künftige Familien. Ein Stammbuch sollte für hundert Jahre hinreichend Platz gewähren. Um den so mißlichen Raumangel zu vermeiden, kann man mit dem Einbinden des Buches zuwarten, bis es vollständig geschrieben ist, und dann nach jeder Tabelle die nöthigen leeren Bogen einschalten.

Den gelungenen Abschluß des Stammbuches bildet endlich, wie schon oben näher angedeutet wurde, ein genaues Register sämtlicher Ehepaare, die seit ungefähr hundert Jahren geheiratet haben.

Wer einmal die Abfassung eines Stammbuches mit Ernst an die Hand genommen hat, dem wird die Arbeit geradezu lieb. Sind die größten Schwierigkeiten besiegt, so findet ein Seelsorger so viel Interesse daran, daß er das Unternehmen schwerlich unvollendet lassen wird. Es ist wirklich eine Arbeit, die sich selber lohnt.

Noch Mehreres aus der Erzählungs-Literatur für Studenten, reife Jugend und Erwachsene besonders (Nachdruck verboten.) in bürgerlichen und gebildeten Kreisen.

Von Johann Langthaler, regul. Chorherr und Stifftshofmeister in St. Florian.

Palmblätter. Gelesene morgenländische Märchen und Erzählungen für die Jugend. Von J. G. Herder und A. J. Liebeskind. Herausgegeben mit

Einleitung und Erläuterungen von Dr. A. Hellinghaus. Mit sieben Vollbildern in Farbendruck. Aschendorff in Münster. gr. 8°. 345 S. Preis elegant gebunden M. 3.75. Die Aschendorff'sche Verlagshandlung erwirbt sich großes Verdienst durch die Herausgabe „Ausgewählter Volks- und Jugendschriften“, welche der Real-Gymnasiallehrer Dr. Hellinghaus besorgt, mit Einleitungen und begleitenden Erläuterungen versehen. Die sorgfältig ausgewählten Erzählungen zeichnen sich durch schönen Druck, gefälliges Aeußere, handjames Format und billigen Preis aus: bis jetzt sind 54 Bändchen erschienen in 16°. Preis je eines (gebunden) 30 Pf., fünf Bändchen in einen Band gebunden M. 1.30. Bändchen 1 bis 30 bringen Erzählungen von Christoph v. Schmid, 31, 32, 36 bis 39 die schönsten Sagen des Alterthums von Gustav Schwab, 41 bis 43 Campe, Robinson, 46 bis 50 Palmblätter von Herder und Viebestind, 51 bis 54 Cooper, Der letzte Mohikaner. Die übrigen enthalten Fabeln und Erzählungen von Hey, R. Reinick und Gellert. Die Sammlung ist vielfach empfohlen worden. Dieselbe Verlagshandlung hat, ermutigt durch den Erfolg, nun auch Prachtausgaben wertvoller Jugendschriften erscheinen lassen, deren eine eben die angeführten „Palmblätter“ sind. In diesem schönen Buche finden wir wahre Perlen, kurze Erzählungen, welche zumeist schöne Lehren enthalten und schon am Beginne dieses Jahrhunderts berechtigtes Aufsehen gemacht haben. Sie taugen für Jung und Alt. Die schönsten Märchen aus „Tausend und eine Nacht“. Für die Jugend bearbeitet von Friedrich Werner. Mit sechs Illustrationen von Ernst Keppler. Gebr. Kröner in Stuttgart. 12°. 224 S. Preis in Weinwand gebunden M. 1. (Für Studenten.) Doctor Faustus. Aus den deutschen Volksbüchern wiedererzählt von Gustav Schwab. Gesichtet und herausgegeben von Dr. Franz Prosch. Gräfer in Wien. kl. 8°. 72 S. Preis in Weinwand gebunden 50 kr. (Für größere Studenten, die sich mit der Faustsage bekanntmachen wollen.) Märchen von Wilhelm Hauff. I. Die Karawane. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hans Rny. Gräfer in Wien, I. Akademiestraße 2. 135 S. Preis gebunden in Weinwand 50 kr. (Reifer Jugend.) Neues Märchenbuch. Herausgegeben von Karl Lindau. (Große Ausgabe.) Fr. Bartholomäus in Erfurt. 8°. 290 S. Preis gebunden M. 2. (Für reife Jugend.) Geschichte und Dichtung. Vier Erzählungen von Johann von Wildenradt. Mit sechs Holzschnitten. Voigtländer in Kreuznach, 16°. 160 S. Preis gebunden M. 1. (Nur für reife Jugend.) Erzählungen und Märchen für die Jugend von J. G. Walthers. Drei Bilder. Gebr. Kröner in Stuttgart. 16°. 123 S. Preis broschirt 40 Pf. (Für Erwachsene.) Benzigers Märchenbücher-Sammlung. Cary Groß: König Adorhart nebst drei anderen Originalmärchen. Benziger und Comp. in Einsiedeln. 12°. 1890. 160 S. Preis gebunden M. 2. Hermann und Thuznelba. Ein geschichtliches Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Jung und Alt von Ferdinand Schmidt. Sechste Auflage. Mit vier Illustrationen. 16°. Voigtländer in Kreuznach. 117 S. Preis gebunden M. 1. (Für Studenten. Was am Bilde der Thuznelba nach Seite 80 anstößig erscheint, lässt sich leicht austradieren.) Die Nibelungen. Eine Heldendichtung. Für Jung und Alt erzählt von Ferd. Schmidt. Mit vier Abbildungen. Neunte Auflage. Voigtländer in Kreuznach. 12°. 190 S. Preis gebunden M. 1. (Für größere Studenten.) Das Nibelungenlied. Ein Heldenepos. Umgedichtet von P. Christian Stecher S. J. Verlag „Styria“ in Graz. 8°. 396 S. Preis broschirt 30 kr. Wir benützen die Gelegenheit, um auf eines der besten und lobenswerthesten Literaturzeugnisse aufmerksam zu machen: Deutsche Dichtung für die christliche Familie und Schule von P. Christ. Stecher S. J. „Styria“ in Graz. Das Schönste und Beste aus unserer älteren und neueren deutschen Dichtung wird mit Hingeblichkeit alles dessen, was dem christlichen Glauben und der christlichen Sitte nicht entspricht, geboten. Das ganze Werk erscheint in zwei Abtheilungen. Die erste enthält Umbichtungen der alrdeutschen Poesie — hieher gehört das Nibelungenlied; die zweite enthält christliche Dichtungen der neuen Zeit. Preis eines Heftes 30 kr., 22 vollständige Dichtungen, elegant gebunden, Preis fl. 10.50 = M. 16.80.) Die schönsten Heldengeichten des Mittelalters, ihren Sängern

nacherzählt. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von Ferdinand Bäßler Hartung & Sohn in Leipzig. 1875—80. 8°. Fünf Hefte. 1. Die Frithjof-Sage, Preis 75 Pf.; 2. Der Nibelungen Noth, Preis M. 1.25; 3. Gudrun, Preis M. 1.25; 4. Rolandsjage, Preis M. 1.25; 5. Die Alexander-Sage, Preis M. 1.25. Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen. Für Jung und Alt von Gustav Schalk. Gerhard Stalling in Oldenburg. 1881. 8°. 198 S. Preis broschiert M. 1.50. Griechische, römische, deutsche Mythen und Sagen von Dr. Gustav Schoene. Bader in Herlohn. 8°. 1882. 57 S. Preis cartoniert M. —.50. Die schönsten Sagen des griechischen Alterthums. Erzählt von Hermann Mehl. Pichlers Witwe in Wien (V., Margarethenplatz 2). 16°. 87 S. Preis gebunden 35 kr. Wie das im vorhergehenden angeführte für Studenten passend. Pomponius Laetus. Von Antoinette Klitsche de la Grange. Aus dem Italienischen. Paulinusdruckerei in Trier. 8°. 298 S. Preis broschiert M. 1.60. Ein classisches Buch für die gebildete Jugend, welches zeigt, wie der Kampf mit dem neuheidnischen Humanismus, dessen Mittelpunkt und Vertreter Pomponius Laetus ist, und der vom Geiste des Christenthums durchdrungenen Wissenschaft zugunsten der letzteren gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ausgefochten worden ist. Denksteine der Cultur. Bearbeitet von R. Niddergeß. Herder in Freiburg. 1886. 8°. 126 S. Preis gebunden 90 kr. ö. W. Für Gymnasial-Bibliotheken. Auf den segensreichen Einfluß des Christenthums auf die Cultur hätte mehr Rücksicht genommen werden sollen. Der Untersberg. Manz'sche Hofbuchhandlung in Wien. 16°. 68 S. Preis cartoniert 40 kr. Geschichten und Sagen, die sich an den Untersberg knüpfen. Seite 41 läßt der Verfasser den Papst König Attila durch Geschenke und Boten zur Umkehr bewegen, während er doch persönlich durch die Macht seiner Beredsamkeit dies bewirkt hat. (Für Studenten.) Die Geschichten des Herodot, für die Jugend zusammengestellt von M. Schaeling. J. Bader in Herlohn. 1871. 8°. 198 S. Preis broschiert M. 1.50. Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre. Eine Erzählung aus dem Tiroler Volksleben, wahrheitsgetreu geschildert von Josef Brämarer, weiland Cooperator in St. Nikolaus. Zweite Auflage. Zum Besten des Fonds für Erbauung und Einrichtung eines neuen Gotteshauses zu St. Nikolaus in Innsbruck. Fel. Rauch in Innsbruck. 1890. 8°. 327 S. Preis broschiert 75 kr. Eine Selbstbiographie. Ein herrliches Buch, voll Humor, aneifernd zu allem Guten und Edlen, für alle Leute, besonders für Studenten sehr zu empfehlen. Die Studienlaufbahn mit deren verschiedenen Wechseln fällt ihm besonders interessant geschildert. Der Professorsohn. Erzählung von Louise Mai. Mit einem Farbendruckbilde. J. J. Schreiber in Eßlingen. 16°. 119 S. Preis gebunden 50 Pf. Für reise Jugend, namentlich für Studenten recht lehrreich. Ein verlorenes Lebensglück. Der Jugend erzählt von P. Hermann Koneberg. Mit einem Titelbilde. Kösel in Rempten. 1875. 8°. 166 S. Preis schön gebunden M. 2. Zeigt jungen Leuten das Verderben schlechter Bücher und böser Gesellschaft, hingegen auch den Segen, welchen treues Festhalten an Kirche und Religion bringt. Die dumme Liesel. Der Drache von Eßlingen. Zwei Erzählungen von Franz Bonn. Mit zwei Bildern. Gebr. Kröner in Stuttgart. 12°. 63 S. Preis gebunden in Leinwand 60 Pf. Eine mit köstlichem Humor und geistreicher Satyre gewürzte Schilderung deutscher Kleinstädterei, die Erwachsenen einige angenehme Stunden bereiten wird. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von L. S. Arthur. Zwei Bilder. Gebrüder Kröner in Stuttgart. 12°. 72 S. Preis gebunden in Leinwand 60 Pf. Für Alle. Ein armer Knabe. Erzählung von Franz Hoffmann. Mit vier Bildern. Gebr. Kröner in Stuttgart. 12°. 132 S. Preis gebunden in Leinwand 80 Pf. Eine recht liebe Geschichte für alle. Für junge Leute über vierzehn Jahre empfehlen wir noch die folgenden Erzählungen von Franz Hoffmann (Schmidt und Spring in Stuttgart. 16°. Preis jedes Bändchens 75 Pf.): Herzlos und herzensgut. Friedl und Nazi. Das treue Blut. Aus der guten alten Zeit. Cooper, Der rothe Freibeuter. Für die Jugend bearbeitet von C. Trautmann. Vier Bilder. Gebrüder Kröner in Stuttgart. 12°.

248 S. Preis gebunden M. 1. Für reife Jugend. Conanchet, der Häuptling der Maragansetts. Nach der Erzählung von J. F. Cooper für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker. Fünf Bilder. Gebrüder Kröner in Stuttgart. 12°. 199 S. Preis gebunden M. 1. (Für reife Jugend.) Die Dankbarkeit eines Indianers. Eine Erzählung aus dem Leben an der Grenze. Von C. Seydel J. Bagel in Mülheim a. d. Ruhr. 16°. 112 S. Preis gebunden 60 Pf. Für ganz reife Jugend. Mit Gott für König und Vaterland. Eine Jugend- und Volkserzählung von L. Wüldig. Bagel in Mülheim. 16°. 96 S. Preis gebunden 60 Pf. Für Preußen. Aus der Tre-wendtschen Jugendbibliothek (Breslau, Trewendt, Preis à 75 Pf. cart.) empfehlen wir ganz reifer Jugend folgende zwei Bändchen: Die Tataren in Schlesien. Von J. Schiller. Californien in der Heimat. Von R. Baron. Meinholds Volks- und Jugendbibliothek. Zwei Bändchen. C. Meinhold und Söhne in Dresden. 12°. 122 S. Preis gebunden M. 1. Enthält die für reife Jugend und Volk geeigneten Erzählungen: Kinder der Alpen. Ehrenhafte Gesinnung. Die Stiefmutter. Erlebnisse und Abenteuer des Gil Blas von Santillana. Für die Jugend neu bearbeitet von M. Lehmann. Vier Farbendruckbilder. Otto Manz in Regensburg. 8°. 1878. 191 S. Preis M. 1.20 cartoniert. Lust und Lehre. Fünf Erzählungen für die Jugend von Wilhelm Fischer. Mit zehn Holzschnitten. Voigtländer in Kreuznach 16°. 188 S. Preis gebunden M. 1. Prinzessens Irrfahrten. Ein Märchen von Emma von Brandis-Gelion. Schöningh (J. Esser) in Paderborn. 1883. 16°. 70 S. Preis cartoniert M. 1.20. (!) Für Mädchen aus gebildeten Ständen. Unica. Erzählung von Clara Cron. Schmidt und Spring. 16°. 292 S. Preis elegant gebunden M. 4. (Für Mädchen über 20 Jahre.) Tendenz der Erzählung: Liebe, Aufrichtigkeit und Opfersinn machen den Menschen lieb und wert; die protestantische Verfasserin läßt nur der Ausdruck „Confirmation“ erkennen. Dinah; Bilder aus der ersten Zeit des Christenthums. Cölestine oder der Traum einer Mutter. Cremer in Aachen. 1864. 8°. 118 S. Preis broschirt M. 1.25. Die Pflөгetochter Salomons. Von Marthe Lachęje. Aus dem Französischen von M. Hoffmann. Herder in Freiburg. 8°. 1880. 395 S. Preis elegant gebunden M. 2. Eine sittenreine Erzählung, welche das wunderbare Walten der göttlichen Vorsehung zeigt und für ganz reife Jugend, besonders weibliche, zu empfehlen ist. Aus Heimat und Fremde. Novellen von Emma v. Brandis-Gelion. Junfermann in Paderborn. 1889. 8°. 286 S. Preis broschirt M. 2.40. Eine vorzügliche, echt katholische Lectüre für junge Damen. Aus dem Leben einer Convertitin. Mitgetheilt von Ludwig Carus. G. J. Manz in Regensburg. 8°. 1859. 222 S. Preis broschirt M. 1.20. Dies herrliche Buch sollten recht viele Protestanten lesen! Auch Katholiken dient es zur Stärkung im Glauben. Jungfrau, Gattin und Mutter, oder: Die weiblichen Pflichten, dargestellt in einer moralischen Erzählung. Nach dem Französischen von F. M. Brug. Mit einer Vorrede von Chr. v. Schmid. Zweite Auflage. Schmid in Augsburg. 8°. 1853. 243 S. Preis broschirt M. 1.20. Wirklich ein lehrreicher Spiegel für Bräute und Ehefrauen. Alte Zeit — alte Leut'. Drei Erzählungen aus der Vergangenheit Bayerns von Franz Josef Bronner. Mit einem Lichtdruck-bilde. Otto Manz in Straubing. 8°. 112 S. Preis broschirt 60 fr. Für Bayern. Prinz und Page. Eine Erzählung aus dem letzten Kreuzzuge. Aus dem Eng-lischen übersetzt von G. C. Bachem in Köln. 8°. 295 S. Preis gebunden M. 3.60. Für Leser aus gebildeten Ständen, die in englischer Geschichte bewandert sind und den Gedulfsfaden nicht schnell verlieren. Katakombenbilder. Sechs Erzählungen von Anton de Waal. Zwei Bände. 1891. Pustet in Regensburg. 8°. 432 und 442 S. Preis broschirt M. 4. Die sechs Erzählungen aus der ersten Zeit der christlichen Kirche bilden für reifere Jugend und Volk eine höchst empfehlens-werte Lectüre und gehören in jede Familien-, Volks- und Mittelschulbibliothek; sie sind ein würdiges Seitenstück zur „Fabiola“. Die vielen Illustrationen und die culturhistorischen, archäologischen, kunstgeschichtlichen Erläuterungen von Seite einer Auctorität, wie es de Waal ist, vertheilen dem Werke wissenschaftlichen Wert.¹⁾

¹⁾ Siehe Quartalschrift Jahrgang 1891, IV. Heft, p. 843.

Theodor Wibaur, Zuave und Jesuit. Von E. du Coëtlosquet S. J. Autorisierte Uebersetzung von Prinzessin Francisca zu Löwenstein. „Austria“ (Drescher und Comp.) in Wien. 1891. 8°. 384 S. Preis broschirt M. 7. Kurz gesagt: die Lebensgeschichte eines Heiligen unserer Tage, der entsprossen einer wahrhaft heiligmäßigen Familie, als Zuave der Vertheidigung des heiligen Vaters sich gewidmet, bei Mentana gegen die Garibaldianer gekochten hat. Nach Auflösung der päpstlichen Armee finden wir ihn im französischen Heere gegen Deutschland kämpfend. Nach seiner Abbanfung als Officier wird er Jesuit, vor Empfang der Priesterweihe aber endet der Tod das junge, aber verdienstreiche Leben. An der Hand dieser Biographie werden wir mit wichtigen geschichtlichen Ereignissen der letzten Jahrzehnte wohl bekannt. Der gebildeten männlichen Jugend besonders zu empfehlen. Die Ausstattung ist musterhaft. Der Reichskanzler. Roman von Karl Theodor Zingeler. Zwei Bände. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig. 1890. 8°. 320 und 308 S. Preis elegant gebunden M. 8.50. Die Hauptrollen in der Erzählung fallen dem deutschen Kaiser Konrad I. und dessen Kanzler Bischof Salomon III. von Konstanz zu, die mit Bialzgraf Erchanger um die Herzogswürde in Schwaben kämpfen. Wir lernen zugleich die Zeitverhältnisse des zehnten Jahrhunderts, das öffentliche und Privatleben einzelner Stände in damaliger Zeit kennen. Wegen der Liebesescenen zwischen Siegfried und Heilgard (zweiter Band, Seite 65 und folgende, Seite 221 und folgende) nur für Erwachsene gebildeter Stände. Karl Martel, der große Major domus. Romantische Erzählung von L. M. Hoppenstedt. Zwei Bände. Ferdinand Schöningh in Paderborn. 1881. 8°. Preis M. 4.50. Eine historische Erzählung von nicht unbedeutendem literarischen Werte. Für Gebildete. Die letzte Gräfin von Manderscheid. Erzählung aus der Geschichte des Erzstiftes Trier. Von Antonie Haupt. Paulinusdruckerei in Trier. 8°. 222 S. Preis broschirt M. 1.20. Von Daxbachs Novellenfranz das 18. Bändchen. Graf Boos von Waldeck wird von der Gräfin Manderscheid stolz abgewiesen. Später in Liebe gegen ihn entbrannt, erfährt sie von seiner Seite eine ähnliche Behandlung. Herbe Gesichte prüfen und läutern beide, so daß sich ihre Herzen finden. Eine sehr schöne, ganz in katholischem Geiste gehaltene Erzählung, die wir für Pfarrbibliotheken bestens empfehlen. Die Schloßfrauen von Roussillon oder Luerici im 16. Jahrhunderte. Historische Novelle aus der Zeit Heinrich IV. von Eugénie de la Rochère. G. J. Manz in Regensburg. 8°. 232 S. Preis broschirt M. 2.10. Für geschichtskundige Leser. Eine Episode aus den Zeiten der Hugenottenkriege in Frankreich. Schloß Lomstein. Historisches Gemälde aus dem 16. Jahrhunderte. Nishendorf in Münster. 1874. 8°. 328. S. Preis broschirt M. 1.50. Schildert die heldenmüthige Vertheidigung der Burg Lomstein zur Zeit des Aufstandes der Niederlande im 16. Jahrhundert. Rom. Erinnerungen aus dem Gebiete der Religion, Geschichte und Kunst während des französischen Feldzuges in den Jahren 1849 und 1850. G. J. Manz. 8°. 1858. Preis broschirt M. 4.80. In Briefform anmuthig geschrieben, mit interessanten geschichtlichen Mittheilungen. Die Vorliebe für die Franzosen geht doch über die Grenzen. Memoiren eines Totenkopfes. Herausgegeben von Benno Bronner. Kirchheim in Mainz. 1875. Zwei Bände. 8°. 274 und 283 Seiten. Preis broschirt M. 6. Eine wunderliche Idee, einen Todtenschädel seine Schicksale erzählen zu lassen; derselbe, einem österreichischen Kaiserjäger gehörig, wird auf dem Schlachtfelde von Solferino aufgefunden, kommt in den Besitz verschiedener Herren, durchwandert viele Länder, macht interessante Beobachtungen, die sich zu einer glänzenden Apologie der katholischen Bestrebungen und zu einer kräftigen Abwehr der liberalen und freimaurerischen Ideen gestalten. Die folgenschweren Ereignisse des Jahres 1870 in Rom werden eingehend besprochen. Für Gebildete. In der Schule des Lebens. Novelle von Hans Jordaens. Hauptmann in Bonn. gr. 8°. 329 S. Preis broschirt M. 3.—. Eine sehr ansprechende Novelle auf katholischer Grundlage. Für gebildete Stände. In Sturm und Sonnenschein. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen von Richard Kettner. Rud. Roth's Buchhandlung in Leutkirch. 1877. 8°. Zwei Bände. 403 und 404 S. Preis gebunden in Leinwand M. 3.50. Die Tendenz ist eine christliche.

Wiederholungen kommen nicht selten vor; manches ist unwahrscheinlich *Cau-polican*. Eine katholische Erzählung aus der neuen Welt von Ludwig Clarus. G. J. Manz in Regensburg. 8°. Zwei Bände. 1859. 352 und 327 Seiten. Preis broschirt M. 6.30. Katholisch bis ins innerste Mark ist diese Erzählung; jeder Anlass ist zu einer weitläufigen dogmatischen oder moralischen Auseinanderlegung benützt, dadurch und durch die unabsehbar langen Capitel wird die Erzählung ermüdet. Komisch nimmt sich aus, wenn ein Häuptling seine Wilden anspricht mit: Meine Herren! Ober-Betuwe'sche Novellen von J. J. Cremer. Mithendorf in Münster. 1877. 8°. 272 S. Preis broschirt M. 1.40. Ob der etwas sonderbaren Sprachweise für lesegewandtes Publicum. Die Spielhölle. Novelle von Jul. Waldau. Albert Jakobi in Aachen. 1866. 8°. 140 S. Preis broschirt M. 1. Für ganz reife, gebildete Leser. Genrebild aus dem Pariser Volksleben von Elise Haber. Jakobi und Comp. in Aachen. 1867. 146 S. 8°. Preis broschirt M. 1. Ebenso unterhaltend als lehrreich. Die Verderblichkeit einer Erziehung, welche auf äußeres Wohlverhalten hinarbeitet und von religiösen Motiven ganz absieht, wird hier drastisch gezeigt. Für reifere Jugend und vorzüglich für Theleute in Städten. Die Rose von Jericho. Erzählung von Karl Landsteiner. Jakobi und Comp. in Aachen. 1867. 8°. 111 S. Preis broschirt M. 1. Ganz herrlich! Eine durch Schönheit und Reichthum hervorragende Gräfin, die Tochter weltlich gefinnter, vorurtheilsvoller Eltern, will sich dem Herrn weihen, muß aber außerordentliche Schwierigkeiten überwinden, bis sie ihr Ziel erreicht. Sehr gut für Mädchen. M. du Campfrank: Schwester Louise: Antislaverei-Roman. Deutsche Ausgabe von Humanus. Heinrich Schöningh in Münster. 1891. 187 S. Preis broschirt M. 1.60. Ein rührendes, tief ergreifendes Lebensbild eines frommen Mädchens, das sich Gott als Sühne für die Sünden und Aerger-nisse ihres Vaters, eines verbiessenen Freidenkers, darbringt. Während der Vater durch seine Schriften am Verderben der Seelen arbeitet, wirkt sie bis zur Erköpfung der Kräfte als Missionschwester U. V. Frau in Afrika und stirbt als Heilige. Für reife Jugend und besonders für Mädchen vorzüglich. Moderne Gegensätze. Roman aus dem wirklichen Leben von Alinda Jakoby. Paulinus-druckerei in Trier. 8°. 215 S. Preis broschirt M. 1.20. Ein überaus nützliches Buch für Erwachsene. In den lebhaftesten Farben wird das moderne Familien-leben gezeichnet, das nichts erzeugt, als Unzufriedenheit; an dem Beispiele des frommen Ehepaares, der Hülfsorgane und ihres Gatten, lernt man das Glück einer christlichen Ehe kennen. Für Brautleute von großem Nutzen. Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle. Von Pfarrer K. Herzog in Ballmühl. Neue Ausgabe. Th. Stettner in Lindau. 1830. 8°. 276 S. Preis broschirt M. 1.80. Eine Geschichte mit pastorellen Anweisungen und philosophischen Exkursen. Für Priester. Aehnlicher Art sind: Schöpf, Freuden und Leiden eines Landgeistlichen. Vereinsbuchdruckerei in Junsbruck. 1859. Zwei Bändchen. 218 und 212 S. Preis broschirt fl. 1.20. Besonders der erste Band ist recht erheiternd und für junge Geistliche auch belehrend; an diesem findet auch das Volk großen Gefallen. Aus dem Leben und für das Leben von F. K. Himmelstein. Bucher in Würzburg. Für Pfarrbibliotheken zu empfehlen. Das Werk enthält interessante und theilweise recht ergreifend erzählte Erlebnisse eines Seelsorgers. Schöne Sprache. Lebensbilder aus der Seelsorge von Herbst. Nieger in Augsburg. Zu breit und ermüdend.) Aus dem Verlage von Benziger und Comp. in Einsiedeln empfehlen wir bestens: Familienfreund. 43. Band: Die Compagnie des Königs. Historischer Roman von H. Hirschfeld. 279 S. Preis gebunden M. 1.20. Die gut geschriebene Geschichte spielt zur Zeit Jakob II. und seines Gegners Wilhelm von Oranien. In den Kämpfen gegen die „Orangisten“ bildeten getreue Anhänger aus dem Adel eine Ehrencompagnie, welche sich in den Dienst Jakobs stellte. Für Gebildete. 44. Band: Heimathlos. Von M. Maryan 162 S. Preis M. 1.20. Ein edles, viel verkanntes Mädchen besiegt durch wunderbare Geduld und Feindes-liebe alle Vorurtheile und erringt so die verdiente Wertschätzung und zeitliches Glück. Für lesegewandte Jugend, besonders für ganz reife Mädchen besserer Stände.

45. Band: Die Rosen des Herrn Commissionsrathes. Original-Erzählung von Philipp Laicus. Eine erheiternde und durchaus anständige Liebesgeschichte. Familien-Bibliothek. Serie V. 6. Band: Humoresken. Wer sich einmal recht erheitern will, der kaufe und lese diese höchst launigen Erzählungen. Verständlich und brauchbar sind sie für alle reisenden Alters. 7. Band: Auf ländlichen Pfaden. Skizzen auf dem Pflanzenreiche mit Bezug auf Sage, Geschichte und Poesie. Von Theodor Berthold. Mit 10 Illustrationen. 132 S. Preis M. 1.20. Für Naturfreunde. Leonardo, der Sänger. Eine Erzählung aus dem Leben von Franz Erben. Otto Manz in Straubing. 8°. 135 S. Preis cartoniert M. 1.20. Leonardo, der arme Schneidersohn, bildet mit Hilfe edler Wohlthäter seine bewundernswerten musikalischen Anlagen mit solchem Fleiße aus, daß er zu großer Berühmtheit gelangt, selbst in den Tagen des Ruhmes aber vergißt er nicht auf Gott. Für reise Jugend. Epheuranen. Erzählungen aus dem Leben von Franz Erben. Otto Manz in Straubing. 1890. 8°. 176 S. Preis cartoniert M. 1.20. Diese Erzählungen warnen vor schlechter Gesellschaft, ermuntern zu Gottvertrauen u. s. w. Für reise Jugend und Volk. Erzählungen für das Volk, empfohlen vom Verband „Arbeiterwohl“: Erstes Bändchen: Opfer der Verführung von Wilhelm Koch. Zweites Bändchen: Von Stufe zu Stufe. Von Heinrich Reiter. Riffarth in M.-Glabbach. 8°. 76 und 80 S. Preis broschirt 20 Pf., zehn Exemplare M. 1.80. Sind für die Arbeiterbevölkerung von großem Nutzen — sie zeigen, wohin die destructiven Tendenzen der Socialdemokraten führen. Etwas später. Fortsetzung von Bellamy's Rückblick aus dem Jahre 2000. Von Philipp Laicus. Kirchheim in Mainz. 1891. 8°. 208 S. Preis broschirt M. 1.80. Bellamy hat in seinen Schriften den Idealstaat, wie ihn sich die Socialdemokraten ohne Gott, ohne Familie, ohne Privateigenthum am Ende dieses Jahrtausends denken, mit verlockenden Farben geschildert. Die vorliegende Schrift bekämpft diese socialistischen Hirngespinnste und weist in Form einer Erzählung nach, wohin die Bestrebungen der socialistischen Umsturz männer nothwendig führen müßten, welch' verderbliche Folgen für die Familie und das Gemeinwesen daraus entstehen müßten. Für Erwachsene Die Maulwürfe. Ein Zeitbild aus der Gegenwart. Drei Theile. Preisschrift des schweizerischen Biusvereines. Von Fr. Rothenslue, Pfarrer. Gebrüder Räder in Luzern. 1872. 8°. 567 S. Preis broschirt M. 3. Der Freimaurer Robert sucht den Theologen Ludwig mit allen Mitteln für die Loge und dadurch dessen schöne Schwester für sich zu gewinnen. Nach Fehlschlagen des Planes muß Ludwig als Seelsorger die Rache der Freimaurer empfinden, auf dem Schlachtfelde zu Mentana trifft den Garibaldianer Robert das tödtliche Blei, jene, die er früher so grimmig verfolgt, pflegen ihn, er bekehrt sich. Gebildeten und besonders Studirenden an Hochschulen sehr zu empfehlen. Hotel Sanct Franciscus. Novelle. Nach dem Französischen von M. Marhan. Ferd. Schöningh in Paderborn. 1891. 8°. 138 S. Preis broschirt M. 1.80. Für bessere Stände; sollte mehr Frische und Leben haben. Menschenleben. Novelle für den Familientisch. Von L. von Erlburg. Benziger in Einsiedeln. 1871. 8°. 245 S. Preis gebunden M. 2. Recht lieblich, durch und durch religiös. Die Sonnenbraut. Südamerikanischer Geschichtsroman. Von Benanz Müller. Sechs Illustrationen. Benziger. 8°. 254 S. Preis gebunden M. 2.20. Zeigt das Wüthen der Spanier in Peru und gewährt einen wertvollen Einblick in die geographischen und culturellen Verhältnisse des Landes. Ganz christlich. Gereisten Lesern. Ida May, oder: Durch Nacht zum Lichte. Erzählung nach dem Englischen von A. Steen. Zweite Auflage. Lehmann in Leipzig. 8°. 342 S. Preis elegant gebunden M. 3. Für reise gebildete Leser. Kuning Hartfest. Ein Lebensbild unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten. Von Dr. D. F. Weinland. 60 Textabbildungen. Otto Spamer, Leipzig. 1879. 8°. 292 S. Preis elegant gebunden M. 5.50. Die Ausstattung ist eine prächtige. Manche aufregende Stellen haben sich schwer vermeiden lassen — aber die mehrfachen Nubitäten hätten leicht wegbleiben können —, daher nur für Erwachsene. Mistress Branican. Von Julius Berne. Hartleben in Wien und Pest. 8°. Zwei Bände. Preis gebunden à M. 1

= 65 fr. Sehr billig. Für reiferes Alter. Harmlose Humoresken. Von Dr. J. Mayerhofer Kösel in Kempten. 8°. 1886. 56 S. Preis broschirt 80 Pf. Müßte einer schon recht griesgrämig sein, wenn sich seine Wackmuskeln nicht bei Lesung dieser wirklich harmlosen Scherze in Bewegung setzten. Für Erwachsene Die Ausstattung ist schön. Atrannwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. Ferd. Oesterreicher in Krems an der Donau. 1889. 16°. 312 S. Preis broschirt 1 fl. Aus der Mappe eines Volksfreundes. Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Josef Wichner. Mit dem Bildnisse des Verfassers. J. Kirich in Wien. 1891. 322 S. Preis broschirt fl. 1.20. Eine große Anzahl kleiner Erzählungen aus dem Volksleben, die mit wenigen Ausnahmen in köstlicher Schale einen edlen Kern bergen; es ist das Streben des Verfassers, der heiligen Religion die Hand zu reichen, gar nicht zu verkennen; wenn einige Erzählungen nur den Zweck der Unterhaltung verfolgen, wer wollte deshalb den Auctor tadeln? Die Sprache ist frähtig und lebendig, sie erinnert uns an Hebel und Alban Stolz, ungeziemeinde Rohheit vermögen wir nicht zu finden. Wir begreifen das warme Lob so vieler Recenrenten, rechnen selbst Wichner zu unseren besten Volkschriftstellern und wünnen seine Schriften in jede Volksbibliothek. Bei einer Neuauflage wird ohnehin die Anstoß erregende Widmung der Atrannwurzeln von P. K. Roiegger wegleiben, auch die Bemerkung Seite 303: „Einige Wölfe griffen zum Hirtenstabe“, könnte übel gedeutet werden. Die beiden Bücher empfehlen wir Gebildeten ebenfogut, wie dem gewöhnlichen Volke. Erzählungen von Emmy von Dinklage. E. v. Dinklage genießt als Romanischriftstellerin einen bedeutenden Ruf Ihre Sprache ist eine fließende, gewürzt mit trefflichem Humor, sie zeichnet mit Geschick und Vorliebe edle Charaktere, in religiöser und sittlicher Hinsicht vermeidet sie alles Anstößige. Für bessere Stände. Folgende sind uns bekannt: Heimatgeschichten. Ferdinand Schöningh in Paderborn. 1873. 8°. 283 S. Preis schön gebunden M. 1.80. Nordlandsgeschichten. Costenoble in Jena. 1875. 8°. 348 S. Preis elegant gebunden M. 4. Die Schule des Herzens. Zwei Theile in einem Bande. Costenoble. 8°. 288 S. Preis broschirt M. 2. Emslandbilder. Simon in Stuttgart. 16°. 144 S. Preis im Prachtband M. 1.50. Im Sirocco. Schottländer in Breslau. 8°. 186 S. Preis schön gebunden M. 4.50. Wir. Emslandsgeschichten. Zweite Auflage. Wilhelm Friedrich in Leipzig. 1883. 8°. 289 S. Preis broschirt M. 4. Die Amfibiarier. Heimatgeschichten. W. Friedrich in Leipzig. 1883. 8°. 317 S. Preis broschirt M. 5. Blutjung und andere Erzählungen. Georg Stille in Berlin. 1887. 8°. 244 S. Preis broschirt M. 3. Lieb' und Länder. Nationale Erzählungen. Jnsuistriert. Felix Bagel in Düsseldorf. 1885. 8°. 195 S. Preis in Prachtband M. 7. Friedrich Gerstäders Erzählungen. Hermann Kostenoble in Jena. Es thut uns wirklich leid, daß wir Gerstäders Erzählungen nicht rückhaltslos empfehlen können, ja daß von einer bedeutenden Zahl seiner Schriften ernstlich gewarnt werden muß. Mit wenigen Ausnahmen sind sie recht spannend, oft aufregend, viele machen uns mit Land und Leuten in fernen Welttheilen bekannt, wieder andere sind erheitender Natur; aber Gerstäder ist kein Freund der Religion, böshafte Ausfälle gegen kirchliche Institute, gleichgültig ob sie katholisch sind oder irgendwelcher anderen Religionsgemeinschaft angehören, kommen sehr häufig vor, den Dienern der Religion sind nicht selten Schurkenrollen zugetheilt, als „Aufschneider“ genießt Gerstäder ohnehin einen Ruf. Moral muß man in seinen Schriften nicht suchen. Gebildete mit religiöser Ueberzeugung mögen die folgenden Erzählungen lesen: In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit. Vierte Auflage. 12°. 623 S. Preis M. 4.—. Im Busch. Australische Erzählung. Sechste Auflage. 12°. 368 S. Preis broschirt M. 1.50. Die Regulatoren in Arkansas. Fünfte Auflage. Preis M. 2. Die Fluspiraten des Mississippi. Fünfte Auflage. Preis M. 2. König Gambiri. Afrikanische Skizze. 104 S. Preis 50 Pf. Jayhawkers. Dritte Auflage. 114 S. Preis broschirt 50 Pf. Das alte Haus Dritte Auflage. 234 S. Preis broschirt M. 1. Das Lustbad. Eine schreckliche Geschichte und andere Erzählungen. Dritte Auflage. 89 S. Preis broschirt 50 Pf. (Erheiternd.)

Eine Hochzeitsreise. 111 S. Preis br. 50 Pf. Herr Hobelmann. 178 S. Pr. br. 50 Pf. Aus dem Verlage H. Costenoble in Genu empfehlen wir Erwachsenen: Offene Augen. Von Ludw. Habicht. Pr. 50 Pf. Gefangen und belagert. Meine Erlebnisse während des Feldzuges 1870—71 von Max von Schlägel. Pr. M. 1. Die Leser müssen französisch verstehen. In Paris. Von L. Habicht. Pr. 50 Pf. Zu Chims Zeiten. Von Edmund Höfer. Pr. M. 1. Vor den Geschwornen. Von Em. August König. Pr. 50 Pf. Das Kind des Wucherers. Von E. A. König. Pr. M. 1. Auf Tod und Leben. Von A. von Winterfeld. Pr. 50 Pf. Der blinde Geiger. Von A. von Winterfeld. Pr. 50 Pf. Die Tochter des Seelenverkäufers. Von Felix Volla. Pr. 50 Pf. Flora Adair. Ein Roman aus der Gegenwart. Von A. M. Donelan. Nach dem Englischen. Bachem in Köln. 8°. 2 Bde. 665 S. Pr. br. M. 6. Unter der Herrenreiche. Roman von Josefine Flach. Bachem. 1881. 8°. 434 S. Pr. br. M. 4.10. Die Scornati. Eine römische Familiengeschichte aus der Gegenwart. Von Fridolin Hoffmann. 2 Bde. Ferd. Schöningh in Paderborn. 1870. 8°. 239 u. 296 S. Pr. br. 1 Thl. 15 Sgr. Das geheimnisvolle Schloss. Roman von Paul Féval. Paulinusdruckerei in Trier. 8°. 205 S. Pr. br. M. 2. Für gebildete Katholiken nach Inhalt und Tendenz nützlich. Des Lebens traurige Komödie. Sittenbilder aus dem spanischen Leben. Von P. Louis Coloma S. J. 1. Bd. Austria. Drecher und Comp. in Wien. 1892. 8°. 159 S. Pr. br. 90 kr. Vorliegender schön ausgestatteter Band enthält mehrere kurze Erzählungen, denen man die beiden Vorzüge nachrühmen kann: gefällige, anziehende Form und veredelnder Inhalt. Die gebotenen Sittenbilder, genommen aus den höchsten und niedersten Ständen des spanischen Volkes, zeigen theils leuchtende Vorbilder, theils warnende Beispiele. Für Gebildete. Lebenserfahrungen eines Convertiten aus dem Volke von Ludwig Riedt. 3. Aufl. H. Ritz in Saulgau (Württemberg.) 1890. 8°. 255 S. Pr. br. M. 2. Das sehr wertvolle Buch ist der Ausdruck des Dankes einer aus der Nacht des Irrthums zum Lichte der Wahrheit geführten Seele. Ist der Einblick in diesen merkwürdigen Lebensgang schon darum wertvoll, weil ein gut Stück religiöser Erbauung und Ueberzeugung daraus gewonnen werden kann, so auch wegen der Schicksale und Erlebnisse während seiner Reisen im Oriente, als päpstlicher Zuave u. s. w. Allen zu empfehlen. Gegen den Strom. Romantische Erzählung aus der socialen Gegenwart. Von Adolf May. G. J. Manz in Regensburg. 8°. 1892, 217 S. Preis broschirt M. 1.50. Im Rahmen einer spannenden, formvollendeten gegebenen Erzählung zeigt der Verfasser, wohin die socialistischen Umsturzideen führen müssen und wie nicht allein die Ungewalt des Staates, sondern noch mehr Religion und Sitte diesen verderblichen Ideen entgegenarbeiten müssen. Die Personen der Erzählung sind meisterhaft gezeichnet, die Liebesverhältnisse, welche ihr als „Würze“ dienen, sind rein, wegen Schilderung „jener seligen Stunden und Augenblicke, in denen die Liebenden ihren Liebes Schmerz und Drang gegenseitig ausleuchten“, nur für Erwachsene.

Regensburger Pastoral-Erlass

bezüglich der liturgischen Behandlung des Allerheiligsten als Sacrament.¹⁾

Begründet von Domcapitular und Dompfarrer Georg Keil in Eichstätt (Bayern).

II. Theil.

Die Aussetzung des Allerheiligsten.

B. Besondere Tage und Veranlassungen.

§ 17. Die Aussetzung am Schlusse der Missa an Sonn- und Festtagen. „Dagegen gestatten wir, daß an allen Sonn- und Fest-

¹⁾ Vgl. Quartalschr. 1892 Heft II S. 306, Heft I S. 58 und Jahrg. 1891 Heft III S. 580, Heft IV S. 822.

tagen am Schlusse des Hoch- oder Piarramtes, d. i. nach dem letzten Evangelium, das Allerheiligste in der Monstranz oder im Ciborium ausgesetzt, die von Uns jeweils vorgeschriebenen, sowie andere, der Zeit oder dem Feste entsprechende approbierte Gebete verrichtet, insbesondere Glaube, Hoffnung und Liebe erweckt und danach der sacramentale Segen erteilt werde. — Die Aussetzung im Ciborium zum gleichen Zwecke kann auch am Schlusse der Frühmesse oder des Frühamtes geschehen. An Festtagen oder bei besonderen Veranlassungen kann diese Aussetzung in der Monstranz, statt im Ciborium stattfinden“. P. E. (l. c. n. 6.)

Die Aussetzung kann, weil nach § 14 einem allgemeinen Geleße zuwider, während der sonntäglichen Missa nicht stattfinden. Unser katholisches Volk ist aber an dieselbe gewöhnt, und es würde ein gewisses Mißbehagen platzgreifen, wenn es dabei derselben entbehren müßte, abgesehen von der üblen Folge, daß die Andacht zum Allerheiligsten selber geschwächt und vermindert werden könnte, wenn die bei den sonntäglichen Vormittags-Gottesdiensten üblichen Aussetzungen ganz unterblieben. Diesen Verhältnissen und der consuetudo ist Rechnung getragen durch die Erlaubnis, das Allerheiligste an Sonn- und Festtagen zu exponieren sowohl beim Früh-, als auch beim Piarrgottesdienste und, wie aus dem Folgenden ersichtlich ist, noch an vielen anderen Tagen, entweder im Ciborium oder in der Monstranz, je nach Gewohnheit oder der Festlichkeit des Tages; zugleich aber ist hiebei Rücksicht genommen auf den Willen der Kirche, da die Aussetzung geschieht mit Erlaubnis des Bischofs und in der vorgeschriebenen Weise.

Eine allgemeine Vorschrift darüber, wann und wie oft das Allerheiligste exponiert werden dürfe oder müsse, besteht überhaupt nicht. Die früheren deutschen Synoden beschränken bald die Aussetzung, bald gestatten sie eine öftere, im Allgemeinen erklären sie sich mehr gegen das oftmalige Aussetzen, so auch das letzte Provincial-Concil zu Köln, welches verordnet: „Usus ille frequentior, Ss. Sacramentum exponendi in comprecationibus aliisque pietatis officiis, abolendus et ab Ordinariis accuratius ordinandus est“. Im gleichen Sinne äußert sich die letzte Prager Synode: „Quemadmodum certum est, summopere excitari fidelium animos ad reverentiam Dei Filio debitam, Eucharistia in ostensorio venerationi patenter exposita, et corroborari fidem catholicam patriae cultu, quae est aperta contra haereseos mendacium protestatio: sic aequae non deest experientia, nimis frequenti Ss. Sacramenti expositione nec gloriam Dei augeri, nec promoveri fidelium aedificationem. imo tepescere cultus fervorem et finem sacrae liturgiae impediri. Hinc multo melius est, ut non ita frequenter exponatur, et tunc cum debita reverentia, quam ut frequentius et sine debito obsequio et reverentiae significatione id fiat, quod cum magna animi commotione multis in locis feri vidimus et invenimus.“

Nach die Rubricisten sprechen nur den allgemeinen Satz aus, daß die Aussetzung nicht zu selten, besonders aber nicht zu häufig geschehe, ohne aber genau zu bestimmen, wann das eine oder das andere der Fall ist. Gardellini (loc. cit. ad § 36) führt die verschiedenen Meinungen in folgender Weise an: „Christianus Lupus frequentiam laudat. quod populum abstrahat a spectaculis, otio et confabulationibus. ad virtutum actus excitet. ad ecclesiam convocet et templis ipsis. veluti dum in aula rex sub throno palam conspicitur. majorem conciliet venerationem. — Contra vero Thiersius magis convenire existimat. quod raro fiat, quia ex frequentiori sacrosancta mysteria vilescent et imminuitur christianae plebis devotio. Hinc tria constituit, videlicet: 1. haud permittendum cuique. ut Eucharistiae Sacramentum. cum lubet, exponat. sed pontificis et episcoporum in hac re sententiam servandam: 2. juxta Ecclesiae instituta et sapientum virorum opinionem id concedi rarius debere: 3. idipsum per Octavam Corporis Christi perfici solum fas esse, velcum gravissima causa religionis aut reipublicae id postulet. quae ab episcopo dijudicanda est. — Theophilus Raynaudus: „Timendum est. ne majestas mysteriorum tam crebra vel etiam assidua ejus vulgatione deteratur. nec adeo facile percellat contuentium oculos, quam si infrequentius et. quod vere consequens et est. majori cum apparatu et accurratione proponeretur; et viderint ii. ad quos attinet. quod magis in hac re sit e Dei gloria et bono animarum.“

Siguori (theol. moral. lib. VI n. 424) gibt die Grundsätze an, nach welchen bezüglich des „Wie oft“ der Aussetzung zu entscheiden ist, indem er schreibt: „Spectandum. an in illis locis. in quibus fit expositio. devotio et cultus Sacramenti magis augeatur vel minuat. et juxta hanc regulam censeo. expositionem faciendam vel omittendam. Ubi enim viget devotio et cultus augetur, debita semper obtenta Ordinarii licentia. nescio, praesertim juxta praesentem nostrarum regionum frequentem usum, cur potius non sit laudanda, quam improbanda hujusmodi Ss. Sacramenti expositio, modo (exciperem) non sit nimis frequens; nimia enim frequentia esset quidem causa, ut reverentia erga tantum Sacramentum minueretur.“

Ein richtiges Urtheil über das „Wie oft“ der Aussetzung ist demnach eine ebenso wichtige als schwierige Sache, und müssen wir den die ganze kirchliche Gesetzgebung durchdringenden Geist der Weisheit bewundern, der die Aussetzung ganz und gar von der Erlaubnis des Bischofes abhängig gemacht hat (s. § 9), da dieser das „Wie oft“ der Aussetzung je nach Lage der Sache am besten beurtheilen kann, so daß sie nicht zu selten, aber auch nicht zu häufig geschieht. Wenn der Pastoral-Erlass an Sonn- und Festtagen Vormittags und, wie aus den folgenden Paragraphen hervorgeht, auch bei anderen Ge-

legenheiten und an anderen Tagen die Aussetzung erlaubt, so kann gewiß Niemand die Behauptung aufstellen, daß von der Vollmacht, die Aussetzung zu gestatten, ein zu farger Gebrauch gemacht wurde; es ist vielmehr durch den Erlaß, und ganz gewiß im Sinne der Kirche, den weitgehendsten Forderungen des katholischen Volkes Genüge geleistet.

§ 18. Die Aussetzung bei sogenannten Donnerstags-Nemtern (Eugelämter). „Nach Erklärung des heiligen Stuhles kann auch geduldet werden, daß in Kirchen, wo die Corporis-Christi-Bruderschaft oder eine entsprechende Stiftung besteht, und zugleich eine sehr alte Gewohnheit nachgewiesen ist, das sogenannte Donnerstags-Amt vor dem in der Monstranz ausgelegten Allerheiligsten celebriert werde“. P. E. (l. c n. 7.)

Die Aussetzung des Allerheiligsten an Donnerstagen läßt sich vielleicht dadurch rechtfertigen, daß diese Feier als eine durch das ganze Kirchenjahr fortdauernde Wiederholung der Frohnleichnamfeier aufgefaßt werden kann. Wie nun während der Octave des letzteren die Missa coram Sanctissimo nicht geboten, aber doch geduldet ist, so mag das Gleiche der Fall sein bei dieser wöchentlichen Erneuerung desselben, umsomehr, als in beiden Fällen eine besondere Verherrlichung des Altars sacramentes der directe und ausschließliche Zweck ist, den auch die Bruderschaft Ss. Corporis Christi im Auge hat. Thatsächlich hat auch der heilige Stuhl diese Aussetzung bei den Donnerstags-Nemtern dieser Bruderschaft, aber in Monstrantia. und eine Procession mit dem Allerheiligsten mehreren religiösen Orden und Diöcesen in verschiedenen Ländern gestattet, aber nur auf Grund der consuetudo inveterata und wenn die gemeinrechtlichen Formen der Instr. Clem. eingehalten werden, wie die S. R. C. durch ein Decret vom 25. September 1852 erklärt hat. Nach demselben Decrete ist diese Missa juxta Calendarium zu feiern cum commemoratione Ss. Sacramenti. und die Missa „Cibavit“ nur in dem Falle gestattet, wenn die Rubriken eine Votivmesse erlauben, im letzteren Falle selbstverständlich sine Gloria et Credo. Verboten hat aber die S. R. C. durch ein Decret vom 9. Mai 1857 die vielorts gebräuchliche Aussetzung mit Segen unmittelbar nach der Epistel. Bei der Wichtigkeit der Sache und der Unklarheit, in der sich Viele bei einer Würdigung dieser „heiligen und löblichen consuetudo“ befinden, soll die erwähnte Entscheidung, welche auf eine Anfrage des Bischofs von Limburg erfolgte, nach ihrem ganzen Wortlaute hier angeführt werden.

Dub. In hac dioecesi et quantum quidem audire licet, alibi etiam, v. q. in dioecesibus Herbipolensi, Moguntina, Spirensi, Coloniensi et Treviriensi, usu venit, ut in festo Ss. Corporis Christi et per ejus Octavam, exposito sub Missa Sanctissimo Eucharistiae Sacramento in Ostensorio, non tantummodo, juxta communem Germaniae morem, ante et post Missam populo cum Ostensorio benedicatur, sed intra ipsam Missam post Epistolam

trinae Sequentiae „Lauda Sion“ strophae a Sacerdote intonentur, et a fideli plebe cantentur. ad tertiam autem benedictio cum Sanctissimo impertiatur. Ejusmodi, quas „Angelicas“ dicere amant, cum trina benedictione Missae etiam extra laudatam Octavam pro feriis quintis per annum in honorem Ss. Sacramenti et in defunctorum fundatorum suffragium fundatae reperiuntur. Quibus praemissis **quaeritur**: 1. „Num tertiae inter ipsam Missam benedictionis usus, ubi ab antiquo viget, per totum annum ferri et continuari possit? Si id affirmetur. 2. an ad dioeceseos meae loca, ubi nondum viget, valeat extendi? 3. Si primum negetur, an non saltem in festo Corporis Christi et per ejus Octavam ille usus, attenta consuetudine in omnibus etiam finitimis dioecesibus vigente, tolerari possit?“

Resp. „Negative in omnibus.“

Also weder am Frohnleichnamsfeste, noch innerhalb der Octave desselben, noch an anderen Donnerstagen ist die „Engelmesse“ zulässig, auch dann nicht, wenn sie auf Grund einer Stiftung zu halten wäre (f. § 20 sub c), also ganz gewiß auch nicht an anderen Tagen, wenn eine solche von frommen Gläubigen „bestellt“ wird. Selbst demjenigen, welcher von diejem Decrete keine Kenntnis hat, muß es klar sein, daß diese consuetudo wegen der unerlaubten Vervielfältigung der Segenspendung, der rubrikwidrigen Unterbrechung der Messe (f. § 15), sowie wegen der willkürlichen Behandlung des Allerheiligsten liturgisch nicht zu rechtfertigen ist, und aus gewichtigen Gründen höchstens geduldet werden kann.

§ 19. Die Aussetzung bei Korate-Memtern, den Monats- und Quatemper-Sonntagen.

„Die gleiche Duldung ist, unter derselben Bedingung einer sehr alten Gewohnheit, für die Aussetzung des Allerheiligsten in der Monstranz zu den sogenannten Korate-Memtern ausgesprochen. Indem aber etwas nur geduldet wird, ist von selbst erklärt, daß es besser wäre, die Aussetzung, wo thunlich, während des Amtes zu unterlassen und sie nur nach dem Amte vorzunehmen, was namentlich bei den Korate-Memtern in Betracht zu ziehen ist. — Fene Duldung ist jedoch nicht ausgesprochen für die sogenannten Monats- und Quatemper-Sonntage. Demnach ist dahin zu trachten, daß an jenen Sonntagen das Allerheiligste lediglich nach dem Amte zu entsprechenden Gebeten (woran eventuell sich eine Procession reiht) ausgesetzt werde; oder daß, wie am Frohnleichnamsfeste vorgeschrieben ist, im Amte eine zweite Hostie consecriert, nach der Communion in die Monstranz gesetzt, und am Ende des Amtes in throno gestellt werde, um vor dem ausgesetzten Allerheiligsten die Andacht zu verrichten. Letztere Art ist besonders zu empfehlen, wenn nach dem Amte eine Procession stattzufinden oder die Aussetzung nach dem Amte auf längere Zeit zu währen hat. B. C. (l. c. n. 7.)

Bezüglich der Rorate-Ämter ist folgendes Decret der S. R. C. d. 9. Maj. in u. Limburg. maßgebend:

Dubium. Per omnem facile Germaniam jam ab antiquo invaluit, ut sive ex foundationibus, sive expostulantibus ita fidelibus, etiam in ecclesiis, in quibus nonnisi unus sacerdos celebret, fere quotidie per Adventum cantetur Missa. quae modo „Angelica“, modo „Aurea“ etiam appellatur. votiva nimirum B. M. V. de Adventu. exposito simul per totam Missam Sanctissimo Sacramento in Monstrantia. Quaeritur propterea: „An ejusmodi expositio ob consuetudinem generalem et populi in ejusmodi rebus tenacitatem ferri et continuari possit?“

Resp. „Attenta longaeva consuetudine tolerari in casu posse expositionem Ss. Sacramenti: sed quoad Missam votivam B. M. V. servandas esse Rubricas.“

Wie bei den Donnerstags-Ämtern, so ist auch die Aussetzung im Advent, aber in Monstrantia und nur bei einer Missa cantata, nicht geboten, auch nicht empfohlen, aber doch toleriert und nur auf Grund der longaeva consuetudo. Da, wo dieser Rechtstitel fehlt, ist die Aussetzung beim sogenannten Rorate-Amt unstatthaft.

Diese Missa cantata ist die zu celebrieren, mit Ausnahme der Tage, an welchen eine Missa votiva B. M. V. erlaubt ist. Somit ist es verboten, bei jedem sogenannten Rorate-Amt die Missa „Rorate“ zu lesen, wenn nicht ein specielles Indult ein Abweichen von dieser Regel gestattet. Da es im Allgemeinen Wille der Kirche ist, daß die Messe mit dem Officium im Einklange stehe, wenn nicht gewichtige und von der zuständigen Auctorität anerkannte Gründe eine Abweichung erheischen, und da die seligste Jungfrau durch gehorsame Einhaltung der allgemeinen liturgischen Gesetze gewiß am besten geehrt wird, so darf immer die Messe nach dem Directorium auch an jenen Tagen gelesen werden, an welchen eine Missa votiva erlaubt wäre, und auch die ohnehin nur tolerierte Aussetzung beim Amte, wenn thunlich, unterbleiben, wofür die expositio nach demselben einen Ersatz bieten würde. Immer ist es besser, das zu thun, was die Kirche positiv wünscht, als das, was sie nur duldet.

Die bisweilen für Monats-Sonntage vom heiligen Stuhle erteilte Erlaubnis, die Missa vor ausgelegtem Allerheiligsten zu lesen, war immer unter der Voraussetzung gegeben, daß die Expositio längere Zeit dauerte, daß sie also mit der Hochmesse als der Missa expositionis begann oder mit derselben als der Repositions-Messe endete, also nicht in dem Sinne, daß die Aussetzung bloß während der Dauer des Hochamtes stattfinden sollte. Das Gleiche ist von der Aussetzung an den Quatemper-Tagen zu sagen.

Für die bisher an den Monats- und Quatemper-Sonntagen übliche, aber jetzt unterlassene Aussetzung schon während des Amtes wird dem Bedürfnisse des katholischen Volkes genügeleistet durch

eine Aussetzung des Allerheiligsten nach dem Amte (s. § 17), an die sich den Umständen gemäß eine Procession mit demselben anschließt, in welcher letzterem Falle, oder wenn die Aussetzung noch länger fortauern soll, beim Amte eine zweite Hostie consecrirt werden kann, um den liturgischen Act in Einklang zu bringen mit dem *Rituale Rom. und Caerem. Episc.* (s. § 14 sub a).

§ 20. Die längere, schon in der Frühe beginnende Aussetzung. Spendung der Communion vom *Expositionis*-Altare aus. Aussetzung an Werktagen. Gestiftete Segen-Messen.

a) „Ist eine längere, schon in der Frühe beginnende Aussetzung üblich, so geziemt es sich, während der Frühmesse eine zweite Hostie zu consecriren und nach derselben auszusetzen. Das Hoch- oder Pfarramt ist dann vor dem ausgesetzten Allerheiligsten zu celebriren, wenn dieses am Schlusse des Amtes eingesetzt wird. Doch mag jenes Amt vor dem Allerheiligsten auch in dem Falle gehalten werden, daß die Einsetzung erst zu späterer Stunde geschieht.“ *P. E.* (l. c. n. 8.)

Bezüglich der schon am Ende des vorigen Paragraphes erwähnten Consecration einer zweiten Hostie zu einer längeren Aussetzung, die etwa schon nach der Frühmesse beginnt, ist zu bemerken, daß nach *Merati* diese *sacra Hostia* „*sumto a Celebrante sacratissimo Sanguine*“ in die Monstranz zu stellen ist, welcher letztere verhüllt auf dem Corporale bleibt, während der Kelch nach der Purification außerhalb desselben auf die Evangelien-seite gestellt wird. Nach dem letzten Evangelium wird das Velum von der Monstranz weggenommen, das Allerheiligste incensirt und dann in throno gestellt.

Wird nach dem Hochamte das Allerheiligste wieder eingesetzt, dann ist dieses als *Repositionis*-Messe am Altare der Aussetzung zu celebriren (s. § 14 sub a): das Hochamt *coram Sanctissimo* ist auch in dem Falle statthast, wenn nach demselben die *Expositio* fort-dauert. Bezüglich des Segens im letzteren Falle ist das in § 14 sub a angeführte Decret der *S. R. C.* vom 13. Juni 1671 maßgebend.

b) „Zu bemerken ist aber hiebei die Vorschrift, daß von dem Altare aus, auf welchem die Aussetzung stattfindet, die heilige Communion nicht gespendet werden soll“. *P. E.* (l. c.)

Jedermann muß es als irreverentia gegen das Allerheiligste erklären, wenn ein Priester dem ausgesetzten Allerheiligsten geradezu den Rücken wendet; das wäre aber nothwendigerweise der Fall, wenn ein Priester vom altare *expositionis* aus die heilige Communion spenden würde. Das Allerheiligste während der Communion-Spendung, etwa durch Umdrehen des Tabernakels zu reponiren, ist wiederum unstatthast, da die *Repositio*, welcher gleich wieder die *Expositio* folgen würde, nicht in so formloser Weise geschehen darf, abgesehen davon, daß durch diese Communion-Spendung auch die Andacht gestört wird. Aus § 14 der *Instr. Clem.* geht hervor, daß das Allerheiligste im Ciborium nicht im Tabernakel auf dem näm-

lichen Altare bleiben darf, auf welchem die Aussetzung stattfindet, sondern daß es auf einen anderen Altar gebracht und dort im Tabernakel aufbewahrt werden muß, damit von hier aus, wenn nöthig, die Communion gespendet und das s. Viaticum genommen werde. Papst Innocenz XI. hat darum in seinem Decrete vom 28. Mai 1682 ad archiep. Mechlin. verordnet: „Quod si sacra Communio eodem tempore, quo Ss. Sacramentum expositum est, administranda fuerit, id fiat in altari diverso. sumendo Ss. Sacramentum ex ciborio, et finita Communione reponatur in tabernaculo.“ Nach einem Decrete der S. R. C. vom 12. November 1831 in u. Tarent. wurde den Nonnen eines Klosters dortselbst „Pro gratia“ gestattet, daß in ihrer Kirche, die nur Einen Altar hatte, tribus postremis diebus carnisprivii die Missa conventualis und zwar sine cantu auf dem Altare celebriert werde, auf welchem das Allerheiligste ausgesetzt war, aber mit der Clausel: „dummodo in Missa sacra Eucharistia non distribuatur“. Da die Communion = Spendung intra Missam den kirchlichen Vorschriften ganz conform ist, so wurde sie ohne Zweifel aus dem einzigen Grunde verboten, weil das Allerheiligste exponiert war. Der heilige Stuhl gab also ein Indult für die Missa coram Sanctissimo, aber nicht für die Communion = Spendung von dem Altare aus, auf welchem das Allerheiligste ausgesetzt war. Gardellini, welcher zu diesem Decrete einen Commentar schrieb, äußert sich also hierüber: „Ut specialis gratia appareat, . . . s. Eucharistiae distributio in eadem Missa omnino prohibetur. Hoc enim esset omnes fines praetergredi . . . Jam si ex universali lege Missae quaecumque vetantur in altari, ubi est Ss. Sacramentum expositum, eo ipso s. Eucharistiae eodem in altari distributio vetita censenda est; nam in alio altari s. Eucharistia asservari debet, ut fidelibus possit distribui.“

„Si autem aliud non habeatur altare et Ss. Sacram. in throno extra tabernaculum expositum sit, necessitas exigere potest, ut ad idem etiam altare distribuatur Communio. In hoc casu sacerdos se sistit ad cornu Evangelii, dum dicit Ecce Agnus Dei et infra distributionem solummodo attendit ad Sacramentum, quod prae manibus tenet, nulla habita ratione expositionis, quae fit in altari, cavendo tamen, quantum fieri potest, ne tergum vertat Ss. Sacramento; ideoque ab altari descendit per gradus versus cornu Evangelii, in utroque latere mensae Communionis se vertit ut ad Lavabo in Missa expositionis, facie ad altare et tergo ad populum conversis, et finita distributione ac pyxide in tabernaculo recondita, eoque clauso, dat benedictionem in cornu Evangelii“. Confer. ecclesiast. Dioec. Mechlin. 1871, Lit. IV.

c) „Wo an Werktagen Messen oder Nemter vor ausgesetztem Allerheiligsten üblich sind, soll gleichfalls fortan die Aussetzung nur am Schlusse stattfinden, und nach Verrichtung der etwa vorgeschriebenen

oder anderen angemessenen Gebete der sacramentale Segen ertheilt werden. Dies hat auch bei Messen zu geschehen, die als sogenannte Segenmessen — gestiftet sind. Sollte aber die Stiftungs-Urkunde andere eingehendere Bestimmungen enthalten, so daß Zweifel über die Unwendbarkeit der oben ausgesprochenen Regeln entstehen, dann ist der oberhirtliche Bescheid zu erholen“. P. E. (l. c. n. 9.)

Es wird also selbst die Aussetzung an Werktagen nicht beanstandet, wo sie üblich ist, aber immer unter der Voraussetzung, daß die kirchlichen Vorschriften genau eingehalten werden, was nicht der Fall wäre, wenn eine Missa vor dem Allerheiligsten celebriert würde. Diese Missae sind ja überhaupt verboten (s. § 14 u. 15) und kann an diesem Verbote auch der Umstand nichts ändern, daß sie gestiftet sind, weil eine solche Stiftung nicht den kirchlichen Gesetzen gemäß, sondern gegen den Willen der Kirche zustande kam und darum niemals vor ihrem Forum Rechtskraft erhielt. Der Wille des Stifters kann nicht anders, als dadurch vollzogen werden, daß das Allerheiligste nach der Messe ausgesetzt und der Segen nach dem in § 25 näher erklärten Ritus ertheilt wird, und mußte demnach eine sanatio der auf illegale Weise gemachten Stiftungen erfolgen. Dem Gesagten gemäß ist eine eingehendere Begründung der nachstehenden Vorschrift, welche auch einer künftigen Mißachtung der kirchlichen Gesetze vorbeugen will, nicht mehr nöthig, und soll lediglich der Wortlaut derselben angeführt werden:

c) „Messen oder Aemter mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie vor dem ausgesetzten Allerheiligsten celebriert werden sollen, dürfen auch als Manual-Verpflichtung nicht mehr angenommen werden; wohl aber Messen oder Aemter mit nachfolgender Aussetzung, angemessenem Gebete und sacramentalem Segen. Für eine erbetene Aussetzung in der angegebenen Weise nach Manual-Messen oder Aemtern ertheilen Wir andurch Unsere Genehmigung nur für je Eine des Tages in derselben Kirche. Stiftungen dieser Art unterliegen ohnehin zuvor der oberhirtlichen Prüfung und Genehmigung“. P. E. (l. c. n. 10.)

Hiezu nur folgendes. Segen=Aemter oder Messen mit einer Expositio und Benedictio erst am Schlusse, dürfen also auch künftig als Manual-Verpflichtungen angenommen werden. Diese Erlaubnis könnte aber leicht zu einer dem Willen der Kirche nicht entsprechenden Vervielfältigung der Aussetzung führen, indem etwa in der nämlichen Kirche am nämlichen Tage mehrmals solche Segen=Messen gelesen würden. Da ein Ordinarius die Erlaubnis zu exponieren jederzeit an die Bedingung knüpfen muß, daß sie nicht mißbraucht, und etwa die Expositio den liturgischen Vorschriften zuwider vorgenommen werde, so hat der Erlass nicht mehr als nur Eine Segenmesse des Tages in derselben Kirche als zulässig erklärt. Gardellini (l. c.) stellt bezüglich der Expositio in Ciborio für den Fall, daß die Erlaubnis hiezu den Umständen gemäß nicht wohl verjagt werden kann, als

Regel auf: „Indulgendum. ut solummodo fieri possit semel in die vel etiam rarius. prout Ordinarius attentis circumstantiis magis expedire judicaverit.“

§ 21. Die Aussetzung während der Vesper, bei anderen Nachmittags- und Abendandachten und bei Bruderschaftsfesten.

a) „Hinsichtlich der Aussetzung des Allerheiligsten während der liturgischen Vesper gilt dieselbe Regel und Duldung, wie bezüglich der Aussetzung während des Hoch- oder Pfarramtes. Nach der Vesper ist sie in derselben Weise statthast, wie am Schlusse des Pfarramtes.“ B. E. (l. c. n. 11.)

Es gilt als allgemeines Gesetz, daß die Vesper vor ausgesetztem Allerheiligsten ebensowenig zulässig ist, als die Missa vor demselben. Da aber das Caerem. Episc. (lib. II c. XXXIII) gestattet, „per totam hanc Octavam (sc. Ss. Corporis Christi) ponere super altare tabernaculum — ostensorium — cum sanctissimo Sacramento discooperto, dum Vesperae et Officia divina recitantur, ad quae magna populi frequentia solet accedere...“ so hat sich die Gewohnheit gebildet und eingebürgert, auch an anderen Festtagen die Vesper vor dem ausgesetzten Allerheiligsten zu halten. Diese consuetudo, wo sie in Wahrheit seit unfürdenklichen Zeiten besteht, hat nach den Erklärungen des heiligen Stuhles einen Anspruch auf Duldung, aber keineswegs für alle, sondern nur für jene Festtage, für welche der Ordinarius diese übliche Aussetzung während der Vesper erlaubt hat.

Eine commemoratio Sanctissimi Sacramenti hat bei solchen Vespern nach einer Entscheidung der S. R. C. vom 26. März 1859 nicht statt, und ist auch das „Fidelium animae“ nach demselben Decrete nicht zu unterlassen.

Darf aber auch die Aussetzung nicht vorgenommen werden während der Vesper, so kann sie doch nach derselben gestattet werden in der Weise, wie sie am Schlusse des Pfarramtes als erlaubt erklärt wurde (s. § 17). Da nach einem Bescheide der S. R. C. vom 9. Mai 1857 der Officiator während der Vesper die Stola nicht tragen darf, so bekleidet er sich damit erst nach derselben unmittelbar vor dem Acte der Aussetzung.

b) „Bei anderen schon bisher üblichen Nachmittags- oder Abendandachten (Litaneien, Rosenkränzen u.) unterliegt die Aussetzung keiner Beanstandung. Sie kann im Ciborium oder in der Monstranz geschehen, je nachdem die hinsichtlich der Aussetzung in der letzteren bestehenden Vorschriften eingehalten werden können und die Theilnahme des Volkes oder die Feier des Tages es wünschenswert erscheinen läßt“. B. E. (l. c. n. 12.)

Die herkömmlichen Aussetzungen bei anderen, als streng liturgischen Gottesdiensten, wie die Messe und Vesper es sind, werden also weniger beanstandet, und ist es dem Ermessen des Pfarrers überlassen, ob sie den Charakter einer expositio privata oder publica

haben sollen. Letztere dürfte jedenfalls nicht stattfinden, wenn etwa eine Kirche die Kosten für die vorgeschriebene Anzahl von Lichtern nicht aufbringen könnte oder die Theilnahme des Volkes nur eine geringe sein würde.

c) „Die reorganisierten Bruderschaften haben sich bezüglich der Aussetzung des Allerheiligsten und der Andachten genau an ihre genehmigten Satzungen, Bruderschaftsbriefe und Ordo sacri Ministerii, nebst etwaigen anderen oberhirtlichen Weisungen und an die Instruction zur Reorganisierung von Bruderschaften zu halten. Die noch nicht reorganisierten können ihr Haupt- oder Titularfest . . zu den höchsten Feiten zählen, und es kann demnach unter den dort ausgesprochenen Bedingungen geduldet werden, daß an jenem Feste das Hochamt, aber nur dieses, vor ausgesetztem Allerheiligsten celebriert werde“. P. E. (I. c. n. 13.)

Vom Jahre 1861 an wurde vom Hochwürdigsten Herrn Bischofe Ignatius auf Grund einer apostolischen Vollmacht eine Reorganisation sämtlicher Bruderschaften des Bisthums vorgenommen, welche, als der Pastoral-Erlass erschien, noch nicht vollendet war. Hierbei wurde die canonische Errichtung derselben, die Authenticität der Bruderschafts-Ablässe u. s. w. geprüft und ein Ordo für die Bruderschafts-Gottesdienste festgesetzt, der auch die Aussetzung des Allerheiligsten bei denselben regelte.

§ 22. Die Aussetzung an den Faschingstagen und „im Grabe“ am Charfreitag und Charnamstag.

a) „An den Faschingstagen ist die Diöcesan-Uebung beizubehalten, nach welcher in Städten, Märkten oder größeren Orten das Allerheiligste vom Schlusse der Frühmesse oder von sechs Uhr früh bis abends ausgesetzt wird. In Dörfern kann die Aussetzung, je nach der Gewohnheit, vom Schlusse der Pfarrmesse eine oder die andere Stunde oder auch bis Mittag, und abends wieder zu geeigneter Zeit stattfinden. Es kann aber auch das Allerheiligste einige Zeit vor der Pfarrmesse zum öffentlichen Gebete ausgesetzt und dann diese als Repositions-Messe vor demselben gelesen werden. Soll der für dieses Triduum gewährte Ablass gewonnen werden können — unter Erfüllung der übrigen Bedingung (reue Beicht, würdige Communion und andächtiger Besuch der Aussetzungs-Kirche) — so genügt eine während des Tages unterbrochene Aussetzung nicht, sondern diese muß „per tres dies“, allerdings ohne Einrechnung der Nachtzeit, jedoch mindestens von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang stattfinden. Doch können alle Gläubigen auch bei kürzerer Dauer der Aussetzung sich leicht mehrerer Ablässe, auch eines vollkommenen, theilhaftig machen“. P. E. (V. Spstf., 5. Abschn., n. 1.)

Die Gewohnheit, während der Faschingstage das vierzigstündige Gebet abzuhalten oder sonst eine länger dauernde Aussetzung zu veranstalten, ist vom heiligen Stuhle nie mißbilligt worden, und hat er gerade für diese Zeit bisweilen sehr weitgehende Indulte gewährt

(f. jedoch das in § 20 sub b bespr. Indult der S. R. C. d. d. 12. Nov. 1831). Gardellini (l. c.) bespricht den Grund dieser Aussetzung, und ist er sogar für die musica sacra bei derselben, während er sie beim vierzigstündigen Gebete für unzulässig erklärt. (f. § 12 sub c.) Er schreibt: „Illarum expositionum quippe, quae solemniter fiunt, dum populus lubricis spectaculis est totus intentus, duplex est finis. Alter versatur circa honorem Deotribuendum, ut aliquo modo compensatio tribuatur pro injuriis, quae irrogantur ab illis, qui ut sequantur vana mundi deliria, vitiis laxare habenas non erubescunt; alter vero, ut homines ab jocis et scurrilitatibus retrahantur. Quamobrem, si in his admittatur musica cum vocalis, tum instrumentalis gravis, devota, ad ecclesiae leges composita, nihil habens vel in modis, vel in expressionibus, quod locum orationis dedeceat et profanum sit, id ferendum esse non inficior.“

Auch die Bischöfe haben sich von jeher als liberales bezüglich dieser Aussetzung erwiesen, und ist auch der strenge Wortlaut des Pastoral-Erlasses wohl in dem Sinne zu interpretieren, daß es gerade in diesem Falle nicht dem Ermessen des Pfarrers anheimgestellt ist, wenigstens nicht in größeren Ortshaften, diese consuetudo auch unberücksichtigt zu lassen. Stets soll aber die Aussetzung an diesen Tagen nach den Normen stattfinden, wie sie für jede, längere Zeit währende Expositio ertheilt worden sind (f. § 20 sub a).

Geschieht sie nicht per tres dies, dann wird der Seelsorger die Gläubigen, welche an diesen Tagen die heiligen Sacramente frequentieren, aufmerksam machen, daß sie, um den vollkommenen Ablass zu gewinnen, ein anderes frommes Werk oder Gebet verrichten, mit welchem ein solcher verbunden ist und wie solche fast in jedem Gebetbuche verzeichnet sind (f. § 23 sub b).

b) „Bei der Aussetzung des Allerheiligsten „im Grabe“ am Charfreitag und Charsternstag und bei der Auferstehungsfeierlichkeit sind bis auf weiteres das Rituale majus Unseres Bisthums und die Weisungen im Directorium, und im übrigen die seither aufgeführten kirchlichen Vorschriften einzuhalten. Ausdrücklich sei erwähnt: das Allerheiligste ist am Charfreitage nach der Missa Praesantificationum nicht in der Monstranz, sondern in calice zum „Grabe“ zu tragen. Auf dem dortigen Altare wird die hochheilige Hostie in die Monstranz gesetzt. Die Monstranz ist mit einem dichten Schleier von weißer Seide zu bedecken.“

„Am Charsternstag bei der Auferstehungsfeier kann vor der Incensation des Allerheiligsten am Altare des „heiligen Grabes“ der 56. Psalm gesungen oder recitiert werden; aber das Anstimmen des „Christus ist erstanden“ durch den Priester mit dem Allerheiligsten in der Hand und die Segenertheilung hiebei ist untersagt. Der sacramentale Segen ist auch bei dieser Gelegenheit nur nach dem Tantum ergo etc. zu ertheilen, welches

auf die Oration „Deus, qui hanc sacratissimam noctem“ etc. zu folgen hat. In Kirchen aber, in welchen die Aussetzung im „heiligen Grabe“ nicht besteht, verbieten Wir, dieselbe einzuführen, und wo sie nur in calice geschieht, verbieten Wir, die Aussetzung in der Monstranz vorzunehmen. Wir ermächtigen übrigens alle Priester, sich in Bezug auf das „heilige Grab“ und die Auferstehungsfeier an die liturgische und rituelle Anleitung zu halten, welche der oberhirtlich genehmigten deutschen Uebersetzung des *Memoriale Rituum* als Anhang beigegeben ist“. P. E. (I. c. n. 2.)

Der römische Ritus kennt unser sogenanntes „heiliges Grab“ nicht. Aber schon die ältesten deutschen Ritualien sprechen von einer feierlichen Beisetzung und Grablegung des Crucifixes im sogenannten heiligen Grabe, und war auch die Auferstehung am Charfamestag nichts anderes, als eine feierliche Wiedererhebung und Zurücktragung desselben aus dem Grabe. Später wurde das Allerheiligste, welches nach der Vorschrift des Missale am Gründonnerstage vom Hochaltare entfernt werden muß, in pixide vel calice auf dem Altare des sepulchrum beigelegt und am Charfamestage bei der Auferstehungsfeier processionaliter dahin zurückgetragen. Nach dem Bamberger Rituale vom Jahre 1587 fand diese Feier Nachts um 11 Uhr statt, und wird von einer Rubrik desselben die „thurificatio et aquae benedictae aspersio super venerabile Sacramentum“ vor der Procession vorgeschrieben. Die Procession selbst hielt der Priester, das Allerheiligste — in calice positum — und parvam Crucifixi imaginem in der Hand tragend, und mußte bei der Procession Einer anwesend sein, „qui personam diaboli simularet“. Letzteres schreibt auch eine Rubrik des Würzburger Rituale vom Jahre 1564 vor.

Diese Beisetzung in calice war im Eichstädter Bisthum noch am Ende des vorigen Jahrhunderts üblich, wie aus dem Diöcesan-Rituale vom Jahre 1798 ersichtlich ist. Aus derselben entwickelte sich die heutzutage in Deutschland allenthalben eingeführte Expositio in Ostensorio, die sine offensione populi nicht wohl mehr verboten werden kann. Da dieses „heilige Grab“ strenge genommen nichts anderes ist, als eine öffentliche Aussetzung des Allerheiligsten — die im Missale vorgeschriebene Liturgie für die drei letzten Tage der Charwoche bleibt immer die Hauptsache —, so kann sie ja der Bischof gestatten, aber nur unter der Bedingung, daß bei derselben die für jede andere expositio publica maßgebenden Vorschriften eingehalten werden.

Die Gewohnheit, das Allerheiligste nach der Missa Praesantificatorum in der Monstranz zum „heiligen Grabe“ zu tragen, wäre gegen das Missale Romanum, wider dessen Vorschriften sich niemals eine consuetudo geltend machen kann. — Der weiße Schleier über dem Allerheiligsten muß jedenfalls von Seide sein (s. § 4 sub d). — Bezüglich des Anstimmens des „Christus ist erstanden“ und des Segens siehe die in § 25 vorgetragenen kirchlichen Bestimmungen. —

Die schwarze Farbe darf auch bei dieser Aussetzung nicht zur Anwendung kommen, überhaupt das sepulchrum nicht aufgerichtet werden wie ein Trauergerüste oder wie das Paradebett eines Fürsten, sondern als das Grab Dessen, der Apoc. 1. 18 sagt: „Fui mortuus et ecce sum vivens in saecula saeculorum“ (s. § 11 sub b). Das Allerheiligste darf niemals, auch nicht in diesem Falle, durch eine mechanische Vorrichtung in Bewegung gesetzt werden, sondern nur und unmittelbar durch die allein hiezu berechnigte Priesterhand (S. R. C. 7. Jul. 1878 § 13, a).

Die Aussetzung pro sepulchro wird nur gestattet auf Grund der consuetudo. Daraus folgt, daß sie nicht vorgenommen werden darf in einer Kirche, welche diesen Rechtstitel hiezu nicht hat oder nur einen titulus zur Aussetzung in calice.

Das Memoriale Rituum wurde von Papst Benedict XIII. im Jahre 1725 herausgegeben zum Gebrauche für jene Kirchen, welche besondere, nach dem Missale Rom. mit Diacon und Subdiacon vorzunehmende Feierlichkeiten ohne solche abzuhalten genöthigt sind. Papst Pius VII. gab am 31. Juli 1821 den Befehl, die Gottesdienste in den drei letzten Tagen der Charwoche überall, wo nur wenige Cleriker sind, nach den Vorschriften dieses Memoriale zu feiern. Eine Uebersetzung desselben ins Deutsche ist herausgegeben bei Manz, Regensburg, 1862. Sie enthält von Seite 96—127 die Liturgie für die drei letzten Tage der Charwoche, und soll sie, weil auch oberhirtlich genehmigt, in keiner Bibliothek eines Seelsorgs-Priesters fehlen.

§ 23. Die Aussetzung zum Wettersegnen, vierzigstündigen Gebete und beim feierlichen Einzuge des Bischofs.

a) „Zu dem sogenannten Wettersegnen, der vom Feste der Auffindung des heiligen Kreuzes bis zum Feste der Erhöhung desselben gebetet zu werden pflegt, ist das Allerheiligste erst nach dem letzten Evangelium auszusetzen. Auch darf das Johannes-Evangelium, soferne es Theil und Schluß der Messe oder des Amtes ist, nicht gesungen werden, da dies den Rubriken des Missales zuwider ist. Uebrigens gelten auch hiebei die... für den sacramentalen Segen gegebenen Regeln. Wir werden indessen dem hochwürdigen Clerus rechtzeitig das nöthige liturgische Formular für den Wettersegnen zukommen lassen“. B. C. (I. c. n. 3.)

Den Wettersegnen mit Absingung des Johannes-Evangeliums und darauffolgender expositio publica kennt die römische Kirche nicht, und begnügt sie sich mit der Collecta ad repellendas tempestates, die im Missale unter den Orationes ad diversa sub nro 18 sich findet und in Rom während der ganzen Sommerszeit als Oratio imperata bei der heiligen Messe eingeschaltet wird. Dieser Wettersegnen ist in Deutschland schon seit Jahrhunderten üblich, und eifern deutsche Synoden schon im 15. Jahrhunderte gegen Mißbräuche, die bei demselben vorkamen. Wenn nun eine Aussetzung des Aller-

heiligsten beim Wettersegnen wirklich stattfinden muß, so kann und darf dies nur geschehen unter Einhaltung der kirchlichen Vorschriften, also nicht intra Missam, etwa nach dem priesterlichen Segen am Schlusse derselben, weil die streng verpflichtende Natur des Missale nicht gestattet, den Act der Aussetzung eigenmächtig während der Messe vorzunehmen. Auch der Brauch, das Johannes-Evangelium zu singen, wenn es als Schlußtheil der Messe erscheint, ist ein Verstoß gegen das Missale, welches vorschreibt (Rubr. gen. t. XIII): „datur Benedictio... deinde legitur Evangelium S. Joannis“ und (l. c.) t. XVI.: „In Missa privata clara voce dicitur... Benedictio et Evangelium. In principio vel aliud Evangelium.“ Und (rit. serv. in celebr. Miss. tit. XII): „Dicto Dominus vobiscum... dicit Initium S. Evangelii secundum Joannem.“

Würde am Schlusse der Messe ein anderes Evangelium gelesen, so dürfte gemäß einem Bescheide der S. R. C. vom 22. April 1633 und 22. August 1654 nach demselben die Aussetzung vorgenommen und hierauf das Johannes-Evangelium gesungen werden, im Falle der Bischof dies zugibt. Diese Aussetzung, sowie der Segen dürfen aber auf keinen Fall im Messgewande vorgenommen werden, sondern in der von der Kirche vorgeschriebenen Weise. Die Gebete zum Wettersegnen sind nach Analogie aller hier in Betracht kommenden Vorschriften stets in plano an der untersten Stufe des Altares, nicht unmittelbar vor der Mensa des Altars auf dem suppedaneum zu verrichten. Auch am Schlusse einer Requiems-Messe, wenn der Altar für die Trauerfeier zugestrichen war und vor dem Altare etwa die Tumba aufgerichtet ist, darf die Expositio zum Wettersegnen nicht vorgenommen werden (s. § 11 sub b und § 13 sub b).

b) „Das vierzigstündige Gebet, wo es üblich, ist so einzurichten, daß die dreitägige Aussetzung im ganzen wirklich vierzig Stunden dauert. Bei einem solchen sind jene Vorschriften der Instructio Clementina, welche ihrer Natur nach oder infolge besonderer Erklärung allgemeine Geltung haben, zu beobachten; namentlich sind die allgemeinen Regeln bezüglich der Aussetzung des Allerheiligsten zu befolgen; und nach der Schluß-Procession oder bei der Schluß-Andacht sind vor dem sacramentalen Segen die eigens bestimmten Gebete zu verrichten“. B. C. (l. c. n. 4.)

Dieses früher von Bruderschaften theils zur Erinnerung an das vierzigstündige Fasten und Beten des Gottmenschen in der Wüste, theils im Hinblick auf die vierzig Stunden, während welcher der heilige Leichnam des Herrn im Grabe lag, geübte Gebet wurde von Papst Clemens VIII. für die Stadt Rom zum Gebote erhoben und ist es so durch die verschiedenen Kirchen vertheilt, daß das Allerheiligste an jedem Tage des Jahres in irgend einer Kirche Roms, welche eben die Reihe trifft, exponiert werden muß. Papst Clemens XI. gab am 20. Januar 1705 die Instruction zur Feier des vierzigstündigen Gebetes, welche seinen Namen trägt. Von Rom aus verbreitete sich

diese Oratio XL horarum über die ganze katholische Welt. Von den Vorschriften der Clementinischen Instruction haben die einen allgemeine Rechtskraft, während die anderen nur für die Stadt Rom verpflichten; aber auch von letzteren wird gewünscht, daß man dieselben überall befolge. Gegenwärtige Abhandlung lehrt uns die ersteren kennen, vielfach auch die letzteren.

Zum Charakter dieser Oratio gehört es, daß sie vierzig Stunden ohne Unterbrechung, auch zur Nachtzeit fortbauere; geschieht dieses nicht, dann können die mit derselben verbundenen Privilegien nur durch ein besonderes päpstliches Indult gewährt werden, wie dies zugunsten der Erzdiocese Prag geschah. Die Decrete der dort abgehaltenen letzten Synode äußern sich über diese Oratio und die Art und Weise der Abhaltung derselben, wenn sie auf drei Tage vertheilt ist, in folgender Weise: „Quoniam in nostris regionibus plura obstabant, quominus devotio continuis quadraginta horis deduci possit, benignitas Apostolicae Sedis difficultatibus istis condescendens, Indulgentiarum gratiam precibus 40 horarum concessam etiam tunc impertitur, quando stantibus causis gravibus Ss. Sacramentum continuis 40 horis non proponitur adorandum, dummodo expositio horis diurnis non interrupta. 40 horarum spatium assequatur.

Statuimus vero, ut Ss. Sacramentum horis diurnis continuis expositum maneat usque ad consummationem 40 horarum. Quare expositio neque interrumpatur tempore meridiano. neque benedictione aliqua interdui elargienda, ut fideles Indulgentias devotioni annexas consequi possint. Volumus quoque, ut quantum peculiare ecclesiarum circumstantiae et vires permittent, etiam de externae solemnitatis apparatu provideatur, quem Instructio Clementis PP. XI. de die 20. Jan. 1705 praescribit, cujus tenorem Rituale mox edendum in appendice exhibebit. Nullibi autem preces 40 horarum cum solemnitate Patroni seu Tituli ecclesiae jungantur, sed alio, quo magis convenit, tempore celebrentur, quia Sanctorum cultus, quem sibi illis diebus eorum memoria vindicat, haud apte conveniret cultui Ss. Sacramento impendendo.“

c) „Die Rubrik im Ordo Episcopum solemniter recipiendi im kleineren Diöcesan-Rituale, welche von der, im Pontificale nicht vorgeschriebenen Aussetzung des Allerheiligsten bei dem feierlichen Einzuge des Bischofs und von dem sacramentalen Segen bei dieser Feier handelt, setzen Wir hiemit außer Kraft“. B. E. (l. c. n. 5.)

Eine Aussetzung bei dieser Gelegenheit kennt der heilige Stuhl nicht, und kann sie lediglich auf einer consuetudo beruhen, welche aber sine offensione populi abgeschafft werden kann, wodurch auch dem Wunsche der Kirche, daß die Aussetzungen nicht nimis frequentes sein sollen, entsprochen wird.

Das Martyrologium und die acta Sanctorum, als Patronat der meisten Kirchen der Christenheit, und in specie des Landes ob der Ens — in seiner hohen und tiefen Bedeutung.¹⁾

Von Johann Lamprecht, Beneficiat und geistl. Rath in Maria Brunnl bei Rab.

IX. (Schluß).

St^a Elisabetha. comitissa Thuringiae et Hassiae;
† 1231.

Elisabeth, eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und der Gertrude, Tochter des Herzogs Berthold IV. von Meranien und Istrien,²⁾ wurde a. 1207 auf dem Schlosse Pressburg geboren und blieb nur kurze Zeit unter der Pflege ihrer Eltern, indem sie a. 1211 dem achtjährigen Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, Ludwig, als Braut angelobt, auf die Wartburg bei Eisenach gebracht, dort von dem Hofmeister Conrad in vortrefflicher Weise erzogen, unterrichtet und für ihren künftigen Beruf gebildet, aber auch zur Uebung jeder gottgefälligen Tugend gewöhnt wurde.

So wie sie von Kindheit auf Gott liebte und fürchtete, so wuchs mit zunehmenden Jahren ihre Frömmigkeit, Gebetsfreudigkeit, Bescheidenheit, Demuth, Eingezogenheit, Schamhaftigkeit und ihr Mitleiden gegen die Armen. Von ihrer Schwiegermutter, der Landgräfin Sophia, und von einigen Hofleuten mußte sie viele Bitterkeiten und herben Spott entgegennehmen; doch sie ertrug dieses mit Geduld.

Im Jahre 1215 mußte ihr Bräutigam Ludwig, erst 16 Jahre alt, nach dem Tode des Vaters die Regierung des Landes übernehmen; fünf Jahre später wurde die Trauung zwischen den Verlobten vollzogen; und diese Verbindung war ein Muster ehelicher Zuneigung.

Jede Nacht stand Elisabeth vom Bette auf, um längere Zeit dem Gebete zu obliegen; ihren Unterthanen war die Landgräfin eine wahrhaft gute Mutter, und darum auch von denselben geliebt; ihre Wohlthätigkeit gegen Hilfsbedürftige, Arme und Kranke kannte keine Grenzen; als Thüringen von der Hungersnoth und ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurde, da zeigte sich das mitleidsvolle Herz der Frau im herrlichen Lichte; sie ließ vor der Stadt Eisenach ein

¹⁾ Vergl. Heft I der Quartalschrift 1892 S. 83 und Heft II S. 337. —

²⁾ Das zwischen Schärding und Passau gelegene Schloß Neuburg am Inn war Eigenthum Bertholds, Grafen von Andechs und Herzogs von Meranien, welcher oftmals mit seiner Frau, seinen vier Söhnen: Berthold, Eibert, Otto, Heinrich, und seinen vier Töchtern: Gertrud, Mutter der hl. Elisabeth, Hedwig, nachmals Herzogin von Schlesien, welche zwölf Jahre nach der hl. Elisabeth als Heilige starb, Agnes, nachmals Gemahlin des Königs Philipp von Frankreich, und Mechthilde, nachmals Abtissin zu Rixingen, auf selben Schlosse seinen Aufenthalt und seine Hofhaltung genommen hatte.

Hospital für 28 arme und sieche Menschen erbauen, die sie mit eigener Hand wartete und pflegte; stiftete außerdem ein Spital als Zufluchtsstätte für arme und verlassene Personen; in jener Zeit der Theuerung wurden täglich bei 900 Personen von ihrer Tafel, und zwar in ihrem Beisein gespeiset, und gar oft gab sie den Dürftigen ihre Kleider vom Leibe; einst verwendete sie an einem Tage 64.000 Goldgulden zur Hilfe der Nothleidenden.

Bereits sechs Jahre hatte Elisabeth mit ihrem Gemahle, dem sie vier Kinder als Unterpfand der treuen und zärtlichen Eheverbindung geboren hatte, im ungestörten Frieden durchlebt, als derselbe dem Rufe, sich dem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande anzuschließen, folgeleistend, auf der Reise vom Fieber ergriffen, zu Otranto in Italien starb, zur großen Bestürzung des Landes Thüringen, zur noch größeren Bestürzung der Landgräfin Elisabeth.

Landgraf Ludwig hatte seinem Bruder Heinrich die Sorge für seine Familie und für das Land während seiner Abwesenheit übertragen. Dieser aber faßte den ungerechten Gedanken, die Landesregierung an sich zu reißen, und den Erbprinzen, den Sohn der Elisabeth, der gerechten Ansprüche auf dieselbe zu berauben; die bekümmerte Witwe erhielt den grausamen Befehl, mit ihren Kindern nicht nur die Wartburg, sondern das Land zu verlassen; niemand durfte sie begleiten, niemand sie aufnehmen; so ward sie aus ihrem eigenen Hause, aus ihrem eigenen Lande nicht hinausgeschickt, sondern — hinausgestoßen; bei diesem ungerechten Vorgange zeigte sich Elisabeth als eine starke Christin voll Geduld, und empfahl die Sache Gott. Von allen verlassen, mit Schimpf und Schmähungen überhäuft, mußte sie sich auf dem Wege den Unterhalt für sich und ihre Kinder erbetteln, und kam nach Kitzingen, wo sie von der dortigen Aebtissin — ihrer Base Mechthilde — liebevoll aufgenommen, und ihr ein anständiger Unterhalt zugewendet wurde; königlichen Unterhalt wollte sie nicht mehr, indem sie der Welt absterben wollte!

Diese ungerechte Verstoßung der Landgräfin wurde allgemein ruckbar und erregte allenthalben großen Unwillen; dem Landgrafen Heinrich wurde dieses herzlose Benehmen in eindringlicher Weise auf das Gewissen geredet, daß er in sich gieng und sich bereit erklärte, all das begangene Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen. Elisabeth verlangte nicht mehr, als ihre Mitgift und das von ihrem Gemahl ausgesetzte Leibgeding; hierauf zog sie sich mit ihrem Hofmeister Conrad nach Marburg zurück, und führte wieder, wie vor ihrer Verheirathung, das einfache stille, fromme, wohlthätige Leben; zu ihrer Bedienung hatte sie nur zwei Mägde; für sich bedurfte sie sehr wenig, und was sie erübrigte, ward den Armen zutheil. Auch in Marburg erbaute sie ein Armenhaus zum Unterhalte einer gewissen Anzahl von Armen und Kranken, und zur Verrichtung des täglichen Gebetes und Gottesdienstes eine Kapelle daneben, und fast beständig hielt sie sich bei den Armen und Kranken auf, um denselben eine liebevolle Mutter, eine

sorgfältige Pflegerin zu sein; „hier“, sagte sie oft, „sei meine Arbeit und hier soll einst meine Ruhe sein!“

Nach einem vierzehntägigen Krankenlager, nach Empfang aller heiligen Sacramente, entschlief sie am 19. November 1231, so sanft und so schön, wie die untergehende Sonne bei heiterem Himmel; ihrer Anordnung gemäß wurde die Leiche in der erwähnten Kapelle beigesetzt, und viele auffällige Wunder ergaben sich bei ihrem Grabe, so daß Papst Gregor IX. nicht umhin konnte, Elisabeth, die lange gelebt, nicht an Jahren, sondern dadurch, daß sie in wenigen Jahren viel Gutes gewirkt hatte, a. 1235 in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Ihr Schwager Heinrich erbaute zur Sühne seiner Vergehungen nahe an der Kapelle zu Marburg das Elisabethen-Münster, in welches die Gebeine der Heiligen übertragen wurden. In rascher Folge verbreitete sich die Verehrung der hl. Elisabeth nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach den Niederlanden, England, Frankreich und Spanien; viele Prinzessinnen aus kaiserlichen, königlichen und herzoglichen Häusern wurden auf den Namen dieser hl. Elisabeth getauft; Islande, eine Stiefschwester der hl. Elisabeth, wurde an den König Jakob von Aragonien verheiratet; deren Enkelin bekam aus Rücksicht auf die heilige Großtante den Namen Elisabeth; sie wurde Königin von Portugal, und ward ebenfalls eine große Heilige, von der Kirche als „Mutter des Friedens“ gepriesen.

Unter dem Schutze und Namen der hl. Elisabeth entstand ein eigener Nonnenorden „der Elisabethinerinnen“, deren Mitglieder nach der Regel des hl. Franciscus Ser. nach dem Beispiele der heiligen Patronin dem Krankendienste sich widmen; solcherweise entstanden die Klöster: zu Wien; a. 1745 zu Linz; auch viele Spitäler, Kranken- und Armenhäuser wurden unter den Schutz dieser Heiligen gestellt, so: zu Steyer; Ens; Ebelsberg; Wels; St. Elisabeth vor Passau; auch die Kirche zu Altenberg im Mühlkreise wurde ihr zu Ehren geweiht.

St. Sebastianus, miles, et martyr Romae sub Diocletiano et Maximiliano.

Zu Mailand geboren und früh in die Armee getreten, war er schnell emporgestiegen bis zum Obersten der Leibwache der beiden Kaiser. Seiner Tapferkeit, seiner geistigen und körperlichen Eigenschaften wegen stand er bei ihnen in hoher Gunst. Eines Tages sah er zwei seiner Soldaten — Familienväter — zum Tode führen; sie waren Christen. Der Oberst Sebastian trat für sie ein und erklärte sich selbst als Christ. Als alle Abmahnungen und aller Zuspruch, nur eine Handvoll Weihrauch den Göttern zu opfern, vergeblich blieben, verkehrte sich die Gunst der Kaiser in Wuth. Der Oberst Sebastian mußte von seinen eigenen Leuten hinausgestoßen und mit Pfeilen erschossen werden; aber nur eine Ohnmacht war die Folge der Verblutung; dann wurde er mit Prügeln erschlagen.

Lucina, eine Edelfrau, begrub seinen Leichnam, über welchem unter Kaiser Constantin dem Großen eine der ersten Kirchen Roms erbaut wurde. Spanien und Portugal trugen den Cultus des heiligen Sebastian übers Meer; aber auch am Rhein und an der Donau darf die Verehrung desselben als Patronus gegen die Pest als früh angenommen werden; doch hierzulande wurden ihm erst im 16. und 17. Jahrhunderte aus Anlaß der damals eingerissenen pestartigen Krankheiten, zur Abwendung derselben ex voto viele Kirchen geweiht, so zu: Auroszmünster; Andorf; Schärding; Münzkirchen; im Markte Altheim; vor Braunau; zu Neukirchen bei Braunau; zu Friedburg; St. Sebastian zu Salzburg; zu Gosau; im Markte Weyer; im Schlosse Würting; zu Grieskirchen; Alfosen; Engelhartzell; — überhaupt, wo wäre eine Stadt, ein Flecken, in welchem nicht ein Altar oder ein Standbild dieses Heiligen für die Hilfe und Heilung Suchenden zu finden wäre? Auch zahlreiche Bruderschaften bildeten sich unter dem Schutze und Titel des hl. Sebastian.

Neben St. Sebastian steht vielfach als Nebenpatron auf Altären und Standbildern der hl. Rochus zur Seite.

St. Rochus, de monte Bessulano, confessor.

Unter dessen Schutze stehen die Häuser der Sondersiechen, der Unheilbaren und Pestkranken; er starb im Jahre 1327 und hatte mehrmalen die Pest verbannt. Als dieselbe a. 1414 zu Constanz am Bodensee auszubrechen drohte, decretierten die im Concil versammelten Väter, daß zunächst dem hl. Rochus das Patronat gegen ansteckende Krankheiten gebühren solle. In der Nähe von Salzburg erstand das ehemalige Lazareth zum hl. Rochus, und auf dem Schlosse Seisenburg wurde ihm zu Ehren die Hauskapelle geweiht.

Er erscheint auf den Altären als Pilger mit einer offenen Wunde am entblößten Schenkel, die zeitweilig von einem treuen Hunde beleckt wird.

St.^a Anna, Mutter der heiligen Gottesgebärerin Maria.

Deren Ehe mit ihrem Manne Joachim, einem angesehenen und frommen Patriarchen zu Nazareth aus dem Stamme Juda, war lange unfruchtbar geblieben; nach langem inständigen Flehen ward ihr Gebet erhört, und zu ihrer größten Freude wurde aus ihrem heiligen Schoße, als ohne Makel der Erbsünde empfangen, die Tochter Maria geboren, welche dem Versprechen gemäß, auch dem Herrn geweiht und geheiligt wurde.

Maria, d. i. die Erhöhte, war von Gott vor allen ihres Geschlechtes auserwählt und gewürdiget, die Mutter seines Sohnes, des Heilandes Jesu Christi, zu werden. Zu allen Zeiten ward auch der hl. Anna eine hohe Verehrung zutheil, und sie wurde und wird besonders von Müttern als Schutzfrau und Fürsprecherin angerufen.

Aber hierzulande wurden dieser Heiligen erst im 14., vornehmlich im 15. und 16. Jahrhunderte Kirchen, zumeist Kapellen neben den Pfarrkirchen auf den Coemeterien, gleichsam als Carner, nicht minder neben den Sieden- und Armenhäusern erbaut, und somit ihr der Schirm über die dort eingesenkten Mutter- und Kinder-Leichen, wie auch über die Sieden und Armen anvertraut. So zu: Sulzbach; Sarleinsbach; Steinbruch bei St. Peter am Windberg; Kirchschlag; Pregarten; neben der Stadtpfarrkirche zu Linz; Aigen im Mühlkreise; Annaberg bei Alkofen; die Klosterkirche zu Oberthalheim; zu Gmunden; Wartberg im Traunkreise; Windischgarsten und Spital am Pyrh; Leonstein; Wolfseck und Barz; Muroldmünster; Bischelsdorf; Lohen; Berndorf; die Kapuzinerkirchen zu Burghausen und Altdöding; St. Anna bei Gring; Eggenfelden; ferner St. Anna am Siedenhause zu Ried; Krankenhaus-Kapelle zu Steyer; Leprosenhaus-Kapelle zu Neudöding u.

St. Josephus, Sponsus B. Mariae virginis et cathol. ecclesiae et Austriae Patronus.

Dem hl. Josef, dem jungfräulichen Gemahl der hl. Gottesgebärerin Maria, dem Nährvater Jesu Christi, dem gefeierten Schutzpatron der christkatholischen Kirche, welchem zu allen Zeiten des Christenthums hohe Verehrung gezollt wurde, sind in unserem Lande erst im 17. und 18. Jahrhunderte Kirchen, Kapellen, Altäre und Standbilder aufgerichtet und geweiht worden; so die Jesuiten-Kirche zu Burghausen; die Kirche der Karmeliten zu Linz; die Kapuziner-Kirche in Ursfahr; die Spitalkirchen zu Lambach und Leonfelden; die Lazareth-Kapelle zu Steyer; die Schloß-Kapellen zu Hagenberg, Wahrenberg und Altenhof im Mühlkreise; die Gottesacker-Kapelle zu Kirchdorf an der Krems; die Kapellen zu Windischgarsten und auf dem Josefsberg bei Spital am Pyrh; die Markt-Kapelle zu Kematen bei Pöhl; die Pfarrkirche zu Langbath-Ebensee; zu Kürnberg unter der Enz; die Kirchen zu Liebenau, Traberg und Kollerschlag u. a. m.

St. Josef wird als Vorbild und Fürsprecher der Sterbenden verehrt.

St. Joannes a Nepomuk, confessor.

Geboren um das Jahr 1330 zu Nepomuk, einem böhmischen, zehn Meilen von Prag entfernten Flecken, wurde er als Domherr an der Metropolitankirche zu Prag von der frommen Kaiserin Johanna, einer Tochter des Herzogs Albert von Bayern, seiner hellstrahlenden Priestertugenden willen, zu ihrem Beichtvater erwählt. Allein Johann, weil er treu und standhaft das Siegel der Beicht bewahrte, wurde auf Befehl des Kaisers Wenzeslaus (des Faulen), Sohnes des Kaisers Karl IV., grausam gemartert und dann von der Prager Brücke in die Moldau gestürzt a. 1383. Der Herr verherrlichte seinen treuen Diener, indem aus dem Flusse über dem unversehrten Leichnam hellleuchtende Flämmchen emporstiegen; die Gebeine wurden in der

St. Veitskirche zu Prag ehrenvollst beigelegt; die Zunge blieb unverweset; die Heiligsprechung geschah im Jahre 1729.

Die Verehrung dieses Landespatrones von Böhmen verbreitete sich schnell und weit durch Oesterreich und Deutschland hinaus, und es gab gar bald keine Kirche oder Kapelle, keinen Marktplatz oder Brücke, welche nicht mit einem Altare oder Bilde dieses neuen Wasserpatrions prangte, und seit jener Zeit ward die Verehrung des ehonor als Wasserpatrion gefeierten hl. Nikolaus mehr zurückgedrängt.

St. Johann wird dargestellt in priesterlicher Kleidung, mit einem Sternenzirze um das Haupt, mit dem Crucifix und einer Palme in der Hand und mit der Brücke zur Seite.

Nachbald entstanden zu Ehren dieses Heiligen a. 1735 die Marktkapelle zu Timelsam; a. 1742 die Kirche zu Sandl; a. 1784 zu Schwarzenberg; die Kapelle neben der Stifskirche zu Spital am Pyrh; die Schloßkapellen zu Windern und Mülheim im Inkreise.

Nachträge und Berichtigungen:

(Jahrgang 1890, II. Heft, Seite 365, Zeile 10.) „In jüngster Zeit wurde zu Traun statt der bisherigen, raumbeschränkten Pfarrkirche eine neue geräumige Kirche im gothischen Style erbaut und selbe im Jahre 1891 in feierlicher Weise zu Ehren des hl. Dionysius als Pfarrkirche geweiht.“

(Jahrgang 1890, II. Heft, Seite 365, Zeile 25.) „Unrichtigerweise ist dort der heilige Blutzuge Hippolytus, der als Soldat unter Kaiser Decius sein freimüthiges Bekenntnis: „Christianus sum“ mit dem Blute besiegelte, als Patron der Kirche zu Wichtenstein, der Episcopus Ostiensis St. Hippolytus als Patron der Kirche zu Eferding angegeben; diese Irrung und Verwechslung ist dahin richtig zu stellen, daß in der Kirche zu Eferding am 13. August das Patrocinium des heiligen Blutzuges und Soldaten Hippolytus gefeiert wird, während in der Kirche zu Wichtenstein der Episcopus Ostiensis — Porto Romano — als Patron verehrt und dessen Patrocinium am 22. August gefeiert wird.“

(Jahrgang 1891, II. Heft, Seite 359 und 360.) Beim hl. Rupert ist bezüglich Bayerns zu ergänzen, daß dessen Fest in den altbayerischen Diöcesen München, Regensburg und Passau wenigstens in choro stets gefeiert wird, in Regensburg sogar als duplex majus. So steht im Calendarium dioecesanum Ratisbonense unterm 27. März: St. Rupertus Episcopus, confessor, Bavariae Apostolus, und in der VI. lectio des Breviers heißt es: „Cujus rei gratia factum est, ut Bavarorum Apostolus mereretur appellari.“

Die Stadt Regensburg selbst bewahrt noch das Andenken an ihren großen Glaubensboten in der Pfarrkirche St. Rupert (neben der Stifskirche St. Emmeram). Die Festfeier in foro ist bekanntlich in Bayern als sogenannte res mixta von der Genehmigung der weltlichen Gewalt, welche z. B. für die Diöcese Regensburg sogar die

Feier des Bisthums-Patrons St. Wolfgang, fest. duplex I. class. cum octava im Jahre 1845 abstellen zu müssen glaubte, weil „die Wahrnehmung gemacht worden, daß die bürgerliche Feier dieses Festes den Defonomen und der arbeitenden Classe einen Arbeitstag entziehe und dadurch großen Nachtheil verursache.“

(Jahrgang 1892, I. Heft, Seite 88, Zeile 23.) Nach der vom hochw. Herrn Personaldechant zu Steben, Karl Rauscher, hieher gegebenen Bemerkung sei es nicht richtig, daß der hl. Wolfgang, Bischof zu Regensburg, das Bisthum zu Prag errichtet, und den hl. Adalbert als ersten Bischof dahin entsendet habe; sondern als erster Bischof von Prag sei ein gewisser Dietmarus, aus Sachsen, ernannt, a. 973 vom Kaiser Otto I. zu Quedlinburg eingesetzt und vom Metropolitzen zu Mainz geweiht worden.

Erst nach dessen a. 982 erfolgten (nicht heiligen) Ableben wurde der hl. Adalbert, aus Böhmen, für den bischöflichen Stuhl zu Prag erwählt, zu Verona a. 983 als Bischof ernannt und zu Mainz zum Bischofe geweiht. († 997).

Die ehemalige Kapelle im Schlosse zu Linz war in der Ehre des hl. Gangolph geweiht. Ueber das Leben und Wirken dieses Heiligen konnte Schreiber dieses nichts sicheres erheben und in Erfahrung bringen, nur so viel aus einem alten Werke ausfindig machen: „St. Gangolphus in Burgundia claret“, sub Pipino Franciae rege c. a. 766.

Zur dermaligen alten Domkirche in Linz wurde nach Ankunft der PP. Jesuiten a. 1669 der Grundstein gelegt; nach Vollendung des Baues geschah die feierliche Einweihung derselben zu Ehren des hl. Ignatius von Loyola, des Stifters der berühmten Ordens-Gesellschaft Jesu, (gestorben zu Rom als General desselben Ordens a. 1556 und a. 1622 canonisirt) a. 1679. Als im Jahre 1784 die Diöcese Linz errichtet wurde, war die Stadtpfarrkirche zu Linz als Kathedralkirche in Aussicht genommen worden; da aber dieselbe wegen Mangel an Raum zur Vornahme der bischöflichen Functionen nicht für geeignet befunden wurde, so bestimmte man die disponible Exjesuitenkirche als Kathedralkirche, und stellte das bestimmte Patrocinium zur Himmelfahrt der seligsten Jungfrau Maria statt des hl. Ignatius auf, welche Veränderung der Exjesuitenkirche zur Domkirche unter dem Patronate der Himmelfahrt Mariens und des heiligen Beichtigers Ignatius erst im Jahre 1841 ihre Bestätigung erhielt.

An der östlichen Seite des Jesuiten-Collegiums wurde bald nach dem Ausbau der St. Ignatius-Kirche eine Kapelle angebaut, und dieselbe zu Ehren des Apostels und Patronen der Indier, des hl. Franciscus Xaverius, (gestorben a. 1552, in die Zahl der Heiligen versetzt) eingeweiht; nach Aufhebung des Jesuiten-Collegiums a. 1773 gieng sie wieder ein.

Im Jahre 1745 wurden die Elisabethiner-Monnen zur Ueberrahme weiblicher Krankenpflege nach Linz berufen; erhielten aber viel später ihre Kirche, welche im Rotundastyle aufgeführt und a. 1768 feierlich geweiht wurde, und zwar zu Ehren des berühmten Ordensstifters, des hl. Franciscus Seraphicus, dessen Ordensregeln die genannten Monnen nachleben.

Um das Jahr 1620 wurden nach Grein an der Donau zur Auffrischung des katholischen Lebens die PP. Franciscaner berufen, ihnen dort ein Kloster erbaut, a. 1623 bezogen; die Klosterkirche wurde dem hl. Anton von Padua zugewidmet; im Jahre 1786 wurde das Kloster aufgehoben und die Kirche zu Arrest-Localitäten verwendet.

Als der allerhöchste Kaiserhof a. 1754 die in Linz befindliche Wollenzeug-, Tuch- und Teppich-Fabrik in eigene Regie übernahm, dem Geschäftsbetriebe und den Gebäuden eine viel größere Ausdehnung und Erweiterung gab, somit auch die Zahl der hiebei beschäftigten Fabriksarbeiter sich mehrte, wurde in dieser Fabrik eine eigene Haus-Kapelle hergerichtet, und dieselbe im Hinblick auf die erlauchte Kaiserin Maria Theresia, der gnädigen Protectorin dieser Fabrik, a. 1759 zu Ehren der hl. Theresia, Stifterin des Ordens der unbeschuhten Karmeliten, † 1582, eingeweiht; seit mehr als vierzig Jahren ist diese vormal's berühmte Fabrik eingegangen; deren Gebäude sind zu Militär-Kasernen verwendet, die Kapelle selbst außer Gebrauch gesetzt.

Zum Schlusse finde die Legende vom hl. Briccius hier noch Platz. Der Sage zufolge war dieser Briccius ein frommer Kriegsmann, der zu Constantinopel Gelegenheit hatte, einen Tropfen vom Blute J. Christi zu erwerben. In einem Krystall-Fläschchen verwahrt, heilte sich Briccius dasselbe in der einen Wade ein, und eilte so über Venedig und durch Oberkärnten dem Tauern zu, um die kostbare Reliquie etwa nach Fuvavum zu bringen. Aber am Eingange der Gebirgsscharte — im Hintergrunde der Möll, zunächst des Ueberganges in den Pinzgau — ward er von einer Schneelawine erfaßt und bedeckt. Da verriethen drei Kornähren, die aus dem Schnee hervorsproßten, den Bauern das Grab des frommen Wanderers. Sie luden den Leichnam auf einen mit Ochsen bespannten Schlitten, und ließen die Thiere gehen, wohin sie wollten. Wo sich heute die Kirche (4000 Fuß über dem Meere) zum heiligen Blute erhebt, waren die Ochsen stehen geblieben, und man hatte in der einen Wade des Leichnams eine zugeheilte Wunde, und in derselben das kostbare Fläschchen entdeckt. In der Nähe am Wege zum Tauernanstieg steht eine dem hl. Briccius geweihte Kapelle. Man möchte versucht werden, den Wanderer für einen in die Heimat zurückkehrenden Kreuzfahrer des 11. Jahrhunderts zu erklären. Aber der Legende liegt unfehlbar ein Act der Frömmigkeit aus den viel früheren Jahrhunderten des

Christenthums zugrunde. Der Name Briccus gehört noch der Römerzeit an; darum gehört auch der Ursprung einer Kirche zum heiligen Blut in das 4. Jahrhundert, in die Zeit des Kaisers Constantin des Großen und der hl. Helena, seiner Mutter, welche sich die Vertheilung der Reliquien als Unterpfänder des Christenthums zur Lebensaufgabe gemacht hatten. Nicht nur heute noch das Volk, sondern auch die Fürsten von Oesterreich und Bayern wallfahrteten einst nach Heiligen-Blut.

Die Schloß-Kapelle zu Harrachsthal im Mühlkreise, wie auch die einstige Kirche zu Thal an der Alz, Filiale von Halsbach, trugen das Patronat zum hl. Briccus, jedoch des Bischofes von Martula, welcher unter dem Richter Marcian den Martertod erlitt.

Die heiligen Dreikönige sollen ihre weltlichen Herrlichkeiten als Bekenner Jesu Christi mit dem Priesterthum vertauscht haben, und c. a. 68 ermordet worden sein. Durch die Sorgfalt der hl. Helena, der Kaiserin-Mutter, wurden auch die Leichname dieser Blutzengen Christi aufgefunden, und zu Constantinopel feierlich zur Verehrung ausgestellt. In der Folge brachte sie Eustorgius, Erzbischof von Mailand, in diese Stadt, wo sie mehrere Jahrhunderte hindurch bewahrt wurden. Als Kaiser Friedrich I. Barbarossa, a. 1162 die Stadt Mailand erobert hatte, schenkte er die drei heiligen Leichname auf inständiges Bitten dem in seinem Gefolge als Kanzler und Legaten befindlichen Erzbischofe Reinold von Köln, geb. Burggrafen von Dassel. Nicht ohne großen Meid seitens der übrigen Fürsten, und nur mit Gefahr hatte der Erzbischof diese kostbaren Reliquien seiner Domkirche erwerben können: „non sine multorum Principum invidia et emulatione gravissima gravissimisque insidiis;“ und sie dort feierlich zur Verehrung ausgestellt; bis zum heutigen Tage befinden sich dieselben im Dome zu Köln aufbewahrt.

Zum Besten der Waisenfinder und Armen beiderlei Geschlechtes erbaute Johann Adam Brunner, Bürgermeister und Handelsmann zu Linz, a. 1734 das sogenannte Brunnerstift, mit einer eigenen hübschen Hauskirche darinnen, damit den dort untergebrachten Stiftlingen täglich ein eigener Gottesdienst celebriert würde, und dieselbe erhielt die Weihe zu Ehren der hl. Dreikönige.

Anderer Fehler und Versehen wollen nachsichtsvollst indulgiert werden!

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Nochmals über das Alter der Erstcommunicanten.) In Heft I Jahrgang 1892 der „Theologisch-praktischen Quartalschrift“ S. 27 ff. findet sich eine gediegene und eingehende Behandlung der Frage über das Alter der Erstcommunicanten. Doch möchte ein in dieser Frage nicht unwesentlicher Punkt etwas genauer zu fassen sein; ich meine den Sinn und die Tragweite des Decretes

der S. Congr. Concilii in Anneciensi vom 21. Juli 1888. Nach den Ausführungen in dieser Zeitschrift S. 31 müßte man annehmen, die Röm. Congregation habe die Verordnung des Bischofes von Annecy gebilligt, nach welcher vor dem zurückgelegten zwölften Lebensalter kein Kind zur ersten heiligen Communion zugelassen werden dürfte. Das ist aber nicht der Fall. Worin dem Bischof gegen die Klage des Pfarrers Recht gegeben wurde, ist nur dieses, daß der Bischof mit Bezug auf die Zeitverhältnisse das Recht habe, jenes Lebensalter vorzuschreiben für die Zulassung zur Erstcommunion in öffentlicher und feierlicher Weise; es wurde aber als nicht statthaft erklärt, diese Schranke zu setzen für den Empfang, beziehungsweise Ertheilung der heiligen Communion, wenn sie ohne Feier und privatim geschähe. Die am 21. Juli erfolgte Antwort der S. C. C. wird ganz richtig mitgetheilt „An Decreta Episcopi Anneciensis sint confirmanda an infirmenda in casu?“ R. „Attentis locorum ac temporis circumstantiis, affirmative ad primam partem, juxta modum“. Aber das wichtige Wörtchen *juxta modum* wird bei der Erklärung übersehen; nur die Art der Erstcommunion, oder vielmehr die Erstcommunion unter dem bestimmten Ritus war der Bischof berechtigt an das vorgeschriebene Alter zu knüpfen, nicht die Erstcommunion schlechthin. Daß eben dies der Sinn und die Tragweite der Antwort der S. C. C. sei, darüber liegt authentische Interpretation des heiligen Vaters Leo's XIII. vor. Die Sache wird kurz ihrem Wortlaut nach mitgetheilt in dem vol. IV. des *Opus morale* von Ballerini-Palmieri Tract. X. sect. III n. 206 (S. 694). Nach der wörtlichen Wiedergabe des oben angeführten Entscheides heißt es dort weiter: *Modus est, ne Episcopus parochus prohibeat ab admittendis ad primam communionem (privatam tamen) iis pueris, de quibus certo constat, eos ad discretionis aetatem, juxta Conciliorum Lateranensis IV. et Tridentini decreta, pervenisse. Addimus intra parentheses: „privatam tamen;“ nam ipse „Sanctissimus in Audientia diei 23. Julii jussit declarari: verba ad primam Communionem esse intelligenda ad exclusionem primae Communionis in forma sollemni“.* — Quocirca Cardinalis Praefectus hanc explicationem Episcopo transmisit: „Parochus potest Communionem dare adolescenti, quem putat instructum, et discretionem habere, ut intelligat quod agit; verum private absque ulla sollemnitate et publicitate. Si autem agatur de administranda S. Communione in forma publica et sollemni, juxta morem ecclesiarum Franciae, tunc observandum est episcopale decretum.“

Die heilige Congregation wollte und konnte nicht in Widerspruch treten mit früheren Erlassen, so namentlich nicht mit einem Decret vom 15. März 1851, welches nach Ballerini-Palmieri ebend. also lautet: „Nulla canonica lege sancitum est, ne Communio ministretur pueris ante duodecimum annum . . . Meminerint parochi,

se pueris, quos rite dispositos invenerint, diutius denegare non posse panem illum supersubstantialem, qui est animae vita et perpetua sanitas mentis.“

Graeten (Holland).

Prof. P. Augustin Lehmkühl S. J.

II. (Ein Erbschaftsfund nach Vertheilung des testamentarischen Nachlasses.) Kinderlose Eheleute in einem katholischen Pfarrdorfe des bayerischen Regierungsbezirkes Schwaben haben Mävia, wenn auch nicht rechtlich, doch factisch an Kindes statt angenommen, erzogen und später verheiratet, derselben das eigene Anwesen mit einigem Vermögen übergeben, sich selbst nur das Wohnungsrecht bei der Pflgetochter und ein kleines Capitalvermögen vorbehalten. Bald nach der Verheirathung Mävias stirbt der Pflgevatcr, wie wir ihn der Kürze wegen nennen wollen, unerwartet schnell, seine Witwe lebt noch einige Jahre, errichtet auf dem Krankenbette ein gerichtliches Testament, und hinterläßt in diesem nach dem Wunsche ihres Mannes, damit nicht das gesammte Vermögen ihren eigenen Blutsverwandten zufalle, ihr Besitzthum zur einen Hälfte diesen letzteren, zur anderen den Verwandten ihres Mannes. Einige Wochen nach ihrem Tode findet Faustus, der Ehemann Mävias, in einem Holzschuppen seines Anwesens eine Summe von mehr als 1600 Mark. Es besteht kein Zweifel, daß der Pflgevatcr, ein fleißiger und sparsamer Mann, der die Eigenheit hatte, öfters ersparte Barsummen nicht anzulegen, sondern an Orten, wo sie niemand gesucht hätte, aufzubewahren und zu verbergen, diese Summe in seiner Weise aufgehoben und daß auch dieser Betrag zu dem Vermögen der Pflgeeltern gehört hat. Die Frage ist nur: Wem steht diese Summe zu?

Faustus ist der Meinung, die Pflgemutter würde ihm und Mävia den Fund belassen haben, wenn sie von dessen Vorhandensein Kenntniß gehabt hätte, und will denselben den Testamentserben der Pflgemutter nicht herausgeben, einmal, weil es zweifelhaft sei, ob dies die letztere gethan haben würde, dann weil er selbst in den Verdacht des Betruges und der Unterschlagung kommen könnte, wenn er nach Beendigung der gerichtlichen Nachlaß-Verhandlungen nochmals an sechs bis zehn Verwandte so bedeutende Geldbeträge senden würde. Aus Aeußerungen, die der Pflgevatcr bei Lebzeiten gemacht, kann man allerdings die Willensmeinung desselben folgern, Mävia möge im Falle seines unvermutheten Todes alles Bargeld, welches sich vorfinde, für sich behalten. Von Seiten der Pflgemutter sind solche Aeußerungen nicht bekannt; nur so viel kann gesagt werden, daß dieselbe der Mävia sehr zugethan war und von dieser hinwiederum geliebt und sorgsam verpflegt wurde.

Die Lösung dieses Gewissensfalles war um deswillen mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, weil die Rechtsverhältnisse, in denen die Pflgeeltern gelebt hatten, und ebenmäßig die bei den testamentarischen Anordnungen der Pflgemutter maßgebenden recht-

lichen Grundsätze erst durch viele Umfragen festgestellt werden konnten. Von Seiten des hochwürdigen Herrn Einsenders konnte nur constatirt werden, daß die verstorbenen Pflegeeltern in der in der dortigen Gegend üblichen Gütergemeinschaft gelebt hatten, und daß infolge dessen die Pflegemutter durch den Tod ihres Mannes das Alleineigenthum des ganzen gemeinsamen Vermögens überkam, das sie in aller Form Rechtsens, mit Ausnahme zweier Schenkungen unter Lebenden, zugunsten frommer Zwecke und zugunsten Märias, in der bereits angegebenen Weise theils ihren eigenen Verwandten, theils den Verwandten ihres Mannes gerichtlich hinterließ. Das Testament konnte nicht beschafft werden, weil das Original bei Gericht hinterlegt ist, die bedachten Testamentserben anscheinend eine Abschrift nicht besitzen. Außerdem konnte nur noch durch die wiederholten Bemühungen meines verehrten Landzmannes, des nunmehrigen fürstlich Thurn und Taxis'schen Archivars Dr. Josef Rübsam zu Regensburg, festgestellt werden, daß in dem Wohnorte der Pflegeeltern nach Reißl, Civilgesetzstatistik des Königreiches Bayern, Nördlingen 1863, neben für unseren Fall nicht weiter in Betracht kommenden Statuten insbesondere in Bezug auf das testamentarische Erbrecht subsidiär gemeines römisches Recht gilt.

Zunächst steht also fest, daß, weil die genannten Pflegeeltern in Gütergemeinschaft lebten, auch der bei dem Tode der Pflegemutter in so eigenthümlicher Weise aufbewahrt gewesene Betrag mit dem Tode des Pflegevaters in das Alleineigenthum und in die freie Disposition der überlebenden Witwe fiel. Das ist wegen des über die Gütergemeinschaft von den beiden Eheleuten bei Abschluß der Ehe ausdrücklich oder stillschweigend eingegangenen Vertragsverhältnisses an sich schon klar. Zum Ueberflusse mögen noch die Ausführungen von Carrière, *De Justitia et Jure*. Tom. I. Parisiis 1839. Sect. I. Cap. IV. *De dominio uxorum*. Punctum 2. *De praecipuis modis quibus conjuges sibi invicem injuriam inferre possunt ratione bonorum temporalium*. n. 267 mitgetheilt werden: „Est veluti praecedentis corollarium: ex dictis enim deduci potest quandonam generatim maritus uxori et uxor marito injuriam inferat in bonis temporalibus. Principii loco ponendum est dispositionibus legum omnino standum esse in conscientia: tum quia hic profecto versantur in materia sibi subjecta, nempe determinatione proprietatis et jurium temporalium; tum quia juxta illas pacisci censentur contrahentes, ut ex allatis intelligitur, ac proinde vi ipsius contractus ad earum normam obligantur.“ Und außerdem darf auch nicht übersehen werden, daß es sich hier um ein gerichtliches Testament handelt, bei dessen Aufnahme die beiden Gerichtspersonen offenbar der Verpflichtung genügt haben, darauf zu achten, ob die Erblasserin überhaupt die Berechtigung besaß, über das gesammte gütergemeinschaftlich gewesene Vermögen letztwillig allein zu verfügen, wie sie das wirklich gethan hat.

Zweitens muß gesagt werden, daß nach dem in unserem Falle subsidiär geltenden gemeinen römischen Rechte auch die nach dem Tode beider Ehegatten aufgefundenene bedeutende Summe in der testamentarischen Verfügung der überlebenden Witwe mit inbegriffen war, und daß hierin auch der unbestrittene Umstand nichts ändert, daß die letztere von einem derartigen Vermögensbestande keine Kenntnis hatte, und selbstredend noch weniger die Thatfache, daß sie auf den Wunsch ihres Mannes das ihrer Verfügung unterstehende Vermögen nicht ausschließlich ihren eigenen Verwandten, sondern theilweise auch denen ihres Mannes hinterließ. Es ist feststehende Regel des römischen Rechtes, daß die Erbeinsetzung sich auf den Nachlaß als Ganzes beziehen, also die Anordnung einer Universalsuccession enthalten muß, und zwar in der Weise, daß diese Universalsuccession das ganze Vermögen umfaßt. Der Erblasser kann nicht eine Verfügung dahin treffen, daß die testamentarische Erbfolge nur in einem Theil seines Vermögens stattfinden solle; vielmehr fällt derjenige Theil des Vermögens, über welchen er nicht verfügt hat, dem eingesetzten Erben gleichfalls zu. Vergl. Roth, Bayerisches Civilrecht. Dritter Theil. § 309 IV. S. 333. Darauf beruht ja die bekannte Vorschrift des römischen Rechtes, wonach die testamentarische Verfügung des Erblassers die Intestaterbfolge absolut ausschließt, so zwar, daß, wenn der Testator nur über einen Theil des Nachlasses disponiert hat, die gesetzlichen Intestaterben nichtsdestoweniger auch für den übrigen Theil ausgeschlossen sind. „Neque enim idem ex parte testatus et ex parte intestatus decedere potest“. § 5. J. De Heredum institutione. 2. 14. „Jus nostrum non patitur, eumdem in paganis et testato et intestato decessisse, earumque rerum naturalis inter se pugna est“. L. 7 D. De R. J. 50. 17. Vergl. Windscheid, Lehrbuch des Pandectenrechtes. 6 Aufl. Bd. 3. 1887. § 537. S. 26. Roepken, Lehrbuch des heutigen römischen Erbrechtes. 1886. § 5. S. 87—88. Arndts, Lehrbuch der Pandecten. § 470. Anm. 2. Diese Regel erleidet in unserem Falle umsomehr Anwendung, weil hier jene Ausnahmen von der ersteren nicht vorliegen, wie dieselben — abgesehen von dem Soldaten-Testamente — durch die Concurrenz eines Erbvertrages mit der testamentarischen Verfügung des Erblassers nach modernem Rechte, durch die Einsetzung auf ein bestimmtes Vermögensstück (heres ex re certa) oder durch die das römische Recht auch in einzelnen Gebieten Bayerns in diesem Punkte außer Kraft setzenden Statuten des preußischen Landrechtes, des vorderösterreichischen Rechtes und des Mainzer Landrechtes eintreten können. Roth, Bayerisches Civilrecht. A. a. O. IV. 1—3. S. 334—337.

Es entsteht nun freilich eine doppelte Frage. Darf nicht mit allem Rechte angenommen werden, die Pflegemutter würde, wenn sie von dem Vorhandensein der Summe Kenntnis gehabt hätte, auch diese an Mävia und Faustus gegeben haben, und dürfen deshalb nicht beide den Fund mit gutem Gewissen behalten? Aber zunächst

muß daran erinnert werden, daß wohl von Seiten des Pilegevaters, nicht aber von Seiten der Pflegemutter, Aeußerungen geſchehen ſind, Mävia möge im Falle ihres unvermutheten Todes alles Bargeld für ſich behalten, und darauf würde es doch ankommen, da nicht der Pflegevater bei Lebzeiten ſeiner Frau derartige Verfügungen treffen konnte, ſondern nur die überlebende Witwe. Doch auch davon ganz abgesehen, gilt ein ſolcher interpretativer Wille (*voluntas interpretativa*) überhaupt nicht. Jede derartige rechtliche Construction der Sache ſcheitert einfach daran, daß die Pflegemutter einen ſolchen Willen nicht gehabt und noch viel weniger ausgedrückt hat. Nicht was ſie gethan haben würde, entſcheidet, ſondern was ſie im Teſtamente wirklich gethan hat, und in dieſem hat ſie die eigenen wie die Verwandten ihres Mannes zu Erben eingeſetzt, und dieſe treten nach den biſherigen Ausführungen nach gemeinem römiſchen Rechte in den ganzen Nachlaß mit deſſen bekannten wie unbekannten Vermögensbeſtänden von rechtswegen ein.

Zweite Frage. Verbindet die mehrgenannte Vorſchrift des römiſchen Rechtes im Gewiſſen, müſſen deſhalb Faustus und Mävia die aufgefundenene Summe den über den wirklichen Sachverhalt in völliger Unkenntniß befindlichen, deſhalb an jeder Verfolgung ihres Rechtes behinderten teſtamentariſchen Erben auch ohne deren Aufforderung noch nachträglich einhändigen? Dieſe Frage iſt unbedingt zu bejahen, weil es ſich hier um eine durchaus vernünftige, gerechte, im Intereſſe des öffentlichen Wohles erlaſſene Anwendung der der Staatsgewalt gegenüber dem Vermögen der Staatsangehörigen zuſtehenden höchſten Jurisdiction und Verfügungsgewalt handelt, weil, um noch genauer zu reden, ein das Eigenthumsrecht determinierendes gerechtes Geſetz vorliegt. Die für dieſe Frage in Betracht kommenden Grundſätze ſind neuereſtens in dem bedeutenden Buche von Adrianus van Gestel S. J. *De Justitia et Lege Civili*. Groningae 1889, behandelt worden. Der geſchulte Moralift unterſcheidet Cap. II § III. *De Reipublicae potestate determinativa dominii*. LIX. pag. 102 seq. „1°. *Accurate videndum est quonam ex duobus modis, quos diximus, procedat lex: an definiendo et stabiliendo dominium vel an impediendo dominii jam habiti translationem. Circa priorem modum ordinarie magna habetur theologorum concordia; non item circa alterum, in quo olim, et etiam modo, non pauca controversiae obnoxia sunt. Leges jura definientes ordinarie ante omnem judicis sententiam obligant in conscientia, aliae autem leges frequenter postulant legis applicationem per judicem . . .* 2°. *Per se et generatim supponendum est et tenendum — nisi de contrario constet — legem civilem actus civium moderantem, effectum suum non intendere nisi per applicationem judicis*“. Er verweißt dann bezüglich der erſtgenannten, das Eigenthum determinierenden Geſetze l. c. pag. 110—117 auf den Eigenthumserwerb durch die

Verjährung, auf den Gewinn der Früchte einer fremden Sache seitens des gutgläubigen Besitzers, auf die über die Successionsverhältnisse der gesetzlichen Intestaterben in den verschiedenen Landesgesetzgebungen getroffenen Vorschriften, auf die Verpflichtung des Finders eines Schatzes auf fremden Grund und Boden, dem Eigenthümer des letzteren die Hälfte des Fundes herauszugeben, u. a. m. Er erklärt mit Recht, daß alle diese, doch nur positiven Gesetze über die Determination des Eigenthums schon vor jeder Anrufung des Richters im Gewissen verbinden, und faßt auch in der Recapitulatio per Conclusiones. Nr. 21 p. 158 das Gesagte nochmals in der folgenden These zusammen: „Leges justae, determinativae proprietatis, non tantum ex iustitia legali, sed ex stricta iustitia obligant, etiam ante iudicis sententiam. sicut patet ex illis quae communiter docent theologi. tum veteres tum recentiores, de dominio thesauri casu inventi in fundo alieno.“

Es bedarf nach diesen Darlegungen, um auf unseren Gewissensfall zurückzukommen, gewiß keines Beweises mehr, daß die Vorschrift des römischen Rechtes, wonach die bei der testamentarischen Erbfolge eintretende Universalsuccession das gesammte Vermögen des Erblassers umfaßt, und folgeweise die Erben mit der Erbschaftsantretung auf alle und jede Vermögensbestände des Erblassers, genannte und nicht genannte, mögen sie bekannt sein oder nicht, einen rechtlichen Anspruch haben, sich darstellt als eine das Eigenthum determinierende Anordnung der Staatsgewalt und deshalb vor jeder Anrufung des Richters im Gewissen verpflichtet. Damit ist denn auch die Gewissenspflicht für Faustus und Mävia unabweisbar, die von dem ersteren aufgefundene hohe Barsumme an die Testamentserben der Pflegemutter herauszugeben, während die Vertheilung an die einzelnen Erben selbstredend nach Maßgabe der diesen letzteren hinterlassenen Nachlassraten zu erfolgen hat. Alles dieses umsomehr, weil Faustus und Mävia einen Anspruch auf den Fund überhaupt nicht haben und vernünftigerweise doch niemand annehmen wird, daß der letztere etwa gar einen erblosen Bestandtheil des Nachlasses bilde. Danach ist zu verfahren. Die Bedenken des Faustus, er werde sich durch die pflichtmäßige Restitution großen Nachtheilen aussetzen, können bei Anwendung einiger Klugheit, etwa durch Heranziehung eines fremden geistlichen Vertrauensmannes und Seelsorgers, umsomehr überwunden werden, weil dieser nach § 52 der Deutschen Strafproceß-Ordnung vom 1. Februar 1877 jedes Zeugnis in Ansehung desjenigen verweigern kann, was ihm bei Ausübung der Seelsorge anvertraut ist. Gewissenspflicht ist eben Gewissenspflicht.

Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß, wenn Faustus und Mävia in durchaus gutem Glauben wären, der festen Ueberzeugung lebten, die Pflegemutter würde, wenn dieselbe von dem Sachverhalte Kenntniß gehabt hätte, ihnen die Summe belassen haben,

wenn ferner mit Grund zu befürchten wäre, daß die bis jetzt nur materielle Sünde in eine formelle umschlagen und die Restitution doch nicht erfolgen werde, es nach allgemeinen Moralgrundsätzen gestattet wäre, sie in ihrem guten Glauben zu belassen.

Für die geneigten in den Gebieten des österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches vom 1. Juni 1811 und des preußischen Allgemeinen Landrechtes vom 5. Februar 1794 lebenden Leser möge noch bemerkt werden, daß zwar diese Gesetzgebungen die den vorstehenden Ausführungen zugrunde liegende Vorschrift des römischen Rechtes, wonach die testamentarische Erbeinsetzung die ganze Verlassenschaft umfassen muß, sehr stark durchbrochen haben, daß aber auch unter diesen Landesgesetzen allem Anschein nach und soweit ohne Einsicht in das Testament der Pflagemutter ein Urtheil möglich ist, die Lösung des obigen Gewissensfalles zugunsten der eingesetzten beiderseitigen Erben dieselbe bleiben wird, während Faustus und Mävia nach wie vor außer jeder Berücksichtigung bleiben müssen.

Das österreichische Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch läßt zwar in § 534 eine Concurrenz des testamentarischen, des gesetzlichen und des durch einen Erbvertrag begründeten Erbrechtes in der Weise zu, daß „einem Erben ein in Bezug auf das Ganze bestimmter Theil aus dem letzten Willen, dem anderen aus dem Vertrage und einem dritten aus dem Gesetze gebürt“, und verfügt in § 556: „Sind mehrere Erben und zwar alle in bestimmten Erbtheilen, die aber das Ganze nicht erschöpfen, eingesetzt worden, so fallen die übrigen Theile den gesetzlichen Erben zu. Hat aber der Erblasser die Erben zum ganzen Nachlasse berufen, so haben die gesetzlichen Erben keinen Anspruch, obgleich er in der Berechnung der Beträge oder in der Aufzählung der Erbstücke etwas übergangen hätte“. Aber gerade aus dieser letzteren Gesetzesstelle folgt, daß die von der Pflagemutter je zur Hälfte eingesetzten Verwandten auch die in Frage stehende Summe erhalten müssen, da es nach allem bisher Gesagten gewiß ist, daß dieselben „zum ganzen Nachlasse berufen“ sind.

Auch nach dem preußischen Allgemeinen Landrecht, erster Theil, Titel 12, § 45, kann der Erblasser „auch nur über einen Theil seines Nachlasses verordnen, und es in Ansehung des Ueberrestes bei der gesetzlichen Erbfolge lassen“. Indessen besagen die Paragraphen 254 und 255: „Hat jemand einer oder mehreren Personen seinen Nachlaß dergestalt beschieden, daß die Absicht, ihnen den ganzen Inbegriff desselben allein zuwenden zu wollen, daraus erhellet, so sind die gesetzlichen Erben für gänzlich ausgeschlossen zu achten. Wenn also auch in Verfolg der (legtwilligen) Verordnung, bei einer unter den eingesetzten Erben regulierten Theilung ein oder anderes zum Nachlaß gehöriges Stück oder Antheil übergangen worden ist, so können dennoch die Intestaterben darauf keinen Anspruch machen“. Auch hiernach haben

die von Märias Pflegemutter eingesetzten Verwandten dieser letzteren und ihres Mannes ein strictes Recht auf den Nachlassfund, da sie ja den ganzen Nachlass erhalten sollen.

Fulda (Preußen).

Domcapit. Prof. Dr. Karl Braun.

III. (Consenserneuerung oder Sanatio matrimonii in radice?) Zwei Eheleute, im zweiten auf den dritten Grad blutsverwandt, hatten vor ihrer Verehelichung von diesem Ehehindernis der Consanguinität im Jahre 1870 Dispense erwirkt. Der mit der Ausführung derselben beauftragte Geistliche stellte bei der Information die nöthigen Fragen, um zu erforschen, ob die Verhältnisse die alten geblieben seien. Die Nupturienten betheuertem durch Handgelöbniß an eidessstatt, eine Veränderung derselben sei nicht eingetreten. Ihre Ehe wurde nun in der Trienter Form eingegangen und eingesegnet. Jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, klagt sich der eine Theil in der Beichte an, daß sie beide damals die Wahrheit nicht gesagt und nach Einreichung des Dispensgesuches vor der Verification durch Copula carnalis gesündigt hätten. Was ist nun zu thun?

Sehen wir von den das Bußsacrament und die heilige Communion betreffenden Verhältnissen ab und halten uns ausschließlich an das Eherecht, so fragt es sich insbesondere: 1. Soll lediglich nochmals um Dispensation nachgesucht werden, um die Gültigkeit der ersten Dispense durch die Formel „Perinde valere“ zu erzielen? 2. Soll Revalidation oder Sanatio matrimonii durch Consenserneuerung eintreten? oder 3. ist Dispensatio (sanatio) matrimonii in radice zu erwirken?

1. Schreiten wir zur Beantwortung dieser Fragen, so steht es vor allem außer Zweifel, daß die ertheilte Dispense von dem Ehehindernis der Consanguinität durch den Umstand, daß durch copula carnalis eine Veränderung der in dem Dispensgesuche dargelegten Verhältnisse eingetreten war, null und nichtig geworden ist. Wegen dieses die Sachlage ändernden Umstandes war vor der Verehelichung abermals ein Gesuch an die Pönitentiarie einzureichen, um die Gültigkeit der gewährten Dispense durch die Formel „Perinde valere“ zu erwirken. Allerdings ist nach Erlass des heiligen Officiums vom 25. Juni 1885 infolge von Copula carnalis der Wittsteller, wenn diese verschwiegen worden oder erst nach Einreichung des Wittgesuches eingetreten ist, die gewährte Dispense nicht mehr ungiltig. (Würzb. Diöcesanblatt 1887, Nr. 52; Theol. Zeitschrift, Innsbruck 1887, S. 189; Theol.-prakt. Quartalschrift 1885, S. 863.) Allein da Gesetze und Verordnungen keine rückwirkende Kraft haben, war damals (im Jahre 1870) die erlangte Dispensation hinfällig und demnach auch die stante impedimento dirimente consanguinitatis eingegangene Ehe null und nichtig. Da dem nun so ist, so kann die Gültigkeitserklärung der ersten Dispense durch die Formel „Perinde valere“ nicht genügen, um diese Scheinehe zu einem matrimonium ratum zu machen.

Die erste Frage ist also in der Form und in dem Sinn, wie sie oben gestellt worden ist, zu verneinen.

2. Da die Ehe ungültig ist, muß sie revalidiert werden. Es fragt sich nur, wie die Revalidation oder Sanation derselben erfolgen soll, ob durch beiderseitige Consenserneuerung oder durch die sogenannte *Dispensatio (sanatio) matrimonii in radice*. bei welcher die Erneuerung des Consenses, der naturrechtlich noch fort dauert, nicht vorgenommen, die Ehe kraft päpstlicher Machtvollkommenheit für gültig erklärt und alle Wirkungen der bisher ungültigen Ehe beseitigt werden.

Im ersteren Falle, wo die Nichtigkeit der Ehe durch Erneuerung des beiderseitigen Consenses gehoben werden soll, muß natürlich vorerst unter genauer Darlegung der Sachlage und der für die Nachsichtgewährung sprechenden Gründe um Dispensation des schwebenden Ehehindernisses der Blutsverwandtschaft nachgesucht werden. Der zuständige Geistliche wird dann Vollmacht und Auftrag erhalten (denn außerdem kann die Consenserneuerung nicht vorgenommen werden), die bisherigen Scheinehegatten durch Erneuerung ihrer Einwilligung zur ungetheilten Lebensgemeinschaft zu wirklichen Ehegatten zu machen und so eine sacramentale Ehe herzustellen. Dies Vorgehen wäre angezeigt, wenn es sich um publike Ehehindernisse der Blutsverwandtschaft, Affinität, geistlichen Verwandtschaft u. dgl. handeln würde. Dies ist hier aber nicht der Fall. Jedermann hält die betreffenden für rechtlich verbundene, wirkliche Ehegatten. Es war zwar bekannt, daß sie blutsverwandt sind, aber bei ihrer Trauung nicht minder bekannt, daß sie die nachgesuchte Dispensation erlangt hatten. Eine öffentliche Consenserneuerung kann also nicht stattfinden. Aber auch eine Convalidation der Ehe durch geheime Consenserklärung der Gatten unter sich mit Ausschluß der Zeugen und der Öffentlichkeit ist in Anbetracht der thatsächlich obwaltenden Verhältnisse nicht am Platze.

3. Die wichtigsten Umstände sprechen vielmehr für *Dispensatio matrimonii in radice*. Denn erstens ist die Hinfälligkeit der erlangten Dispense dem Geistlichen erst durch reuiges Sündenbekenntnis des einen Eheheils im Beichtstuhle bekannt geworden. Zweitens hat der Seelsorger die Erfahrung gemacht, daß er ohne ernste Gefahr, das Beichtgeheimnis zu brechen, den andern Theil zu einem ähnlichen Bekenntnis und zu beiderseitiger Erneuerung des Consenses nicht bestimmen kann. Endlich war das bisherige Zusammenleben der Ehegatten nicht das glücklichste. Ehelicher Zwist war nicht selten. Der Ehegatte ist dem Trunke ergeben. Daher liegt die Gefahr nahe, daß derselbe bei Bekanntgabe der Ungültigkeit der bisher als gültig erachteten Ehe (*Certioratio*) die bisherige Lebensgemeinschaft und Häuslichkeit auflösen, die Kindererziehung schädigen, die unsäglichen Uebel der Ehescheidung über seine Familie bringen und vielleicht gar zur neuen Ehe schreiten würde. Die Infamation beider wäre hiebei unvermeidlich,

wenn auch die Unverbrüchlichkeit des Beichtsiegels durch offene Erklärung des die Ehe annullierenden Umstandes durch beide Gatten außerhalb des Beichtstuhles gewahrt worden wäre. Aus diesen Gründen wird die bischöfliche Oberbehörde um die *Sanatio matrimonii in radice* für den Gewissensbereich einkommen.

Würzburg (Bayern).

Univ.-Prof. Dr. Rihn.

IV. (Beichtzettel und Beichtsiegel.) Aus dem Lande der Mischehen sind uns folgende Fragen vorgelegt worden: Ungebildete Pönitenten, besonders vom Lande, die dem Beichtzettel eine Bedeutung beilegen, die er nicht hat, rühmen sich unter Vorzeigung desselben vor andern, daß sie trotz ihrer langwährenden und öffentlichen Unbußfertigkeit niemals von den Sacramenten zurückgewiesen worden. Andere Pönitenten, nicht bloß vom Lande, aber mit oberflächlicher religiöser Bildung, suchen durch Vorweisung ihres Beichtzettels den Nachweis zu führen, daß sie absolviert worden seien, obwohl sie in der Beicht die Absicht geoffenbart hätten, eine gemischte Ehe ohne Dispens der Kirche einzugehen; ja sie werden dadurch selbst im Gewissen ruhiger. Es wäre daher wünschenswert, ihnen den Beichtzettel zu verweigern, wenn nicht die Moral entgegenstände mit der Lehre, einem nicht disponierten Pönitenten sei der Beichtzettel keineswegs zu verweigern, wenn man ihn sonst allen gibt. Dies vorausgesetzt, frage ich:

1. Macht es einen Unterschied, ob der Pönitent den Beichtzettel im eigentlichen Sinne nöthig hat, d. h. ihn zu einem bestimmten Zwecke vorzeigen muß, oder ob er ihn einfach wünscht?

2. Ob ihm der Beichtzettel in der Beicht verweigert wird, d. h. er schon in der Beicht im voraus ermahnt wird, keinen Zettel zu fordern, oder ob dies geschieht außer dem Beichtstuhl und nach der Beicht?

3. Ob es öfterliche Beicht ist, d. i. eine Zeit, in welcher man den Zettel auch ohne besondere Bitten jedem anbietet, oder eine andere Zeit, in welcher man einen Beichtzettel nur auf Verlangen verabfolgt?

4. Ist es ein Bruch des Beichtsiegels, ihm, wenn er außer der Beicht und nach der Beicht darum bittet, aber nicht vor Zeugen, den Beichtzettel zu verweigern?

5. Besteht die stricte Pflicht des Beichtsiegels mit ihren Folgerungen betreffs des Beichtzettels, wenn der Pönitent gleich im Anfange, nachdem er in den Beichtstuhl gekommen ist und das Kreuzzeichen gemacht hat, erklärt, er wolle z. B. eine Mischehe eingehen, ohne die von der Kirche geforderten Cautelen und darum auch ohne kirchliche Dispens, und man ihm deswegen sofort erklärt, von Absolution könne in diesem Falle keine Rede sein und deswegen sei es auch ganz unnütz, eine Beicht abzulegen?

6. Ist es ein Bruch des Beichtsiegels in jedem Falle, den Beichtzettel einem öffentlichen Sünder zu verweigern, der sich als

solchen bekennt oder sonst als solcher, z. B. als öffentlicher Concubinarius dem Beichtvater bekannt ist, dessen Unabsolvirbarkeit sozusagen a priori feststeht oder wenigstens a posteriori, z. B. in dem angeführten Falle von der Mißhehe, wenn er wirklich diese Mißhehe eingeht.

Die Principien, nach welchen die Fragen zu entscheiden sind, haben wir bereits in dieser Quartalschrift (1891, S. 372) auseinandergesetzt. Es handelt sich immer um die Fragen: ist die betreffende Beicht als sacramentale zu betrachten oder nicht, liegt in der Verweigerung des Beichtzettels eine Offenbarung der aus der Beicht gewonnenen Kenntniss des Seelenzustandes, welche geeignet ist, die Beicht odios zu machen? Im einzelnen entscheiden wir also:

1. Es macht an sich keinen Unterschied, ob der Pönitent den Beichtzettel im eigentlichen Sinne nöthig hat, weil er ihn zu einem bestimmten Zwecke vorlegen muß, oder ob er den Beichtzettel einfach wünscht, wenn man sonst allen, die einen Beichtzettel wünschen, einen solchen gibt. Niemals darf man den Beichtzettel verweigern aus Gründen, die man nur aus der Beicht erfahren hat; dagegen könnte an sich der Beichtzettel verweigert werden, wenn man aus anderweitig bekannten Gründen einen Mißbrauch des Beichtzettels voraussetzt und nicht schwere Infamie für den Pönitenten oder der Schein entsteht, als habe man das Beichtsiegel gebrochen.

2. Der Pönitent kann zwar in der Beicht gemahnt werden, keinen Zettel zu fordern; wenn er ihn aber nachher doch fordert, ist ihm derselbe zu geben.

3. Es macht keinen Unterschied, ob es österliche Beicht ist, wo man allen Pönitenten Beichtzettel anbietet, oder eine andere Zeit, wenn man allen einen Beichtzettel gibt, die einen solchen verlangen.

4. Es ist ein Bruch des Beichtsiegels, dem Pönitentem, wenn er außer der Beicht und nach der Beicht darum bittet, aber nicht vor Zeugen, den Beichtzettel zu verweigern. Denn man darf auch außer der Beicht mit dem Pönitentem nicht von dessen früherer Beicht reden ohne ausdrückliche Erlaubnis, oder sich in seinem äußeren Handeln von der in der Beicht gewonnenen Kenntniss leiten lassen. (Vehmkuhl II, 466 3; 468, 9 cum nota.)

5. Wenn der Pönitent schon von Anfang an, nachdem er in den Beichtstuhl gekommen ist und das Kreuzzeichen gemacht hat, erklärt, er wolle eine Mißhehe ohne die von der Kirche geforderten Cautelen und ohne kirchliche Dispens eingehen, und der Beichtvater ihm sogleich erklärt, in diesem Falle könne von Absolution keine Rede sein, darum sei auch eine Beicht unnöthig, so ist doch eine sacramentale Beicht insoferne schon begonnen, als er diesen seinen schlimmen Voratz in ordine ad sacramentum geoffenbart hat, und darum verpflichtet das Beichtsiegel. Nur wenn der Pönitent bloß zum Schein eine Beicht ablegt, z. B. um den Beichtzettel zu erhalten, wenn er also etwa sagt: Ich komme nicht um zu beichten,

sondern um einen Zettel zu erhalten, dann liegt keine sacramentale Beicht vor und darum verpflichtet auch das Beichtsigel nicht und an sich darf dem Pönitenten nicht einmal ein Beichtzettel gegeben werden (Gury II, n. 661, 4), weil darin eine Mitwirkung zu seinen zukünftigen Sünden liegt; aber wie sub 1. kommt auch hier wieder die Infamie des Pönitenten oder der Schein eines Beichtsigelbruches in Betracht, welche die Verabfolgung eines Beichtzettels rechtfertigen können.

6. Es ist ein Bruch des Beichtsigels, wenn der Zettel demjenigen verweigert wird, der a posteriori sich als öffentlichen, der Absolution unwürdigen Sünder erweisen wird, dadurch, daß er eine verbotene Ehe eingeht. — Zu leugnen ist ferner, daß die Unabsolvierbarkeit eines öffentlichen Sünders, z. B. eines Concubinarius a priori feststehe; denn „poenitentiae sacramentum de se nunquam ita palam petitur aut negatur“ (Vehmkuhl II, 42, 2). Es könnte ja leicht der Fall eintreten, daß ein Concubinarius, der eine Ehe eingehen will, absolviert werden kann, z. B. weil durch die Ehe das Concubinat selbst aufgehoben wird. Weil also jeder öffentliche Sünder zur Beicht zuzulassen ist, weil ferner erst in der Beicht beurtheilt werden kann, ob dieser öffentliche Sünder sogleich absolviert werden kann oder, wie gewöhnlich, zuvor zur Erfüllung gewisser Bedingungen anzuhalten ist, so kann man ihm auch einen Zettel nicht verweigern, weil durch eine solche Verweigerung der in der Beicht erkannte Zustand des Pönitenten geoffenbart wird. — Das gleiche gilt von dem, welcher sich selbst als öffentlicher Sünder bekennt. Hier ist genau zu unterscheiden zwischen dem Bußsacramente und den übrigen Sacramenten; es kann sein, daß jemand wegen seiner Disposition und aus wichtigen Gründen sofort die sacramentale Absolution empfängt, aber doch noch nicht zur Communion zugelassen werden kann, weil das öffentliche Vergerniß, die öffentliche nächste Gelegenheit u. s. w. noch nicht gehoben ist. Um nun aber die eingangs erwähnten Uebel zu vermeiden, ist es nöthig, die Pönitenten, denen man um des Beichtsigels willen den Zettel nicht verweigert, zu mahnen, welche Bedeutung der Zettel habe und warum man ihn nicht verweigere, und daß daraus keine weiteren Folgerungen gezogen werden dürfen. Wo es nothwendig sein sollte, könnte, natürlich nur mit der nöthigen Vorsicht und nur im allgemeinen, auch auf der Kanzel das Volk in dieser Hinsicht belehrt werden.

Würzburg.

Univ.-Prof. Dr. Fr. A. Goepfert.

V. (Verkauf geweihter Gegenstände.) Die Ablässe geweihter Gegenstände gehen bekanntlich verloren, wenn diese Gegenstände verkauft werden. Wie ist es zu machen, wenn ein Pfarrer vom Lande brieflich eine Portion solcher Gegenstände, z. B. 300 Medaillen, bei einem Devotionalien-Händler bestellt, mit der Bitte, der-

selbe möge zugleich auch für die Weihe der 300 Medaillen sorgen und sie ihm dann übersenden.

Auf den ersten Blick scheint die Sache sehr einfach. Der Devotionalien-Händler zählt eben aus seinem Vorrath 300 Medaillen ab, läßt sie in der Stadt von einem bevollmächtigten Priester weihen und sendet sie dann dem Pfarrer. Aber da entsteht ein Bedenken: Fällt der Verkauf in die Zeit vor der Weihe oder nach der Weihe? Wenn er nach der Weihe fallen sollte, so würde die Weihe wieder verloren gehen. Wie läßt sich nun entscheiden, ob er vorher oder nachher fällt? Der Kaufvertrag ist ein *vinculum morale*, ein juristisches Band zwischen Käufer und Verkäufer. Er tritt also in jenem Augenblick ins Leben, in welchem beide Theile gebunden sind und nicht mehr zurück können. Kann nun der Verkäufer noch zurück im Augenblick, in welchem er die Medaillen weihen läßt? Allerdings! Er kann sich anders besinnen und z. B. den Preis der Medaillen höher setzen, als er bisher gethan. Wenn ihn die Laune anwandelt, kann er sogar die ganze Sendung und den Verkauf unterlassen. Denn die Bestellung scheint ihn zu nichts zu verpflichten. Erst wenn er dem Besteller Nachricht gegeben, daß er die bestellten Medaillen zu dem bestellten Preise liefern wolle, ist er gebunden. Der Verkauf fällt also in unserem Falle in die Zeit nach der Weihe, er wird perfect nach der Weihe, zerstört also die auf die Medaillen geweihten Ablässe.

Wie ist da zu helfen? Ein Weg wäre der folgende: Nach geschehener Bestellung antwortet der Devotionalien-Händler dem Besteller auf einer Postkarte, daß er die Bestellung annehme. Dann wartet er, bis die Postkarte in den Händen des Bestellers ist und jetzt erst läßt er die Medaillen weihen. So fällt die Weihe in die Zeit nach perfectem Kaufvertrag. Indes dieser Weg ist etwas umständlich und häufig aus dem Grunde unthunlich, weil in vielen Fällen, z. B. bei einer bevorstehenden ersten heiligen Communion, die Sache drängt. Versuchen wir also einen andern Weg! Der Devotionalien-Händler schafft nicht selbst einen Vorrath von Medaillen an, sondern läßt ihn durch jemand anders, z. B. durch seine Frau, anschaffen. Nun kommt die Bestellung. Der Devotionalien-Händler tritt jetzt nicht als Verkäufer auf, sondern als Mandatar des Bestellers. Als solcher kauft er von seiner Frau die 300 Medaillen und jetzt, nachdem dieser Kaufvertrag perfect geworden, läßt er die Medaillen weihen. Der Kaufvertrag wird also perfect vor der Weihe und nur die Ausführung des Mandats geschieht nach der Weihe. Nach den positiven Bestimmungen der Kirche zerstört aber nur ein Kaufvertrag, nicht die Ausführung eines Mandats, die Ablässe.

Sollte man Bedenken tragen, in der Bestellung der Medaillen nicht bloß die Offerte eines Kaufvertrags, sondern eventuell auch ein Mandat zu erblicken, so wäre leicht geholfen. Der Devotionalien-Händler kann sich, wenn nicht als Mandatar, so doch jedenfalls als

negotiorum gestor des Bestellers ansehen, gestützt auf den präsumtiven Willen des Bestellers. Als solcher erwirkt er aber ebenfogut ein Klagrecht auf Zahlung seiner Auslagen, wie wenn er auf Grund eines ausdrücklichen Mandates handelte. So wenigstens nach römischem Recht; dasselbe wird aber ziemlich allgemein auch nach andern Gesetzgebungen gelten. In dieser Weise ist also jegliches Bedenken entfernt und praktisch bietet dieses Verfahren keine größere Schwierigkeit, als der einfache Verkauf. Es könnte scheinen, als laufe das ganze nur auf eine juristische Spitzfindigkeit hinaus. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls sind wir bei Gewinnung von Ablässen an die positiven Bestimmungen der Kirche gebunden. Die Kirche aber hat eben nur den Verkauf nach geschehener Weihe, nicht aber die Ausführung eines Mandats verboten. Sollte indes jemandem die Sache zweifelhaft sein, so daß er meinte, es genüge, wenn der Devotionalien-Händler die Medaillen nur abgezählt habe, so ist doch jedenfalls das andere Verfahren das sicherere. Und bei Gewinnung von Ablässen hilft eben kein Probabilismus. Sollte man an der Gewissenhaftigkeit des Devotionalien-Händlers zweifeln und fürchten, derselbe lasse sich auf den Umweg mit dem Mandat nicht ein, so ließe sich dadurch helfen, daß man nicht bei diesem selbst bestellte, sondern irgend einem Freunde den Auftrag zum Ankauf gebe.

Trier.

P. Ludwig v. Hammerstein S. J.

VI. (Die Sprache der Fragen bei Spendung der heiligen Taufe.) Bei Spendung der feierlichen Taufe sind von dem Minister verschiedene Fragen zu stellen, die bei der Taufe der Kinder von dem Pathen, bei der Taufe von Erwachsenen zum Theil von dem Pathen, zum Theil von dem Täufling zu beantworten sind. Nach Vorschrift des Rituale Romanum müssen diese Fragen in lateinischer Sprache gestellt werden, sowohl nach dem ordo baptismi parvulorum, als auch nach dem ordo baptismi adultorum. Auf die Anfrage, ob bei der Spendung der Kindertaufe die genannten Fragen nach dem Rituale Romanum, statt in der lateinischen in der Landessprache vorgetragen werden dürfen, wenn und so oft der Pathe der lateinischen Sprache nicht mächtig ist, und ob nicht wenigstens nach der Fragestellung in lateinischer Sprache sofort ihre Uebersetzung in die Landessprache zulässig erscheine, ist von der Cong. s. Rit. wiederholt in Bezug auf beides verneinend geantwortet worden (31. Aug. 1867, 12. Sept. 1857. Gardellini, Decreta authent. Cong. s. Rit. n. 5382.) Gegenstand dieser Entscheidung der Congregation sind ausschließlich die vom Spender der Taufe zu stellenden Fragen, nicht auch die vom Pathen zu gebenden Antworten (cf. Al. Sabetti S. J. Compend. theol. moralis, tr. XII. p. 451. notandum est 2º. quaestionem hic fieri solum circa interrogationes, non autem circa responsiones dandas a patrinis, quae in sola lingua vernacula ab iisdem proferri solent et possunt). Die Entscheidung

hat die Natur einer reinen Gesetzeserklärung und verbindet deswegen, ohne einer besondern Promulgation zu bedürfen, alle, die von ihr Kenntniß erhalten (S. Alph. th. m. III. 1027. I. 200. Decr. S. C. 23. Maji 1846); vorausgesetzt wird in ihr, daß die Vorschriften des *Rituale Romanum* in den einzelnen Diöcesen bei dem Mangel von rechtmäßig verjährten und vom apostolischen Stuhl mindestens stillschweigend gutgeheißenen Gewohnheiten, die abweichen, ausschließlich Geltung haben.

Die Propaganda erließ an den apostolischen Vicar in Siam am 30. April 1808 eine Erklärung, in der gestattet wurde, alles auf das Sacrament der Taufe bezügliche in der Landessprache zu erklären. (*Collectanea S. Sedis* n. 273 s. v. Clem. Marc. Instit. *morales Alphonsianae* t. II. p. III. tr. II. p. 56.) Auf dem ersten Provincialconcil in Baltimore unter dem Erzbischof Jakob Whitefield 1829 wurde die Erlaubnis gegeben, daß der Minister der feierlichen Taufe, nachdem er die betreffenden Fragen nach dem *Rituale Romanum* in lateinischer Sprache vorgetragen, wenn es zweckdienlich erscheint, sie der Erklärung halber in der Landessprache wiederhole, nicht in willkürlicher Uebersetzung, sondern in jener Form, welche von dem Ordinarius sanctioniert wurde (*si censuerint [sacerdotes] expedire explicationis causa eorum quae recitant [in lingua latina] adjungere versionem lingua vernacula, eam tantum versionem adhibendam esse, quae fuerit ab Ordinario sancita*). Diese Erlaubnis, welche auf dem ersten Plenarconcilium von Baltimore im Jahre 1852 unter dem Vorsitz des päpstlichen Delegaten Erzbischof Fr. Patrik Kenrick Bestätigung fand, ist, wie wir dem Moralwerk von A. Sabetti entnehmen, in Nordamerika in die Praxis übergegangen (*concedi potest, apud nos, ut postquam interrogationes, prout jacent in Rituali Romano, latine prolatae fuerint, addatur explicationis causa illa versio, quae invenitur in Rituali Baltimore edito. l. c. p. 450*).

Mehrere Diöcesanritualien in Deutschland weichen wenigstens in Bezug auf den *ordo baptismi parvulorum* insoferne vom *Rituale Romanum* ab, als sie die an die Pasthen zu richtenden Fragen statt in lateinischer Sprache nur in deutscher Uebersetzung aufgenommen haben. Dieser abweichenden Aenderung entspricht auch die Praxis der Seelsorger. Es fragt sich, ob dieselbe ohne Gewissensverletzung beibehalten werden könne?

Das *Rituale Romanum* enthält die Riten, welche bei der feierlichen Spendung der heiligen Sacramente von allen Seelsorgern beobachtet werden müssen gemäß der Mahnung von Papst Paul V. in der Bulle *Apostolicae Sedi* vom 16. Juni 1614, die Papst Benedict XIV. seiner neuen Ausgabe des *Rituale* vordrucken ließ. Quapropter hortamur in Domino venerabiles fratres Patriarchas, Archiepiscopos, et Episcopos, et dilectos filios eorum Vicarios, nec non Abbates, Parochos universos, ubique locorum existentes, et alios, ad quos

spectat, ut in posterum, tamquam Ecclesiae Romanae filii, ejusdem Ecclesiae omnium matris et magistrae auctoritate constituto Rituali in sacris functionibus utantur, et in re tanti momenti, quae catholica Ecclesia et ab ea probatus usus antiquitatis statuit, inviolate observent.

Bischöfe dürfen in der Anordnung des Gottesdienstes in ihren Diöcesen von den Vorschriften des römischen Rituals nicht willkürlich abweichen; Aenderungen, die so angeordnet wurden, würden die ihnen untergebenen Seelsorger nicht vom Gehorsam gegen das römische Rituals entbinden oder in Weise einer Dispensation wirken (S. R. C. 10. Jan. 1852). Allein neben den Vorschriften des römischen Rituals können Gewohnheiten entstehen und sich ausbilden, die, wenn sie rechtmäßig verjährt sind, Gesetzeskraft erlangen und beibehalten werden dürfen, bis sie nicht irrationell geworden sind oder durch einen gesetzgebenden Act beseitigt werden. Nur wenn Gebräuche direct gegen die Rubriken des römischen Rituals oder gegen Entscheidungen der Ritus-Congregation verstoßen, müßten sie, weil unvernünftig, eliminiert werden. Die Möglichkeit, daß sich in einzelnen Dingen abweichende Gewohnheiten ausbilden, ist im römischen Rituals und in den Entscheidungen der Ritus-Congregation selbst vorgesehen. Damit hängt zusammen, daß Diöcesan-Ritualien, die vom römischen in einzelnen Vorschriften abweichen, gleichwohl vom apostolischen Stuhl für einzelne Diöcesen die Approbation erhalten haben (vergl. Marc. l. c. p. 19). Der Gebrauch der deutschen Sprache statt der lateinischen bei den Fragen des Ministers an den Taufpathen kann nicht schlechterdings für unvernünftig erklärt werden, da die Propaganda eine Erläuterung des Taufritus in vulgärer Sprache nach obigem für zulässig erachtete, und da der Pathe, selbst wenn er nach dem römischen Rituals lateinisch gefragt würde, in erlaubter Weise in seiner Muttersprache antworten könnte. Dieser Gebrauch besteht in den einzelnen Diöcesen Deutschlands seit unfürdenklicher Zeit; er dürfte sich zur rechtmäßig verjährten Gewohnheit ausgebildet und damit Gesetzeskraft erlangt haben. Wenn einzelne Bischöfe in ihr Diöcesan-Rituals den Gebrauch der deutschen Sprache in den Fragen des Ministers an den Taufpathen wieder aufgenommen haben, wollten sie nicht das römische Rituals, von dem sie abweichen, verletzen, sondern direct und formell eine nach ihrer Ueberzeugung rechtmäßig verjäherte und gesetzkräftig gewordene Gewohnheit in gültiger und erlaubter Weise vorschreiben; ihrer Vorschrift können (und müssen) die ihnen untergeordneten Seelsorger folgeleisten, ohne ihr Gewissen zu verletzen. Der hl. Alfons (l. c. VI. 401) sagt nach Eus. Amort: S. C. rituum constanter tolerat consuetudinem saltem immemoriam contra-riam rubricis. Itaque tuta conscientia licet se conformare consuetudini dioeceseanae, praesertim in rebus levioris momenti, quae non cedunt in deformitatem cultus publici.

München. Univ.-Prof. Dr. Johann B. Wirthmüller.

VII. (Eigenthums- und Verfügungsrecht über die Kirchthurmglocken.) Bei den in unserer Zeit nicht selten vorkommenden Fällen, daß einzelne Pfarrkinder und namentlich Gemeindevertretungen in das kirchliche und speciell das pfarrämthliche Gebiet mit Vorliebe eingreifen, kann es kaum überflüssig sein, auch sonst bekanntes neuerlich in Erinnerung zu rufen, besonders wenn neue Entscheidungen kompetenter Behörden vorliegen, welche als Norm für die Rechtspflege in Fällen ähnlicher oder gleicher Art gelten, und darum auch für den Seelsorger in der Wahrung der Pfarrechte von großer Bedeutung sind. Nicht selten geben die Kirchthurmglocken und deren Benutzung Anlaß zu unliebsamen Störungen des friedlichen Verhältnisses zwischen dem Pfarrer und der Gemeindevertretung, namentlich wenn die Glocken Eigenthum der Gemeinde sind. Nach dem heutigen Rechte kann auch eine politische Gemeinde und selbst eine Privatperson Eigenthümerin einer Kirchenglocke sein, wenn sie dieselbe auf eigene Kosten beschafft und zu deren Instandhaltung sich rechtskräftig verpflichtet. Thatsächlich gibt es nicht wenige Ortsgemeinden, namentlich Städte, welche Eigenthümerinnen der im Kirchthurne angebrachten Glocken oder auch des Thurmes selbst sind. In diesem Falle kann das Kirchenvermögen zur Instandhaltung der Glocken und respective auch des Thurmes nicht herangezogen werden und fallen alle diesbezüglichen Auslagen der Ortsgemeinde als Eigenthümerin zu, wenn nicht etwa durch specielle, zurecht bestehende Vertrags-Bestimmungen ein Theil der Lasten auf das Kirchenvermögen übertragen wird, wie dies allerdings auch möglich ist. Aber das Benutzungsrecht der Glocken ist vom Eigenthumsrechte nicht abhängig, steht vielmehr mit dem letzteren nicht im Zusammenhange.

Nach kirchlichen Bestimmungen, welche in allen europäischen Staaten in diesem Punkte respectiert werden, steht das Benutzungs- oder Dispositionsrecht, insoferne es sich um eine zu gottesdienstlichen Zwecken gewidmete Glocke handelt, die durch die kirchliche Benediction zu einer res sacra geworden, der geistlichen Jurisdiction allein zu. Speciell hat jeder Pfarrer das Verfügungsrecht über die Kirchthurmglocken, ohne Unterschied, ob dieselben Eigenthum der Kirche oder der Civilgemeinde sind. Die Benutzung solcher Glocken zu profanen, mit gottesdienstlichen Handlungen in keiner Verbindung stehenden Zwecken ist nur mit bischöflicher Erlaubnis zulässig. Auf Gewohnheitsrecht beruht das Sturmläuten bei besonderen Unglücksfällen; ebenso an manchen Orten das Geläute bei bürgerlichen Festen, die ursprünglich mit einer religiösen Festlichkeit in Verbindung standen, wie die Feste mancher Gilden oder der Beginn von Jahrmärkten. Sollte von irgend einer Seite ein Recht zur Benutzung der Glocken für profane Zwecke in Anspruch genommen werden, so muß dasselbe als ein besonders erworbenes Recht oder als ein bei der Stiftung von kirchlicher Seite ausdrücklich anerkannter Vorbehalt erwiesen werden. Wenn nun auch die Kirche den Gebrauch der Glocken zu

profanen Zwecken nicht durchweg und grundsätzlich ausschließt, so kann sie doch nicht zugeben, daß dieselben zum Dienste eines anderen Cultus, überhaupt zu einer religiösen Feier gebraucht werden, bei welchen sich ihre Organe mit Gebeten und Segnungen nicht theilnehmen dürfen, wie beispielsweise zu einer nichtkirchlichen Begräbnißfeier.

Diesen allgemein geltenden Grundsätzen gemäß besteht das Verfügungs- und Dispositionsrecht des Pfarrers über die geweihten im Kirchturme angebrachten Glocken, ohne Unterschied des Eigenthumsrechtes, nicht bloß darin, daß er sie aus Anlaß aller religiösen Handlungen und Andachten läuten lassen kann, ohne daß ihn jemand daran zu hindern befugt wäre, sondern auch darin, daß er jeden unberechtigten Gebrauch zu verbieten, zu verhindern, eventuell auch als Störung der pfarrlichen Rechte gerichtlich zu verfolgen berechtigt, respective verpflichtet ist. In diesem Sinne haben die hohen k. k. österr. Instanzen zu wiederholtenmalen entschieden. So erkannte der oberste k. k. Gerichtshof am 27. April 1873, Z. 16.083, daß eine Gemeinde, welche Glocken für kirchliche Zwecke widmete, auch dann, wenn sie das Eigenthumsrecht daran sich vorbehalten hatte, doch ihr Verfügungsrecht einer Beschränkung unterwarf, da ein zu Kirchenzwecken gewidmeter Gegenstand nur der Verfügung derjenigen Personen unterstehe, welche die Kirchen-Angelegenheiten zu besorgen haben. Ebenso lauten die Erkenntnisse des obersten Verwaltungs-Gerichtshofes vom 13. Juni 1877, Z. 730, 26. Mai 1882, Z. 843, 22. März 1883, Z. 2466, 19. März 1891, Z. 1067. Aus allen diesen Erkenntnissen ergibt sich der Rechtsatz, daß der politischen Gemeinde über die von ihr zu kirchlichen Zwecken gewidmeten Glocken das Dispositionsrecht auch nicht aus dem Titel des Eigenthums zustehen; das Erkenntnis vom 19. März 1891 hebt auch noch ausdrücklich hervor, daß die Entscheidung über dieses Verfügungsrecht bei den politischen und nicht bei den autonomen Behörden stehe. Da ferner dieses letztgenannte Erkenntnis auch das pfarrämliche Verfügungsrecht einigermaßen näher präcisirt, so glauben wir seinen diesbezüglichen Wortlaut hier anführen zu sollen. Der hohe Verwaltungs-Gerichtshof hatte über den Recurs der Gemeinde Zwittau zu entscheiden, welche aus ihrem Eigenthumsrechte an den Kirchturm Glocken auch das Verfügungsrecht über dieselben in Anspruch nahm. Der urkundliche Nachweis des Eigenthumsrechtes an den Glocken sammt der Verpflichtung der Stadtgemeinde, dieselben für immerwährende Zeiten aus eigenen Mitteln zu erhalten, wird als vollgiltig anerkannt, worauf dann das Erkenntnis wörtlich also sagt: „Durch diese Widmung der Glocken zu Kirchenzwecken ist naturgemäß seitens der Stadtgemeinde Zwittau, insoweit als diese Widmung aufrecht besteht, ein aus der Ausübung des Eigenthumsrechtes fließendes freies Verfügungsrecht über diese Glocken nicht vorhanden, da vielmehr den zur Besorgung der Kirchen-Angelegenheiten berufenen Organen das Verfügungsrecht über den Gebrauch dieser

zu kirchlichen Zwecken bestimmten Glocken bei kirchlichen Functionen zukommt, und da von den letzteren insbesondere jeder Gebrauch ausgeschlossen werden kann, welcher mit dem kirchlichen Zwecke, welchem die geweihten Glocken als *res sacrae* zu dienen haben, unvereinbar ist."

Aus diesen Worten leuchtet klar hervor, daß der Pfarrer jeden Eingriff in sein Verfügungsrecht über die Kirchthurmglöcken abweisen, respective die Abndung eines unbefugten Gebrauchs derselben, durch wen und auf wessen Befehl immer er geschehen sein mag, bei den Staatsämtern anstrengen kann und wohl auch anzustrengen verpflichtet ist, um in diesem Punkte die pfarrlichen Rechte gegen allfällige weitere Eingriffe zu sichern.

Budweis. Canonicus Dr. Anton Skoëdopole, Professor.

VIII. (Ist es erlaubt zuzuhören, wenn aus einem verbotenen Buche vorgelesen wird?) Zacharias hat nicht die Erlaubnis, die auf den Index gesetzten Bücher zu lesen, glaubt aber, daß für seinen Glauben keine Gefahr aus der Lesung eines verbotenen Buches hervorgehen werde; um nun desto gewisser dem Verbote zu entgehen, nimmt er zu einer kleinen List seine Zuflucht, indem er nämlich ein solches Buch nicht selbst liest, sondern einem anderen selbes Lesenden zuhört; und er glaubt auch, in diesem Falle zu der Sünde desselben nicht mitzuwirken aus dem Grunde, weil der Leser entweder ein sehr weiser Mann ist, oder weil er die Erlaubnis besitzt, solche Bücher zu lesen.

Frage: Ist nun Zacharias in diesem Falle in die kirchliche Censur verfallen und hat er gesündigt dadurch, daß er dem Lesenden nur zuhörte, ohne selbst zu lesen?

Antwort: Da die menschlichen Gesetze *strictae interpretationis* sind und im Zweifel man sich auch an die Rechtsregel: „*Odia convenit restringi*“ halten darf, so kann man sagen, daß Zacharias in diesem Falle nicht der kirchlichen Censur verfallen sei, welche, strenge genommen nur auf die *legentes, retinentes et defendentes libros haereticos*, nicht aber auch auf denjenigen gesetzt ist, der einem Lesenden nur zuhöret, indem eine Censur nie auf einen im Gesetze nicht ausgedrückten Fall ausgedehnt werden darf. Anders aber stellt sich der zweite Theil der Frage: ob er durch das Zuhören gesündigt habe? Allerdings hat er dadurch gegen das natürliche Sittengesetz gesündigt, wenn er sich einer Gefahr für seinen Glauben aussetzte, was hier sehr leicht der Fall sein kann; er hat aber auch gegen das Verbot der Kirche gesündigt durch Mitwirkung, wenn er den Leser, der ohne Erlaubnis gelesen hat, dazu bewog. Wie aber, wenn der Leser wirklich die Erlaubnis hatte und für Zacharias als Zuhörer keine Gefahr vorhanden war? In diesem Falle gehen die Ansichten der Moralisten auseinander. Einige und unter diesen sehr angesehene Theologen, wie Suarez

behaupten, daß Zacharias durch das Zuhören aus dem Grunde sündige, weil das Verbot, welches das Lesen verbietet, implicite oder mittelbar auch das Zuhören verbiete. Die Ansicht der anderen aber spricht ihn von aller Sünde frei, weil, wie sie sagen, der Zuhörer factisch nicht liest und somit auch das Verbot nicht übertritt, welches nur das Lesen verbietet; weiters geben diese auch nicht zu, daß in dem Verbote des Lesens auch das des Zuhörens eingeschlossen sei, indem das Verbot die Zuhörer nicht ausdrücklich anführt und weil der menschliche Gesetzgeber im allgemeinen nur jene Fälle im Auge hat, welche häufig vorkommen; nun aber komme das Lesen eines verbotenen Buches häufig, das Zuhören aber nur selten vor. Es hat also, so schließen sie, die Kirche durch das Verbot des Lesens für das allgemeine Wohl hinreichend gesorgt. Bezüglich dieser beiden entgegengesetzten Ansichten würde der Buchstabe des Verbotes für die letztere, der Geist desselben aber für die erstere Ansicht sprechen.

Graz.

Univ.-Prof. Dr. Marcellin Josef Schlager.

IX. (Zur Heilung des Kreuzotterbisses.) Unter diesem Titel enthält Nr. 19 der christlich-pädagogischen Blätter d. J. eine der „Olmüzer Zeitung“ zugekommene und darin am 8. August veröffentlichte Zuschrift, worin es heißt: „In keiner Gegend Mährens dürfte die so giftige Kreuzotter so häufig zu finden sein, wie in der Umgebung des ausgebrannten Vulcans Rautenberg, (Bezirk Hof), wo fast jährlich einige Fälle von Kreuzotterbissen an Menschen und Thieren, namentlich Hunden, zu verzeichnen sind. So wurde erst unlängst ein zehnjähriger Schulknabe aus Rautenberg auf einer Wiese von einem solchen giftigen Reptil in den Fuß gebissen. Trotz der sogleich angewendeten hier allgemein gebräuchlichen Mittel — sorgfältiges Auswaschen der Wunde, noch besser Aussaugen der Wunde mit dem Munde, Umschläge von feuchtem Lehm, Aufschneiden der Bisswunde mit einem Messer, um eine ausgiebige Blutung zu erzeugen, und festes Unterbinden des Fußes oberhalb der Knöchel zur Erzielung einer Retardation der Blutcirculation — schwoll der Fuß immer heftiger an, und stieg die Geschwulst in bedenklicher Weise an dem Beine immer höher. Die geängstigte Mutter des Knaben nahm nun ihre Zuflucht zum Schreiber dieser Zeilen mit der Bitte, ob er denn nicht auch ein Mittel gegen den Kreuzotterbiß habe. Nach einer kleinen Zurechtweisung, daß sie nicht gleich ärztliche Hilfe in Anspruch genommen (was nebenbei gesagt, in derartigen, schnelle Hilfe erfordernden Fällen hier recht schwierig ist, da der nächste Arzt eine Stunde entfernt wohnt und demnach im günstigsten Falle unter zwei Stunden nicht erlangt werden kann), gab Schreiber dieses der ängstlich bittenden Mutter ein Glas reinen Spiritus zum nochmaligen sorgfältigen Auswaschen der Wunde und ein Fläschchen starken Rum ($\frac{1}{8}$ Liter) mit der Weisung, letzteren möge der Knabe löffelweise schnell hinter-

einander austrinken bis zur Betäubung, respective Trunkenheit. Da das verabreichte Quantum Rum den geängstigten Eltern nicht schnell genug die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen schien, wurde aus einem Kaufgewölbe noch anderer geholt und dem Knaben verabreicht. Und die Wirkung dieses einfachen, überall leicht zu erlangenden Mittels? daß der Knabe nach vier Tagen wieder die Schule besuchen konnte und heute nicht die mindesten Beschwerden infolge des Schlangensbisses hat.“

An die Quartalschrift wurde die Anfrage gerichtet, ob das Vorgehen, welches „Schreiber dieser Zeilen“ eingeschlagen hat, sich moralisch rechtfertigen lasse. Der Fragesteller hat sicherlich nur wegen der inneren Anwendung des Mittels Bedenken und daher fällt diese Frage zusammen mit derjenigen, welche der hl. Alfons II. (al. V.) n. 76 stellt: An liceat se inebriare ex consilio medicorum. quando inebriatio aestimatur absolute necessaria ad morbum expellendum? Deren Lösung schickt der Heilige die Bemerkung voran: Valde DD. laborant in hac quaestione, licet videatur casus vix unquam accidere posse. Bruner meint, mit den letzteren Worten wolle der hl. Alfons sagen, es sei kaum denkbar, daß Berausung im eigentlichen Sinne ein wirkliches Heilmittel sei. Unsere Ansicht geht im Hinblick auf die der Frage beigefügte Bedingung dahin, der heilige Alfons wolle sagen, die inebriatio sei kaum je absolute necessaria ad morbum expellendum, da in der Regel andere Mittel zugebote stehen werden. In unserem Falle haben wir es aber sichtlich mit einer Ausnahme zu thun, da die allgemein gebräuchlichen Mittel ohne Erfolg angewendet wurden. Daß das erfolgreiche Mittel nicht von einem berufsmäßigen Arzte verordnet wurde, ist unerheblich. Und somit deckt sich die Frage beim hl. Alfons mit unserem Fall. Was antwortet nun der Heilige auf die von ihm vorgelegte Frage? Er verzeichnet zwei einander entgegengesetzte Meinungen nebst den dafür geltend gemachten Gründen, und sagt, daß ihm die bejahende Meinung hinlänglich wahrscheinlich, ja sogar wahrscheinlicher scheine, falls „potatio vini praebeatur ad expellendos vel corrigendos pravos humores: tunc enim privatio rationis per accidens et indirecte evenit et ideo licite permitti potest; sicut licitum est matri sumere pharmacum directe tendens ad servandam suam vitam, quamvis indirecte eveniat expulsio foetus.“

Wegen des unmittelbaren Anschlusses dieser Begründung an die Begründung der negativen Ansicht, gewinnt es den Anschein, als habe der Heilige mit jener zugleich eine Widerlegung dieser beabsichtigt. Sei dem wie immer, thatsächlich ist dieselbe hiezu nicht geeignet. Denn wie lautet die Begründung der negativen Ansicht? Indem wir diese wiedergeben, wollen wir unter Einem dem audiat et altera pars Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie lautet: quia voluntaria privatio rationis per ebrietatem est intrinsece mala. Ist nämlich diese nach der Anschauung der Anhänger der negativen

Anſicht intrinſece mala und zwar absolute (vergl. Gury I. n. 26), wie aus dem beigeſügten Vergleich mit der fornicatio erhellet, dann darf dieſelbe nicht nur nicht intendiert, ſondern auch nicht einmal zugelaffen werden. Verhält es ſich aber wirklich ſo? d. h. iſt die voluntaria privatio rationis per ebrietatem (nämlich auch die indirecte voluntaria) intrinſece mala und zwar absolute? Wir wiſſen darauf nichts beſſeres zu antworten, als was Babenſtuber (ethic. ſupernatur. tr. 6. diſp. l. a. 4 n. 13) auf folgenden Einwand erwidert: Nunquam eſt licitum facere mala, ut eveniant bona. Atqui voluntarie et ex proposito inebriare ſeipſum eſt malum idque intrinſece, ſicut¹⁾ mentiri, blaſphemare, fornicari; quae in nullo caſu poſſunt fieri licita: ergo etc. Er ſchreibt: Respondeo, maj. eſſe veram, quamdiu mala manent mala. Atqui in caſu noſtro (Babenſtuber hat aber denſelben Fall vor Augen) ebrietas voluntarie, ſive admiſſa (wenn der Kranke das ihm dargereichte berauſchende Getränk nimmt) ſive procurata (wenn er ſolches ſelbſt — proprio motu — nimmt²⁾) propter circumſtantiam duriffimae neceſſitatis non amplius manet moraliter mala, ſed exiit omnem ſuam malitiam: ſicut eam exiit . . . abſciſſio manus (nämlich um den Arm oder gar das Leben zu retten) vel occiſio etiam innocentis (z. B. eines Wahnsinnigen), a cujus violentia quis vitam ſuam aliter eripere non poſteſt. Quare ebrietas non eſt ita intrinſece mala, ut ſit absolute et pro omni caſu prohibita: ſicut prohibita ſunt mendacium, blaſphemia, fornicatio etc., ſed eſt prohibita ſub conditione tantum, niſi urgeat gravis neceſſitas ad ejusmodi potationem, per quam uſus rationis auferatur. Wenn Müller (theol. mor. ed. 2. l. 1 § 23 p. 107) die ebrietas zu den absolute mala zählt und (l. 2 § 169 p. 489) es doch für erlaubt erklärt, „ad morbum depellendum ſumere potum, quamvis ebrietas ex eo ſecutura praevideatur“, ſo kann er, ohne ſich zu widerſprechen, an erſter Stelle nur die ebrietas, beziehungsweiſe privatio uſus rationis directe ſeu per ſe intenta im Auge haben; in dieſem Sinne aber müßte man alle mala (d. h. jede einem particulären auch nur hypothetiſchen Geſetze zuwiderlaufende Handlung und Folge derſelben) als absolute mala erklären.

Laymann ſchreibt l. 3. ſect. 4. n. 4.: . . . ebrietas . . . eſt exceſſus in potu inebriante, cauſa voluptatis, donec uſus rationis aufertur. Eſt peccatum mortale ſecundum Apoſt. ad Galat. 5. v. 21. und bemerkt dann n. 5 treffend: Dixi autem voluptatis cauſa. Nam ſi ob alium finem bonum ac honeſtum, v. g. ſanitatſ recuperationem, hauſtus vini uſque ad ebrietatem, prudentis Medici judicio, neceſſarius ſit, tunc non absurdum judicat recta ratio, breve tempus uſu rationis deſtitui, ut recuperatâ ſanitate munera

¹⁾ Sperrdruck von uns. — ²⁾ Nach dem ganzen Context kann procurata nur den in den Klammern beigeſügten Sinn haben.

rationis melius praestentur, quemadmodum etiam dormientibus contingit: quare culpâ vacat talis voluntaria ebrietas. Es schlägt also in diesem Falle die privatio usus rationis ad breve tempus nicht bloß zum Besten des leiblichen Lebens, sondern sogar zum Besten der Vernunft aus. In diesem Sinne nennt der hl. Thomas (2. 2. q. 150 a. 2. ad 3) den außer diesem Falle unmäßigen Genuß geradezu potus moderatus.

Es war somit das Verhalten, welches „Schreiber dieser Zeilen“ eingeschlagen hat, nach der Meinung, welche der hl. Alfons satis probabilis, ja sogar probabilior nennt, moralisch zulässig. Uebrigens verweisen wir auf unseren Artikel: Unmäßigkeit als „Haupt- oder Todsünde“ gegen Ende.

Salzburg.

Professor Dr. Anton Muer.

X. (Messenreduction oder Stipendiumsreduction?)

Petrus, ein wohlhabender Priester, bestimmt in seinem Testamente zur Aufbesserung eines schlecht dotierten Beneficiums die Summe von 2000 fl. mit der Bedingung, daß der Beneficiat jährlich fünfzig Messen lesen und für jede Messe zwei Gulden als Stipendium erhalten soll. Das angewiesene Capital ist zu fünf Percent angelegt; auf eine eventuelle Herabsetzung des Zinsfußes hat Petrus offenbar nicht reflectiert. Jedoch nach einiger Zeit ist es nicht mehr möglich, das Capital zu fünf Percent anzulegen; es werden nur mehr vier Percent gezahlt. Nun steht der Beneficiat Paulus vor einem Dilemma: entweder muß er die fünfzig Jahresmessen auf vierzig reducieren oder sich mit einem geringeren Stipendium begnügen. Er würde natürlich lieber das erstere wählen, damit ihm das testamentarisch bestimmte Stipendium ungeschmälert bleibe. Allein es fragt sich: kann er dies erlaubterweise thun?

Wir antworten: Paulus ist nicht verpflichtet, sich das vom Erblasser festgesetzte Stipendium schmälern zu lassen und infolge dessen ist es ihm erlaubt, die Anzahl der Messen entsprechend zu reducieren. Daß diese Entscheidung richtig ist, läßt sich beweisen: 1. aus der Stilisierung des betreffenden Testamentspunktes, 2. aus der erklärten Absicht des Erblassers, 3. aus den Aussprüchen gewichtiger Auctoritäten. 1. Daß Petrus nicht auf die Anzahl der Messen, sondern auf die Höhe des Stipendiums von zwei Gulden für je eine Messe das Hauptgewicht gelegt hat, ergibt sich schon aus dem Wortlaute der respectiven testamentarischen Bestimmung. Denn wenn er den entschiedenen Willen gehabt hätte, daß in jedem Falle und ohne Rücksicht auf das Zinserträgnis alljährlich fünfzig Messen gelesen werden sollten, so wäre es überflüssig, ja sinnlos gewesen, die Höhe des Stipendiums zu bestimmen. Man kann daher mit Recht annehmen, daß Petrus durch Fixierung des Stipendiumbetrages die frühere Angabe der Messenzahl beschränken wollte. 2. Da es die klar ausgedrückte Absicht des

Erblässers war, die mageren Einkünfte des betreffenden Beneficiums aufzubessern, so ist man wohl berechtigt, im Falle eines Zweifels sich für die jener Absicht günstigere Auffassung zu entscheiden. In unserem Falle ist aber offenbar die Entscheidung für Reduction der Messen der obgenannten Absicht entsprechend, während die Reduction des Stipendiums dieselbe theilweise vereiteln würde. 3. Für unsere Ansicht können wir uns nicht mit Unrecht auf den hl. Alphonsus de Liguori berufen. Dieser wirft nämlich in seiner „Theologia moralis“¹⁾ folgende Frage auf: „An possit Capellanus ex se minuere numerum missarum, si deficient redditus?“ Und nachdem er die Frage für den Fall, daß die Einkünfte gänzlich verloren gehen, bejaht hat, fährt er fort: „Si vero redditus deficient in parte, etiam videtur certum cum Escob. n. 638 posse Capellandum minuere Missas, casu quo testator congruam eleemosynam designaverit.“ Also nach der Lehre des hl. Alfons kann der Beneficiat bei theilweiser Reducierung der Einkünfte auch die Anzahl der Messen verhältnismäßig vermindern, im Falle daß der Erblasser selbst ein entsprechendes Stipendium festgesetzt hat. Dies läßt sich un schwer auf unsern Fall anwenden. Noch klarer spricht sich hierüber der rühmlichst bekannte Pastoralist Peter P. Rigler aus, indem er auf Grund der oben angeführten Stelle aus dem hl. Alfons folgendes schreibt:²⁾ „Capellanus ipse poterit diminuere numerum Missarum applicandarum, si determinata eleemosyna fuerit pro singulis Missis et redditus deteriorati non pertingant amplius ad summam fundato numero Missarum respondentem.“

Trient.

Professor Dr. Josef Riglutsch.

XI. (Verpflichtung eines Poenitens reconvalescens, der bei der Beichte in articulo mortis einen päpstlichen Reservatfall vergessen hat; Verfahren des Confessars einem solchen Bönitenten gegenüber.) Titus, der viele Jahre seine religiösen Pflichten nicht erfüllt hat, wird infolge eines Schlaganfalles lebensgefährlich krank. Auf seinen Wunsch wird ein Priester herbeigerufen, der ihm die heiligen Sterbesacramente spendet. Wieder genesen, sucht Titus denselben Priester auf und theilt ihm unter andern confessionaliter mit, er habe in seiner Krankheit zu beichten vergessen, daß er früher Mitglied der Loge gewesen, doch sei er bereits vor sechs Jahren aus der Freimaurerei ausgetreten. Da der Beichtvater für den Augenblick sich nicht klar ist, ob ihm für diesen Fall etwa eine specielle Vollmacht nöthig sei, oder ob der Bönitent dieserhalb noch besondere Pflichten zu erfüllen habe, so absolvierte er ihn, weil wichtige Gründe einen Aufschub der Absolution nicht zuließen, nimmt ihm aber das Versprechen ab, in drei Wochen

¹⁾ I. VI. tr. III. de Eucharistia n. 331. dub. 2 — ²⁾ Pastoralis Liturg., P. I., Bulsani 1864. § 125, n. 6. p 197.

wiederzukommen, um die Verpflichtungen, die ihm vielleicht wegen dieses Falles noch obliegen, entgegenzunehmen und noch auszuführen. Was ist dem Confessar zu antworten, der wegen dieses Falles und wegen seiner Handlungsweise um Aufschluß fragt?

I. Was zunächst den Fall des Titus angeht, so sind zur Lösung folgende Punkte zu beachten:

1°. Vor allen Dingen muß der Beichtvater feststellen, ob Titus wirklich der dem Papste reservierten Excommunication verfallen ist, welche Pius IX. in der Constit. „Apost. Sedis“ II a. 4. über die Anhänger geheimer Gesellschaften verhängt hat. Damit nämlich jemand wirklich die Censur incurrierte, ist erforderlich, daß er das Gesetz und die auf dessen Uebertretung gesetzte Strafe kennt und dennoch das Gesetz cum contumacia übertritt. War dieses bei Titus der Fall, so ist er excommuniciert. Hat er aber das Gebot der Kirche oder die Excommunication nicht gekannt, so ist er der päpstlichen Censur nicht verfallen und hätte folglich auch in casu keinerlei Verpflichtung. Denn „casus papales. excepta falsa de crimine sollicitationis accusatione, reservantur propter censuram. a qua excusat ignorantia. Proinde sublata censura. nulla remanet reservatio.“ Gury tom. 2. n. 571. qu. 2. S. Alph. l. 6. 580. et alii communiter.

2°. Gesezt nun den Fall, Titus habe sich die Censur zugezogen, so fragt es sich, ob er von derselben in der sacramentalen Beichte, die er in articulo mortis abgelegt, absolviert ist? Die Antwort lautet „affirmative“. Nach der Lehre des Concil. Trid. sess. 14. c. 7: „est in articulo mortis nulla reservatio; atque ideo omnes sacerdotes quoslibet poenitentes a quibusvis peccatis et censuris absolvere possunt.“ Die Lage aber, in der sich Titus befand, ist als articulus mortis zu betrachten, da gegründete Furcht vorhanden war, daß der Tod in einem solchen Zustande der Apoplexie bald eintreten werde oder könne. Der Beichtvater hatte daher über alle Sünden und Reservate des Titus eine unbeschränkte Jurisdiction und hat ihn kraft dieser Universalvollmacht losgesprochen.

3°. Aber wird diese Lösung nicht umgestoßen durch die That- sache, daß Titus in der damaligen Beichte den censurierten Fall aus Vergessenheit nicht offenbart hat. Dieser Umstand hindert nicht, mit Fug und Recht anzunehmen, daß der Pönitent dennoch von seinem Reservatsfalle losgesprochen ist. Denn der Beicht- vater hat sein Beichtkind damals von all den Sünden und Reservaten losprechen wollen, wozu er die Vollmacht hatte. Er besaß aber für die Todesstunde auch die Gewalt, die päpstliche Censur zu lösen, obgleich der Pönitent aus körperlicher Schwäche, aus Vergesslichkeit, also ohne seine Schuld die betreffende Sünde nicht gebeichtet hat.

Dieser Fall ist analog mit dem, welchen Gury II. 581. qu. 10. behandelt: „An tollatur reservatio, si poenitens, confitendo apud

Superiorem, casus reservatos obliviscatur? Resp. Affirmative, saltem probabiliter, quia recte praesumitur, Superiorem liberare poenitentem voluisse ab omni vinculo, a quo liberare ipsum potest. Ita Lugo, Salmat. . . et alii communiter, contra alios qui id probabiliter negant.“ Hierzu bemerkt P. Ballerini in der Nota a bei Gury l. c.: „Quamvis S. Alphonsus (l. 6. n. 597) probabilem dixerit opinionem, quae tolli reservationem negat, tamen non prohibet, quominus quis sequatur communem, immo, ut ipse eam appellat, communissimam Lugonis doctrinam, non obstantibus Suaresii objectionibus.“ Man kann daher tutâ conscientiâ annehmen, Titus sei in articulo mortis von seinem päpstlichen Reservatfalle absolviert worden, da der Beichtvater in tali momento unbeschränkte Jurisdiction wie ein Superior hat. Nach De Lugo stützt sich diese Lehre auf folgendes Princip (de poenit. disp. 20. n. 91): „Tota difficultas non esse debet circa possibilitatem, sed circa factum seu voluntatem: an de facto velit Superior tollere directe reservationem pro oblitis, quotiescunque absolvit subditum. Et quoad hoc dicimus, probabiliter praesumi a communi sententia voluntatem illam in Superiore.“ Dieser Wille muß und kann aber um so eher angenommen werden, wenn die Losprechung in articulo mortis erteilt wird; in jenem hochwichtigen Momente wird sicherlich kein Beichtvater eine Restriction machen.

4°. Wir kommen nun zum Zweifel des Beichtvaters, ob Titus in casu als poenitens reconvalescens etwa noch Verpflichtungen infolge des Reservatfalles zu erfüllen hat, und ob er selbst als Confessor für seinen Pönitenten eine specielle Vollmacht nöthig habe. Ueber den ersten Punkt dieses Zweifels wurde früher vielfach disputiert. Nunmehr hat die S. Congr. Inqu. durch die officiële Entscheidung vom 17. Juni 1891 folgendes festgesetzt: Wer im Falle der Noth (in casu urgentiori) seitens eines nicht mit den nöthigen Facultäten ausgerüsteten Beichtvaters von einem päpstlichen Reservatfalle, sei er speciali modo oder auch nur simpliciter dem Papste reserviert, absolviert worden ist, der muß sich innerhalb eines Monates noch sub poena reincidentiae an den heiligen Stuhl wenden (se sistere Superiori). Ist aber der Pönitent in Todesgefahr (— in articulo mortis —) von einem päpstlichen Reservat durch einen gewöhnlichen Beichtvater absolviert, so besteht für diesen die Verpflichtung, sich nach erlangter Genesung an den heiligen Stuhl zu wenden (se sistere Superiori) nur dann, wenn es sich um eine censura speciali modo reservata handelt. Demnach ist die Meinung jener Auctoren sanctioniert worden, die da lehrten, die Bulle „Apost. Sedis“ habe die Verpflichtung des in periculo mortis ohne Facultät von einer reservierten Censur absolvierten Pönitenten „standi man-

datis Ecclesiae, si convaluerint“ eingeschränkt auf die Fälle einer Absolution a censura speciali modo reservata. Da nun in casu Titus absolviert ist in articulo mortis von einer Censur, die simpliciter dem heiligen Stuhle reserviert ist, so hat er nach seiner Wiedergenesung **keinerlei Verpflichtung**, und der Beichtvater hat für seinen Pönitenten keine specielle Vollmacht nöthig.

II. Die Handlungsweise des Beichtvaters in casu ist correct zu nennen. Wegen der vorliegenden wichtigen Gründe, die einen Aufschub der Absolution nicht zuließen, konnte und durfte er den Pönitenten trotz des Zweifels absolvieren. Zugleich hat er mit Recht stante dubio dem Beichtfinde das Versprechen abgenommen, innerhalb einer festgesetzten Zeit wieder zurückzukommen, um demselben, nach eingeholter Aufklärung, mitzutheilen, ob vielleicht noch anderweitige Verpflichtungen zu erfüllen seien. Schließlich ist noch zu bemerken: Hätte es sich in casu um eine censura speciali modo reservata gehandelt, so wäre es rathsam, daß der Beichtvater sich schleunigst die nöthige Facultät verschaffte, um dem Pönitenten endgiltig zu helfen.

Beuren (Prov. Sachsen).

Pfarrer Dr. A. Wiehe.

XII. (Ueber Reliquien und ihre Authenticität.)

Die Renaissance hat uns unter anderen viel dadurch geschadet, daß sie die schönsten Reliquiensätze zerstört hat. Nicht zwar jene Kunst-richtung als solche, aber ihre Consequenzen und der Unverstand ihrer Zeitströmung. Die alten Reliquiensätze waren wohlverschlossen in ihren Heiligenhäuschen und Sarkophagen, in ihren Monstranzen und metallenen Umhüllungen. Das konnte eine Zeit, wo der möglichst überladene Aufputz des Altars angestrebt wurde, nicht dulden. Man öffnete die alten Gefäße, man formte aus Holz und Metall und Spiegelscheiben hohe Pyramiden, große Aufsätze und unschöne vasenartige Umrahmungen und die Klosterfrauen oder andere kundige Hände wirkten Gold- und Silberblumen, kräuselten Locken aus Seide und Papierstreifen, vertheilten schön symmetrisch Wein um Wein, Knöchlein um Knöchlein und als Mittelstück ein heiliges Haupt und malten die schönsten Etiquetten dazu. Aber auf die Hauptsache vergaß man! Fast alle diese schönen Renaissance- und Rococo-Reliquiarien entbehren der Authenticität und die herrlichen Reliquien mit all den berühmten und verehrten Namen sollten nicht mehr auf den Altären geduldet werden, sondern unter dem Kirchenpflaster oder sonst an geweihter Stätte beigesetzt werden mit der Aufschrift Reliquiae non authenticae. So manche schöne Pfarrkirche hat als einzigen Rest ihres Reliquiensatzes vielleicht eine alte gefasste Kreuzpartikel oder eine Heiligenreliquie im Pacifical, alles andere hat dem Unverstande zum Opfer fallen müssen.

Welches Zeichen haben wir also, daß die Reliquien authentisch sind? Jene Reliquienkapseln, deren Rückseite mit einem bischöflichen Siegel versehen und welche auf der Vorderseite mit Glas oder Metall so verschlossen sind, daß dieser Verschluss sich nicht lösen lässt, ohne den Faden oder den Draht, auf welchen das Siegel ruht, zu zerschneiden, gelten als authentisch. Das Concil von Trient hat (sess. 25) dem Bischöfe das Recht und die Pflicht auferlegt, alle Reliquien, welche in seine Diöcese kommen, zu prüfen — („statuit sancta Synodus, nemini licere ullo in loco vel ecclesia, etiam quomodolibet exempta — novas reliquias recipiendas esse, nisi eodem recognoscente et approbante episcopo“) und dürfen nicht authentische Reliquien auch der öffentlichen Verehrung nicht ausgesetzt, nicht auf den Altären verwendet und nicht incensiert werden. Die *Instructio Eystettensis* sagt tit. IV cap. I. § 2: „Quare mandamus, ut nullae reliquiae, quamvis litteris authenticis quibuscunque, etiam in alia dioecesi jam approbatis, munitae sint, absque Nostra licentia et approbatione in hac Nostra dioecesi publica veneratione colendae exponantur“. Unter Beachtung dieser kirchlichen Vorschriften wurden z. B. in einer Domkirche Deutschlands vor einigen Jahrzehnten ganze Körbe von Reliquien in der Krypta beerdigt, weil sie nicht authentisch waren oder vielmehr ihre Authenticität verloren hatten durch das unerlaubte Öffnen der alten Reliquiarien. Wie viele Kreuzpartikeln und kostbare Reliquien wurden in den Frauenklöstern durch die sorgsam und mühevollen Neufassungen ihrer Authenticität beraubt, da es ohne bischöfliche Controle und Verschluss geschah. Hat man aber eine Reliquie, welche vielleicht verstaubt oder in ihrer Fassung nicht würdig ist, die aber mit dem bischöflichen Siegel verschlossen ist, wenngleich die schriftliche Authentif längst verloren gieng, so kann man sie dem Bischöfe vorlegen zur Prüfung. Der Bischof wird dann die authentisch befundene Reliquie verwahren lassen, während die Kapsel neu verziert und gereinigt werden kann, worauf die neuerliche Documentierung durch das bischöfliche Siegel und die schriftliche Authentif erfolgen kann. Oftmals ist das Siegel wohl erhalten, aber die Verschlussfäden sind verletzt und zerrißen und dadurch die Authenticität verloren, falls nicht der Bischof aus der Beschaffenheit der Reliquienfassung sich die Ueberzeugung verschaffen kann, daß die Reliquie noch als authentisch betrachtet und neu gefasst werden kann.

Wohl mit Recht können auch die Aebte und Prälaten, wenigstens *consentiente episcopo*, die Reliquien authenticiern, da sie nach kirchlichem Rechte das Siegel führen und auch befugt sind für die Altäre ihrer Kirchen, welche sie consecrieren, die Reliquienkapseln zu bereiten.

Was ist es nun mit den Reliquien in den consecrierten Altären? In jedem Altare, welcher consecriert ist, müssen die Reliquien von wenigstens zwei Martyrern sich befinden, dazu drei Weihrauchkörner und die Pergament-Urkunde, worin der Name des Bischofs, der Tag

der Consecration, der Name des Altarpatrones und der beige-schlossenen Reliquien stehen. Wenn daher bei Abtragung eines consecrirteten Altares das Sepulchrum eröffnet wird, ist der Pfarrvorsteher verpflichtet, die Kapsel uneröffnet dem Ordinariate einzusenden, um dieselben prüfen und eventuell neuerdings zur Consecration zu verwenden. Die Reliquienkapseln der Altäre sind theils von Zinn, theils, besonders bei alten Altären, aus Glas oder Thon. Diese Gefäße werden mit Wachs umgeben und oben mit dem Siegel des Consecrators, in Wachs oder Siegellack, abgedruckt, versehen. Alle Reliquien, welche bei Eröffnung durch das Ordinariat nicht mehr brauchbar, weil schon vermodert, gefunden werden, sollen gesammelt und später in der Domkirche beige-sezt werden, damit auch ihnen durch das Fest S. S. Reliquiarum Dioecesis die gebührende Ehre erwiesen werde.

Wöchte man doch wieder zurückkehren zum alten Brauche, schöne, stilvolle Reliquiarien aus Metall zu schaffen, mit wohlversiegelten authentischen Reliquien, um sie auf den Altären zu verwenden und zur Verehrung auszusetzen! In den Kathedralen Frankreichs fand ich den schönen Gebrauch, reich gefaßte Reliquiarien in den Seitenkapellen aufzustellen in Verbindung eigener Knie-schemel, so daß die Gläubigen dort beten und die Reliquiarien küssen können. Auch die schönsten alten und neuen Metall-Sarkophage für Reliquien fand ich in den französischen Kirchen würdig aufgestellt, mit dem Bestreben, durch deutliche Aufschriften die Gläubigen aufmerksam zu machen, sie zu verehren, ein Gebrauch, der gewiß Nachahmung verdient.

Graz. f. = b. Hofaplan Dr. Franz Freiherr von Der.

XIII. (Das Eile mit Weile beim Beicht hören.) Die Rücksichtnahme auf die Menge der Pönitenten, namentlich an Concurstagen, vereinbart mit einem anscheinend strengen Ausspruch des hl. Alfons von Liguori.

Der bekannte Ausspruch des hl. Lehrers, „daß der Beichtvater in der Behandlung der einzelnen Pönitenten keine Rücksicht auf die umstehende Menge der übrigen Pönitenten nehmen soll, indem er ja über diese keine Rechenschaft abzulegen habe“, soll allerdings im wörtlichen Sinne genommen werden, insoweit dessen unumgänglich nothwendige Leistung zugunsten des jeweiligen Pönitenten es erfordert. Diese Leistung betrifft die gehörige Sorge für die formelle Integrität der Beicht, für die Disposition des Pönitenten zur Losprechung, für die Sicherung der formell nothwendigen Reparationen, z. B. des gegebenen Aergernisses und für dessen Bewahrung vor dem Rückfall in die Sünde. Verlangt dies nun nicht selten gar viel Zeit, und zwar gerade an Concurstagen, wo dieselbe desto kostbarer ist, so wird das Gefühl des Mitleides und der Rücksicht für die umstehenden harrenden Pönitenten manchmal auf eine harte Probe gestellt, und ein jedes rechtmäßige Mittel zur Befriedigung desselben wird willkommen sein. Sehen wir nun die vorzüglichsten dieser Mittel.

Zuerst und selbstverständlich schließt die zu bewahrende Geistesammlung nicht ein rüstiges und wackeres Vorgehen unter solchen Umständen aus, wohl aber eine behagliche Langsamkeit. Dann bleibt auch bei aller pflichtmäßigen Sorgfalt für den einzelnen Pönitenten, den man eben anhört, die distributive Gerechtigkeit, die wahre Ordnung der Nächstenliebe, sowie auch der Grundsatz zu Recht bestehen, daß man unter zwei Uebeln stets das geringere wählen soll.

Nachdem in der vorhergehenden Erörterung die pflichtmäßige Sorge des Beichtvaters für die formelle Vollständigkeit des Sündenbekenntnisses als einer der vorzüglichsten Titel zur Nichtberücksichtigung der umstehenden Menge anderer Pönitenten betont worden, bietet sich sogleich die Frage dar, ob auch die sonst pflichtmäßige Besorgung der materiellen Vollständigkeit ein solcher Titel sei oder nicht? Jedenfalls wird sie es nicht so absolut und in dem Grade sein wie die erstere, weil ja auch ohne dieselbe die Giltigkeit des Sacramentes bestehen kann und das geistliche Wohl des Pönitenten dadurch nicht so wesentlich beeinträchtigt wird. Sodann sind vorläufig zwei Voraussetzungen als zugestanden anzusehen, daß nämlich einerseits der Beichtvater die Pflicht überhaupt hat, bei unwissenden und etwas nachlässigen Pönitenten positiv für die Herstellung der Beichtintegrität durch betreffende Fragen zu sorgen, und daß andererseits der bloße Umstand irgend eines Concurres von Pönitenten noch nicht hinreicht, den Beichtvater ohneweiters von dieser Pflicht zu entbinden. S. Alfons Theol. mor. lib. 6. n. 607, S. Sed. haec opinio etc. — Dies also zugegeben, fragt es sich denn, ob nicht zum Zeitgewinn und zugunsten der anderen Pönitenten irgendwelche Beschränkung hiebei zulässig werden könne?

Um die Frage recht zuzuspitzen, wollen wir den Standpunkt und das Verfahren von Herrn Placidus, eines sehr eifrigen Seelenhirten, erwägen. Derselbe hat eine kleine Pfarrei und sieht sich daher imstande, andern Seelsorgern im Beicht hören und Predigen recht fleißig auszuweichen, auch wohl bei verschiedenen Gelegenheiten gewisse religiöse Volkserercitien in fremden Pfarreien abzuhalten. Nun macht er in einer oder anderen derselben beim Beicht hören die betrübende Erfahrung, daß nur gar zu viele sacrilegische Beichten von lange her zu reparieren seien, erfreut sich aber auch seitens der Pönitenten eines vollen und trostreichen Vertrauens. Er ist mithin ganz überzeugt, daß er bei den vielen noch übrig bleibenden Pönitenten gar manche derselben von schrecklichen Sacrilegien zu entlasten Gelegenheit habe, wogegen die meisten dieser Unglücklichen, so meint er, damit belastet blieben, wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht beichten könnten. Da ihm indes nur sehr wenige Zeit übrig bleibt, raisonnirt er bei sich selbst also: „ach, wie jammerschade, wenn ich einen großen Theil dieser armen guten Leute ungehört entlassen müßte! wie wäre es also, wenn ich bei den langen und verworrenen Generalbeichten, die doch so viele Zeit in Anspruch nehmen, mit der Be-

forgung der materiellen Vollständigkeit viel runder und summarischer zuwege gieng, namentlich betreffs der Sündenzahl, wofür man doch so viele Fragen zu stellen hat? Ich werde mir ohnedem schon das rechte Urtheil zu bilden und die geziemenden Bußen aufzugeben wissen, und vorzüglich will ich das Gehörige leisten, um den Rückfällen in die Sünde vorzubeugen und die nothwendigen Genugthuungen zu befördern. So gewinne ich die nothwendige Zeit, damit diese Leute alle in bona fide eine gültige, heilbringende Beicht bei mir ablegen können, während sonst manche in ihren Sacrilegien bleiben und darin zugrunde gehen würden; so werde ich auch unter zwei Uebeln das geringere wählen und eine *charitas apostolica bene ordinata* ausüben. Die materielle Vollständigkeit zu besorgen, wozu ich als Beichtvater übrigens nur indirect verpflichtet bin, ist mir unter diesen Umständen moralisch unmöglich. Auf diese Weise also will ich in Gottes Namen handeln und Er, der Allwissende, wird hoffentlich mein Verfahren zum Heil der Seelen billigen.“

Was ist nun von dieser merkwürdigen Berathung und Verfahrensweise zu halten? Bezüglich des persönlichen Verfahrens von Herrn Placidus und in Anbetracht seiner festen Ueberzeugung von der Wahrheit aller jener Voraussetzungen, wäre kein Stein auf ihn zu werfen; denn im allgemeinen und theoretisch zu reden, dürfte ein ähnliches Urtheil und Verfahren Geltung haben oder doch geduldet werden, insoferne ähnliche Voraussetzungen begründet sein mögen; denn in der That, die Wahl des geringeren von zwei unumgänglichen Uebeln, die rechte Ordnung der Nächstenliebe, die daraus hervorgehende moralische Unmöglichkeit der fraglichen Leistung, entheben den Beichtvater von der sonst bestehenden Pflicht derselben. Allein praktisch geredet, müßten Voraussetzungen von so urgenter Art, wie die von Herrn Placidus, nur *cum magno grano salis* zugelassen werden. Es ist dies eine heikle Sache. Handelt es sich aber um Abkürzung und Zeitgewinn zugunsten der wartenden Pönitenten durch Unterlassung von rein *supererogatorischen* Leistungen seitens des Beichtvaters, dann ist die fragliche Rücksicht überhaupt angezeigt: das verlangt die rechte Ordnung der apostolischen Nächstenliebe und des klugen Seeleneifers. Die diesbezügliche Wahrheit mag folgenderweise bestimmt werden. „Die Rücksichtnahme auf die übrigen Pönitenten ist desto mehr am Platz, als es sich um solche nicht nothwendigen Leistungen handelt, die weniger wichtig sind und als der Pönitent unter der Hand leichter zur Beicht zurückkommen kann; als ferner die übrigen Pönitenten zahlreicher und in größerer geistlicher Noth sind; und endlich je schwerer es für dieselben ist, später zur Beicht zurückzukommen.“

Die Richtigkeit dieser Aufstellung im allgemeinen leuchtet ein; sehen wir uns sofort ihre Hauptanwendungen etwas näher an. Die erwähnten *supererogatorischen* Leistungen lassen sich auf folgende Punkte zurückführen: auf die mit der Beicht verbundene Seelen-

Leitung, auf das Anhören der leichteren Beichten überhaupt, auf das der schwereren, und endlich auf die Aufnahme von Generalbeichten, namentlich bei gemeinsamen geistlichen Exercitien und Volksmissionen. Die mit der Beicht verbundene Seelenleitung frommer Personen soll selbstverständlich an Concurstagen gar nicht vorgenommen werden. Welch eine Quereiheit, wenn andere Pönitenten, die der Beicht bedürfen, dadurch lange warten oder gar ungehört davon gehen müßten. Bei der eigentlichen Beicht frommer Seelen, die oft und regelmäßig beichten, mag gewiß in sehr expeditiver Weise vorgegangen werden: ein oder das andere treffende Wort reicht dann als Zuspruch schon hin. Uebrigens wird ein weiser Beichtvater seine habituellen frommen Beichtkinder anweisen, sich an Concurstagen lieber gar nicht zur Beicht einzustellen. Bei den einfachen und leichteren Beichten anderer christlich lebender Leute mögen etwaige Fragen, z. B. über die Kindererziehung u. dgl., und der Zuspruch schon etwas weiter reichen, jedoch weniger umständlich sein als zu anderen Zeiten, wo kein Gedränge von Pönitenten zum Zeitgewinn mahnt.

Was die schwereren Beichten von eigentlich weltlich gesinnten, heilsvergeffenen Leuten betrifft, da ist allerdings eine schwierige Aufgabe zu lösen, das völlig Genügende mit einer namhaften Zeitersparnis zu vereinbaren; es heißt: das völlig Genügende, denn wollte man sich da etwas eilig mit dem knapp Nothwendigen begnügen, so wäre die Gefahr vorhanden, keine gute Arbeit zu verrichten. Die Erzielung der Integrität und die gehörige Disposition des Pönitenten zur Losprechung oder zur willigen Annahme des Aufschubes, der Bereitwilligkeit zur Leistung der nothwendigen Reparationen, z. B. für die gegebenen Mergernisse u. s. w., zur Weidung aller gefährlichen Gelegenheiten und zur Anwendung der positiven Mittel und wirksamen Maßregeln gegen den Rückfall in die Sünde, dies alles verlangt seitens des Beichtvaters für gewöhnliche Beichten dieser Art fast mehr Aufmerksamkeit, Eifer, Mühe und Zeitaufwand als bei Gelegenheit von Volksexercitien die Aufnahme von Lebensbeichten. Das Stück Arbeit aber bietet sich häufig dar an den meisten großen Concurstagen und namentlich zur Osterzeit, an Patronsfeften und nicht selten bei Aufnahme der Beichten von Brautleuten. Nur nach vorhergegangenen außerordentlichen Predigten kann bei solchen Beichten an ein schnelleres Vorgehen gedacht werden, so auch bei deren Aufnahme an Wallfahrtsorten, oder auch, wenn es noth thut, dadurch, daß der Beichtvater gleich anfangs das Sündenbekenntnis durch treffende Fragen herbeiführt und so dem verlorren Zeitaufwand eines fast nichtsagenden Bekenntnisses seitens des Pönitenten vorbeugt. Also betreffs der erwähnten Classe von Beichten ist überhaupt weit mehr das Weilen als das Eilen am Platze.

Eine letzte und wichtige supererogatorische Leistung des Beichtvaters besteht in der Aufnahme von nicht nothwendigen General-

und überhaupt Wiederholungsbeichten. Betreffs dieser Leistung kann die Berücksichtigung der übrigen Pönitenten zu weit und auch nicht weit genug gehen. Sie geht zu weit, wenn man ihretwegen solche Beichten nicht aufnimmt, wenn es doch angezeigt und billig wäre, oder auch dieselben übereilt und zu oberflächlich abmachte. Jene Rücksicht würde nicht weit genug gehen, wenn man sich zu leicht und unzeitig zur selben Aufnahme herbeiließe oder eine unverhältnismäßige Zeit und Sorge darauf verwendete.

Unter gewöhnlichen Umständen soll man bei einem großen Gedränge von Pönitenten nicht leicht solch eine Beicht aufnehmen, weil eben alsdann die Gefahr nahe liegt, nur eine halbe und übereilte Arbeit zu verrichten und doch gienge man dabei nicht häuslicherisch genug mit der kostbaren Zeit um. Indes wäre bei der zu allgemeinen Anwendung dieser Regel auch die entgegengesetzte ernstere Gefahr vorhanden, zuweilen eine wahrhaft nothwendige Wiederholungsbeicht für nicht nothwendig zu halten, weil das Urtheil nur zu leicht dem Wunsche folgt, oder auch den Pönitenten von der Erfüllung seiner wohlbewußten Pflicht abzuschrecken, falls man die Ungelegenheit seines Antrages etwas zu sehr betonen würde.

Da nun die Vornahme von General- oder doch Wiederholungsbeichten vorzüglich zur Zeit geistlicher Exercitien und Volksmissionen u. dgl. gerade sozusagen an der Tagesordnung ist, wollen wir die diesbezügliche Praxis hinsichtlich unserer Frage etwas mehr ins Auge fassen. — Vorerst ist zu bemerken, daß alsdann jene Vornahme nicht bloß gebräuchlich, sondern auch die Aufnahme solcher Beichten seitens der betreffenden Beichtväter billig und recht ist, besonders wenn die Exercitanten zur Vornahme und Vorbereitung derselben ermahnt worden sind. Insofern nun die Rede ist von nicht nothwendigen Wiederholungsbeichten, kann man wohl die allgemeine Regel aufstellen, „daß der Zeitaufwand für die einzelnen Pönitenten womöglich im Verhältnis stehe mit der Zahl oder Menge der anzuhörenden Beichten, so wie mit der zur Beendigung der Exercitien oder Mission festgesetzten Zeit und mit der Zahl der fungierenden Beichtväter“. Diese Regel ganz außeracht zu lassen, hieße gegen die distributive Gerechtigkeit und den wohlverstandenen apostolischen Eifer handeln.

Eine große Schwierigkeit bietet sich indes gegen die Beobachtung derselben dar in dem Falle, wo namentlich bei Volksmissionen die Aufnahme der Beichten, respective Generalbeichten, nicht womöglich und vor allem den gewillten Mitgliedern der betreffenden Missionspfarrei zugute kommt, sondern ohne Unterschied auf alle Pönitenten ausgedehnt wird, die sich aus der ganzen Umgegend darbieten. Da ist zur Berücksichtigung der Menge von Pönitenten guter Rath theuer und die Gefahr liegt nahe, betreffs der Generalbeichten, weniger gründlich zu arbeiten. Diesem Uebel vorzubeugen, will der hl. Alfons, daß man fast um jeden Preis wenigstens und vor allem den be-

treffenden Pfarrkindern die Gelegenheit verschaffe, eine ordentliche General- oder Wiederholungsbeicht abzulegen; selbstverständlich muß aber auch hier die anberaumte Zeit und die Zahl der berechtigten Pönitenten berücksichtigt werden. Für die anderweitigen Pönitenten thut man alsdann, was die Umstände erlauben.

Das wären nun die Hauptfälle der supererogatorischen Leistungen, bei welchen der Beichtvater auf die umstehenden Pönitenten Rücksicht nehmen kann und respective soll. Wie bereits ausgesprochen, ist zur Ausübung der distributiven Gerechtigkeit und des wohlgeordneten apostolischen Eifers das Bedürfnis des jeweiligen Pönitenten zu vereinbaren mit der Menge und dem Bedürfnis der übrigen, so wie auch mit der mehr oder minderen Leichtigkeit oder Schwierigkeit für diesen und jenen, sich zu einer anderen gelegeneren Zeit wieder einzustellen. — Bekanntlich können zur Abkürzung auch einige der rituellen Gebete ausgelassen werden.

Wenn der Beichtvater zur Leistung des wesentlich Nothwendigen und Pflichtmäßigen keine Rücksicht auf die Menge der umstehenden Pönitenten nehmen soll ne faciat opus Dei negligenter, so kann und respective soll er es mit Klugheit in den anderen Fällen; denn alsdann ist er omnibus debitor, ita tamen ut omnia ordinate fiant.

Wenn gemäß dem Catech. Rom. P. II. C. V. n. 36 alles gute, was im christlichen Volke zurückgeblieben ist, vorzüglich dem rechten Gebrauch des Bußsacramentes (mit Hinordnung auf die hochheilige Eucharistie) zu verdanken ist; und gemäß dem hl. Alfons Cst. C. SS. R. P. 1. C. 1. § 1. Cst. 4. n. 3 nichts wirksamer zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen beiträgt, als die rechte Verwaltung desselben Sacramentes (mit derselben Hinordnung); und wenn andererseits die praktische Beobachtung des fraglichen Ausspruches des hl. Lehrers gewiß viel zu dieser rechten und eifrigen Verwaltung beiträgt, so sieht man, von welcher Wichtigkeit die rechte Auffassung desselben Ausspruches sein muß in Verbindung mit der consequenten Praxis.

Mautern.

P. J. B. Arnoldi C. SS. R.

XIV. (Privilegium der Beuroner-Congregation, betreffend den Gebrauch des Missale und Breviarium monasticum für auswärtige Priester.) In Band 44, Heft IV dieser Zeitschrift, Jahrgang 1891, S. 910—911 (sub Nro. XXII) wurden von kompetenter Seite die Regeln angegeben, welche sowohl für Weltpriester, als auch für Regular-Priester gelten, wenn dieselben in Kirchen oder Kapellen des Benedictiner-Ordens celebrieren und sich des Missale monasticum bedienen. Es dürfte für manchen Leser der Quartalschrift von Interesse sein zu erfahren, daß für die Klöster und Kirchen der Beuroner Benedictiner-Congregation von unserem glorreich regierenden heiligen Vater Papst Leo XIII. noch umfassendere Vergünstigungen gewährt wurden. Sie bestehen darin, daß

alle Welt- und Ordenspriester, welche in eines dieser Klöster, sei es zu kurzem oder längerem Aufenthalte, kommen, — zu einfachem Besuche oder zum Zwecke von Exercitien oder auch nur, um daselbst zu celebrieren oder dem Officium beizuwohnen, quacumque ex causa — sofort das monastische Officium (Benedictiner-Brevier) beten, auch privatim, z. B. in cella sive in horto. und die Missae propriae des Ordens, sowie der Beuroner Klöster lesen dürfen. Denjenigen Mitgliedern des hochwürdigen Clerus, welche zuweilen dem Officium in den genannten Klöstern, sive intra sive extra chorum, beiwohnen, ist damit eine Erleichterung gewährt, indem sie durch das mit den Mönchen verrichtete Officium, ihrer Pflicht die betreffenden Horen sonst aus dem römischen Breviere zu beten, vollständig genügeleisten, und sich für die heilige Messe immer, auch bei gleicher Farbe, des Missale monasticum bedienen und den Mönchen anschließen dürfen.

Zugleich ist damit aber auch eine Entscheidung von principieller Bedeutung gegeben. Die römische Riten-Congregation betrachtet nämlich mit Recht das Benedictiner-Brevier nicht als ein den Mönchen bloß gestattetes, wie z. B. das Dominicaner-Brevier und ähnliche, sondern es ist, wie mit dem des Säkularclerus gleichzeitig entstanden, und durch Paul V., wie jenes durch Pius V. emendiert, auch dem sogenannten Breviarium Romanum als vollkommen gleichberechtigt und ebenbürtig von den Päpsten dem Benedictiner-Orden zur strengen Pflicht gemacht. Eine Zeitlang, von St. Gregor dem Großen bis zur Zeit des hl. Bernard (also von 600 bis etwa 1150) war es an den vorzüglichsten römischen Basiliken, namentlich auch an der Laterankirche, der sogenannten päpstlichen Pfarr- und Kathedralkirche, quae est omnium ecclesiarum urbis et orbis caput et mater, in ausschließlichem Gebrauch. — Während die Moraltheologen sagen, daß diejenigen, denen ein anderes Brevier, als das römische, zu beten erlaubt ist, jederzeit dasselbe abthun können, um das römische zu adoptieren, ist von Rom durch Cardinal Bartolini dem Präfecten der Riten-Congregation im Jahre 1875 erklärt worden, daß Benedictiner, auch wenn sie z. B. als Professoren eines Seminars Theologen für den Weltpriesterstand heranbilden, nicht mit diesen das römische Brevier für ihr Haus adoptieren dürfen, sondern sich an's monastische oder Benedictiner-Brevier halten müssen und zwar sub poena non satisfaciendi. Daher lautet auch der officiële Titel des Benedictiner-Breviers nicht, wie man gewöhnlich der Kürze halber mit Grund sagt: Breviarium monasticum, sondern vielmehr Breviarium Romano-monasticum, im Gegensatz zu Breviarium Romano-Saeculare. Es ist ja ebenso römisch wie das andere; im Weichbilde von Rom entstanden und durch viele Päpste nicht nur approbiert, sondern gleich dem Breviarium Romanum emendiert und dem Benedictiner-Orden vorgeschrieben; während die anderen Ordensbreviere außerhalb Roms entstanden sind — z. B. das der Dominicaner in Paris unter Benützung gallikanischer Elemente und in An-

lehnung an die dort um 1250 bestehende Liturgie. Während ferner die übrigen Ordensbreviere, wie Dominicaner,¹⁾ Karmeliten, Prämonstratenser u. s. w. auf Grund des bekannten Privilegs von St. Pius V. (wenn sie nämlich damals mehr als 200 Jahre alt waren) bestehen bleiben dürfen und von Rom gestattet sind, wurden für das Benedictiner-Brevier nach der durch Papst Paul V. unter Beiziehung verschiedener Aebte und Procuratoren des Ordens erfolgten Emendation von 1612 mehrmals höchstbehördliche Entscheidungen und Vorschriften gegeben, wonach das Breviarium Romano-monasticum keine bloße Concession, sondern strenge Vorschrift ist, durch deren Nichtbefolgung die Mönche dieses Ordens, falls sie nicht eine ausdrückliche anderslautende Erlaubnis von Rom erhalten haben, sich gegen den dem heiligen Stuhle schuldigen Gehorsam verfehlen würden. So lautet ein Decret der Riten-Congregation vom 24. Januar 1616: *Omnes monachos et moniales O. S. B. debere uti Breviario Benedictino nuper de mandato SS. D. N. Pauli V. Papae edito; non obstante quod aliqui in praeteritum usi fuerint Romano vel alio Breviario.* Dasselbe wurde für alle eingeschärft durch Papst Urban VIII. Bulle *In Cathedra Principis* vom 7. Mai 1626; ferner Decretum S. R. C. a. 1736 apud Gardellini Decr. auth. n^o. 3222 und 4044, und abgesehen von dem oben erwähnten Rescripte des Jahres 1875 noch das Decret vom 7. April 1884.

Das zugunsten der Beuroner Benedictiner erlassene Decret hat folgenden Wortlaut:

Decretum S. Rit. Congr. Ordinis Sancti Benedicti, Congregationis Beuronensis. Reverendissimus D. Maurus Wolter, Archiabbas Congregat. Beuronensis Sanctissimo D. N. Leoni Papae XIII. humillime exposuit, quod saepe saepius ad Monasteria praedictae Congregationis Sacerdotes saeculares, occasione alicujus solemnitatis, seu Festi Ordinis, vel exercitiorum spiritualium, confluent, qui Horis canonicis et Missae Conventuali in choro cum Monachis intersunt, et Missam privatam mane in Ecclesia celebrant. Quum varia exinde exsurgant incommoda, enixis precibus ab eodem Ssmo. Domino Nostro expetivit: 1. Ut privilegium a sa. me. Clemente XIII. Congregationi Cassinensi concessum, videlicet, ut Sacerdotes servitio Monasteriorum et Ecclesiarum dictae congregationis addicti Horas Canonicas juxta ritum ejusdem Congregationis in choro et extra chorum recitare valeant, ad quoscumque Presbyteros ad Monasteria confluentes extendere dignaretur. 2. Ut privilegia aliis religiosis Familiis (videl. Cong. Cap. et Carm.) concessa, nimirum ut eorum Missalibus cum *Missis propriis omnes Sacerdotes tam saeculares quam regulares* in eorum Ecclesiis Missam quacumque ex causa et occasione celebrantes uti possint, etiam in favorem ipsius Congregationis Beuronensis concedere dignaretur. Sanctitas porro Sua referente subscripto S. R. C. Secretario, *benigne in omnibus annuere dignata est juxta preces.* Contrariis non obstantibus quibuscumque. Die 16. Aprilis 1885. D. Cardinalis Bartolini S. R. C. Praefectus. L. † S. Laurentius Salvati S. R. C. Secretarius.

¹⁾ Das vom Ordensgeneral Humbert verfaßte und in drei Generalcapiteln geprüfte und gut befundene Brevier des Predigerordens wurde im Jahre 1267 am 7. Juli durch Papst Clemens IV. für die Klöster des Ordens (in domibus vestris propriis dumtaxat observari) in Vausch und Bogen approbiert. Vgl. Martene et Durandus, Thesaurus novus Anecdotorum, Parisiis 1717, tom. II. pag. 502 seq.

Ob und inwieweit vermöge der *Communicatio privilegiorum* auch andere Klöster des Benedictiner-Ordens von dem vorstehenden Indult Gebrauch machen dürfen, wage ich nicht zu entscheiden.

Beuron (Hohenzollern). P. Suttbert Bäumer O. S. B.

XV. (Kann ein ad assistentiam matrimonii in casu particulari delegatus subdelegieren?)¹⁾ Br ist eine Grenzpfarrei Oesterreichs, die nicht nur in nächster Nähe andere Diöcesen, sondern auch verschiedene andere Länder hat. Wegen der Schwierigkeiten, welche die verschiedenen Ehegesetze dieser Länder bieten und auch aus anderen Gründen geschieht es nicht selten, daß Brautleute mit einer Delegation von Seiten ihres parochus proprius kommen, um sich in Br trauen zu lassen. Da kann man nun eine ganze Blütenlese von Formeln sammeln, womit die delegatio ausgestellt wird; und von diesen Formeln sind viele unpraktisch, wenn nicht sogar ungenügend. Da liest man: a) es wird hiemit Ew. Hochwürden die Vollmacht ertheilt. b) Dem Hochw. Pfarramt die Vollmacht ertheilt. c) Ertheile Ew. Hochwürden oder in Ihrer Abwesenheit Ihrem Stellvertreter . . . d) Ihnen oder im Verhinderungsfalle Ihrem Stellvertreter Bei solchen Formeln der Delegation wird in größeren Pfarreien, besonders wenn noch die Brautmesse Diöcesanvorschrift ist, leicht die Frage praktisch: Kann ein derart Delegierter oder in dessen Abwesenheit sein Stellvertreter einen anderen Priester subdelegieren? —

Ohne auf die Discussion der mehr oder weniger weiten Delegation in obigen Formeln einzugehen, glauben wir antworten zu müssen: Nein! — In obigen Formeln handelt es sich nämlich offenbar nur um die Delegation für einen bestimmten Fall; und es ist eine *licentia subdelegandi* nicht in allen erwähnt. Die Canonisten und Moralisten stimmen aber darin überein, daß ein delegatus pro casu particulari nur dann das Recht zu subdelegieren habe, wenn ihm daselbe ausdrücklich ertheilt worden ist. So sagt Reiffenstuel de sacr. dist. XIV. § XIII. Nro. 138 add. delegatus ad causam particularem juxta jura absque speciali licentia nequit iterum subdelegare. Und er citiert dazu noch: Videatur Elbel de sacr. part. 3. conferent. 12. num. 285. Das nämliche finden wir in Aichners Compendium juris ecclesiastici § 186, 2. d.: Delegatus nonnisi in duobus casibus alium subdelegare potest: „Qui licentiam matrimonio assistendi pro universitate casuum accepit, eam pro singulis casibus alii sacerdoti concedere potest. Qui licentiam istam pro singulo casu accepit, jure subdelegandi caret, nisi expresse ipsi collatum sit.“ Es sind dies zugleich die Worte der österreichischen Instruction § 48, welche Instruction vom heiligen Stuhle auch dem Erzbischof von Freiburg, dem Bischof von

¹⁾ Vgl. Quartalschrift 1877, S. 126 ff.

Rottenburg und anderen deutschen Bischöfen zur Nachachtung empfohlen worden ist. Auf gleiche Weise spricht sich auch Weber in seinen „canonische Erfordernisse“, S. 190, aus: Der von dem parochus proprius oder dem Bischofe nur für einen speciellen Fall Delegierte kann einen anderen Priester subdelegieren, wenn in seinem Mandate die Ermächtigung dazu (potestas subdelegandi) ausdrücklich ausgesprochen ist. Fehlt im Mandate die licentia subdelegandi, so kann der Delegatus auch keinen anderen Priester subdelegieren; würde er es dennoch thun, so wäre natürlich die vor diesem subdelegierten Priester abgeschlossene Ehe null und nichtig.

Welche praktische Folgerung ergibt sich nun aus dem Vorangehenden? — Es ist sehr rathlich, antworten wir mit Weber l. c., — besonders wenn man die Verlegenheiten kennt, in welche man in größeren Pfarreien öfters ohne diese licentia subdelegandi kommt — bei Ertheilung der Delegation an einen bestimmten dritten Priester für alle Eventualitäten demselben das jus subdelegandi ausdrücklich zu übertragen. Es ist freilich eine bestimmte Formel zur Uebertragung der Delegation nicht vorgeschrieben; uns will aber scheinen, daß die sicherste und weitgehendste Art diejenige ist, wodurch einem hochw. Pfarramt in N. N. (nicht dem hochw. Pfarrer) cum jure subdelegandi die Vollmacht ertheilt wird, der Eheerklärung obengenannter Brautleute juxta formam S. Concilii Tridentini zu assistieren. Warum wir den Begriff „Pfarramt“ vor dem des „Pfarrers“ hervorheben, geschieht deshalb, weil unter dem ersteren sicherer auch der Stellvertreter in Abwesenheit des Pfarrers mit eingeschlossen ist. Zum Schlusse lassen wir ein Formular einer Delegations-Urkunde in deutscher Sprache folgen:

An das hochw. Pfarramt in N. N.

Die Brautleute N. N., katholisch, ledig, Schuhmachermeister von hier, und N. N., katholisch, ledig, von hier, sind nach vorausgegangenem Braut- und Religions-Examen in hiesiger Pfarrkirche dreimal vorgeschriebenermaßen verkündet worden, ohne daß sich irgendwelches Hinderniß, das diesen Brautleuten entgegenstehe, gefunden hätte. Die heiligen Sacramente der Buße und des Altars haben sie heute empfangen und wollen nun morgen in N. N. getraut werden. Einem hochw. Pfarramt N. N. wird hiemit die Vollmacht ertheilt — cum jure subdelegandi — der beabsichtigten Eheschließung der obengenannten Brautleute zu assistieren, und zugleich an dasselbe die Bitte gerichtet, über die vollzogene Eheschließung anher gütigst berichten zu wollen.

Br den 10. Jänner 1892.

(L. S.)

N., Pfarrer.

NB. Nach unseren Erfahrungen ist auch die Bemerkung nicht überflüssig, daß das Pfarrsiegel nicht zu vergessen sei.

Bregenz.

Katechet Dr. Josef Seiz.

XVI. (Prüfung der Brautleute in den Religionswahrheiten.) Hugo und Ida erscheinen vor ihrem neuen Stadtpfarrer Bansch und erklären, daß sie sich verehelichen und recht bald getraut werden möchten. Auf die Bemerkung desselben, daß zuvor nach kirchlicher Vorschrift das Brautexamen und die Verkündigungen ihres Eheverlöbnißes vorgenommen werden müßten, äußern sie den dringendsten Wunsch, daß das Brautexamen sogleich bethätigt werden möge. Bereit, diesem Wunsche nachzukommen, schreitet der Pfarrer zunächst zur Untersuchung, ob der beabsichtigten Eheabschließung kein Hinderniß im Wege stehe. Nachdem er laut den bestimmten Aussagen der beiden Brautleute von dem Nichtvorhandensein eines solchen die moralische Gewissheit gewonnen hatte, beginnt er die Prüfung bezüglich der nöthigen Religionskenntnisse mit verschiedenen Fragen des Katechismus. Hier findet er nun, daß weder Bräutigam noch Braut die einfachsten Fragen beantworten können. Er drückt hierüber nicht bloß sein betroffenes Erstaunen aus, sondern bedeutet auch mit kurz angebundenen Worten denselben, daß er sie wegen ihrer religiösen Unwissenheit so lange nicht zum Empfange des heiligen Ehesacramentes zulassen könne, bis sie den Katechismus gelernt hätten. Der Bräutigam fühlt sich durch diese Zumuthung nicht wenig beleidigt und erklärt mit sichtlichem Aerger, daß er auf die kirchliche Trauung ganz verzichten und sich mit der bloßen Civilehe begnügen wolle, worauf der Pfarrer in etwas gereiztem Tone kurz mit „Ganz nach Ihrem Belieben“ entgegnet und beide Nupturienten mit einem frostigen Adieu entläßt. Ist diese Handlungsweise des Stadtpfarrers Bansch zu billigen?

Wer das heilige Ehesacrament empfangen will, muß nicht bloß von Ehehindernissen frei, sondern auch in den Grundwahrheiten des Christenthums unterrichtet sein, um nicht bloß selbst ein christliches Leben führen, sondern auch die der Ehe etwa entstammenden Kinder christlich erziehen zu können. Das römische Rituale schreibt daher vor, *ut parochus cognoscat, utrum uterque sciat rudimenta fidei. cum ea deinde filios suos docere debeat.* (De sacr. matrim.) Und Papst Benedict XIV. bezeichnet den Mangel der zum würdigen Empfang des Ehesacramentes und zur Erfüllung der schwerverbindlichen Pflichten des christlichen Ehestandes allgemein nothwendigen Religionskenntnisse als ein Eheverbot. „*Verum cum matrimonio jungendi non sint, si parochus, ut debet, prius interrogando deprehenderit, marem seu feminam, quae ad salutem necessaria sunt, ignorare.*“ (Epist. encycl. de 7. Febr. 1742.) Der Pfarrer ist demnach nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet, die Brautleute über die nothwendigen Religionskenntnisse in geeigneter Weise zu prüfen und im Falle des Mangels dieselben so lange von der Eheabschließung zurückzuhalten, bis sie sich dieselben in genügendem Maße erworben haben. Er würde sonst an ihrem unwürdigen Empfange des Ehesacramentes mitwirken. Da indes diese Pflicht eine hypothetische ist, so kann der Seelsorger von der Prüfung der Brautleute in den

Religionswahrheiten ganz abstehe, wenn er die gegründete Ueberzeugung hat, daß dieselben darin hinreichend unterrichtet sind; muß sie aber vornehmen, so oft er hierüber einen vernünftigen Zweifel hat, um den etwa bestehenden Mangel der nöthigen Religionskenntnisse beheben zu können. Da nun Herr Stadtpfarrer Banisch nicht sicher wußte, ob die ihm früher unbekannten Nupturienten die nöthigen Religionskenntnisse besitzen, handelte er ganz recht und pflichtgemäß, wenn er sich durch eine Prüfung hierüber Gewissheit zu verschaffen suchte. Nur hätte er dieselbe auf eine andere Weise vornehmen sollen. Statt die Brautleute aus dem Katechismus zu examinieren, hätte er in Anbetracht ihrer äußeren Weltbildung vom Anfange an oder doch sobald er bemerkte, daß sie in ihren religiösen Kenntnissen nicht gut beischlagen seien, die Prüfung in Form einer gesprächsweisen und gemüthvollen Darlegung der vornehmsten und nothwendigsten Religionswahrheiten vornehmen sollen und diese etwa mit der gewinnenden Bemerkung einleiten können, daß es nicht bloß nützlich, sondern sogar nothwendig sei, von Zeit zu Zeit, besonders aber vor dem Antritt des Ehestandes, die früher erlernten, aber im Laufe der Zeit mehr oder weniger im Gedächtnis zurückgetretenen Religionswahrheiten aufzufrischen. Es dürfte ihnen daher nicht unangenehm sein, wenn er mit ihnen einen kurzen Ueberblick über die Hauptlehren der Religion mache. Auf diese Weise würde er nicht bloß die Empfindlichkeit der Nupturienten geschont haben, sondern hätte ihnen auch die nöthigen Kenntnisse — die rudimenta fidei — beibringen können. Sicherlich hat Stadtpfarrer Banisch eine große Pastoralunflugheit begangen, daß er die einem gebildeten Stande angehörigen Brautpersonen mit Katechismusfragen drangsalierte und bei Befund ihrer Unwissenheit von ihnen verlangte, sie sollten zuvor ihren Katechismus lernen, ehe sie das heilige Ehe sacrament empfangen wollen. Eine solche Forderung könnte man an solche stellen, von denen mit Sicherheit sich erwarten läßt, daß sie derselben auch nachkommen können und wollen. Selbst bei Leuten, die den unteren und mittleren Ständen angehören, ist es besser, wenn der Seelsorger selbst sie in den nöthigen Wahrheiten der Religion unterrichtet, als daß er sie an andere verweist oder zum Lernen des Katechismus anhält. Was soll man aber noch dazu sagen, daß Pfarrer Banisch die Erklärung der Nupturienten, sie wollten auf die kirchliche Eheabschließung ganz verzichten und sich nur bürgerlich trauen lassen, mit einem herzlos abfertigenden „ganz nach Belieben“ erwiderte und dieselben mit einem kalten Adieu entließ? Hier hat er zu der Unflugheit auch noch eine gleich große Lieblosigkeit hinzugefügt. Ein wahrer, um das Heil der ihm anvertrauten Gläubigen liebevoll besorgter Pfarrer wird in einem solchen Falle alle Liebe und Sorgen, deren sein Herz fähig ist, aufwenden, um dieselben von einem Schritte abzuhalten, der für ihr Seelenheil im höchsten Grade verderblich ist. Statt seine, wenn auch noch so empfindlichen Pfarrkinder herz- und sorglos zu entlassen, hätte Pfarrer

Bansch vielmehr diese Gelegenheit wahrnehmen sollen, um seinen ersten Fehler einzusehen und durch erhöhte Sorgfalt und vermehrte Klugheit möglichst gut zu machen. Um sie zu gewinnen, hätte er zunächst mit freundlichen und Vertrauen erweckenden Worten den beiden Brautleuten in Anbetracht ihrer Einsicht und Verständigkeit seinen Zweifel an dem wirklichen Ernste ihres kundgegebenen Entschlusses aussprechen, hierauf im Tone besorgter Hirtenliebe sie auf die traurigen Folgen desselben, namentlich auf den Ausschluss von den heiligen Sacramenten im Leben und im Tode aufmerksam machen und sie um ihres Heiles willen ermahnen, ja selbst bitten können und sollen, sie möchten sich die Sache mit tiefbesonnenem Ernste wohl überlegen, und nicht einen Schritt thun, der für sie sehr verhängnißvoll wäre. Die fehlenden Religionskenntnisse könnten sie sich auch dadurch erwerben, wenn sie ihm in einer etwa (halb?) viertelstündigen Belehrung ihre Aufmerksamkeit schenken wollten. Auf diese oder ähnliche Weise hätte Pfarrer Bansch nicht bloß seine anfangs begangene Unklugheit so viel als möglich gut gemacht, sondern auch den Brautleuten die Ueberzeugung beigebracht, daß er es herzlich gut meine und nur ihr Bestes wolle, und diese Ueberzeugung würde als eine stille, aber mächtige Mahnerin früher oder später bewirkt haben, daß dieselben entweder von ihrem aus verletzter Empfindlichkeit gefassten Entschlusse abstanden oder nach Ausführung desselben den kirchlichen Anforderungen nachzukommen trachteten, während dagegen sein — schonend gesagt — lieb- und sorgloses Benehmen nur dazu angethan war, dieselben in ihrem schlimmen Vorhaben zu bestärken und der Kirche ganz zu entfremden. — Setzen wir noch den Fall, die Brautleute wollen sich zu einer mündlichen Belehrung ebensovienig verstehen, wie zum Lernen des Katechismus, verlangen aber dessenungeachtet kirchlich getraut zu werden und drohen, falls ihnen dieses verweigert wird, daß sie dann sich nur bürgerlich trauen lassen; dürfte in diesem Falle der Pfarrer zur Vermeidung eines unstatthaften Zusammenlebens sie nicht doch ungeachtet ihrer gänzlichen Unwissenheit in den Grundwahrheiten der Religion zum Empfang des heiligen Ehesacramentes zulassen? Es kommt auf das Diöcesanrecht an. Papst Benedict XIV. hat zwar den Mangel der nothwendigsten Religionskenntnisse in der oben angeführten Stelle als ein Eheverbot erklärt und in seinem Werke de Synodo dioecesis. (l. VIII. c. 14) die Meinung derjenigen, welche denselben nicht als solches gelten lassen wollten, verworfen. Die Unwissenheit in den Grundwahrheiten der christlichen Religion bildet aber keinen Grund zur Verweigerung der kirchlichen Eheabschließung, wenn sie unüberwindlich und eine Belehrung, wie z. B. bei etwas Blödsinnigen, unmöglich ist.

Scheyern (Bayern).

P. Bernhard Schmid O. S. B.

XVII. (Zur Einheitlichkeit der Katechismen, biblischen Geschichten etc. in Deutschland.) Unermessliche Opfer

sind den deutschen Katholiken auferlegt, seitdem durch Handel, Industrie, Verkehr und Freizügigkeit, allüberall auch in jenen Gegenden und Städten katholische Gemeinden entstanden, wo bisher der Protestantismus allein vertreten war: neue Kirchen, Pfarrstellen, Lehrerstellen, Schulen u., jede katholische Zeitung liefert in den Hilferufen tagtäglich dazu die Belege. Dieselben Ursachen aber ließen in immer größerem Maßstabe einen neuen Uebelstand hervortreten, der immer gebieterischer nach Abhilfe ruft: die Frage der Einheitlichkeit der Katechismen, biblischen Geschichten wie auch der Gesangbücher. Schreiber dieses war erst sieben Jahre in der Seelsorge und muß sich, obwohl stets in derselben Diöcese, schon in das vierte Gesangbuch heuer hineinarbeiten! Wochen-, monatelang können die Neuzugezogenen kaum oder gar nicht am gemeinschaftlichen Gottesdienste sich betheiligen: entweder haben sie noch nicht das Buch der neuen Diöcese, oder falls sie es etwa sich beschaffen, dauert es noch geraume Zeit, bis sie die neuen Melodien u. kennen. Aber wie viele kommen dazu, sich das neue Buch, zumal in genügend zahlreichen Exemplaren anzuschaffen? Wenn der Missionspfarrer nicht aushilft, wird nichts daraus; dann aber hat man einen neuen jener zahlreichen traurigen Gründe, womit man sich für das Fernbleiben vom Gottesdienste entschuldigt.

Noch dringender nothwendig aber möchte zunächst die Einheit in den Katechismen und biblischen Geschichten erscheinen. Wer mag auch einer zahlreichen Arbeiterfamilie zumuthen, bei ihrem Zuzug für zwei, drei, vier Schulkinder, vier, sechs, acht neue Katechismen u. anzuschaffen, kurz so oft neue Bücher zu kaufen, als sie ihren Wohnort wechselt, und das gerade für den „katholischen“ Religions-Unterricht, der nach der gewiß nicht unberechtigten Ansicht der Leute überall derselbe sein sollte. Auch hier muß wieder wohl oder übel der arme Diaspora-Pfarrer „ohne“ Pfarrgehalt in die Tasche greifen. Der Leiden und Sorgen eines Diaspora-Pfarrers gibt es nachgerade genug, daß man ihm diese ersparen sollte. Wenn schon bei der Entscheidung der Frage, ob eine einzige Ausgabe, oder eine größere und eine kleinere nicht bloß die Rücksicht auf die leichtere Concentration des Unterrichtes, sondern auch der Gedanke mitmaßgebend war, daß das Kind in dem einzigen Katechismus durchaus heimisch werden, daß ihm die Vorstellung, als ob es in der größeren Ausgabe etwas Neues und Verschiedenartiges zu lernen habe, ferngehalten werden müsse, so spricht dieser Gedanke noch unendlich mehr, wenigstens unter den heutigen Verhältnissen, für die Einheitlichkeit der Katechismen u. in den deutschen Diöcesen. Glücklicherweise ist der erste kräftige Schritt dazu schon gemacht, da die großen Diöcesen Münster, Köln, Trier, Breslau, eine gemeinschaftliche Ausgabe schon besitzen; voraussichtlich wird jetzt auch in der weitstchichtigen Diöcese Baderborn der neue Bischof den hochw. Oberhirten der genannten Diöcesen sich anschließen, wodurch der größte Theil der preussischen Monarchie und der zahlreichen sächsischen Bundesstaaten zu dem ersehnten Ziele gelangt.

Damit wäre auch von selbst die Bahn frei gemacht für die Einheitlichkeit der hauptsächlichsten Fasten- und Abstinenzgesetze, die allen Priestern in großen Städten, besonders aber denen in Mitteldeutschland viel Arbeit machen. Man denke sich nur als Priester etwa in die Gegend von Frankfurt: dort stoßen Limburg, Mainz, Fulda, Speyer, Würzburg, Rottenburg, Freiburg u. ziemlich hart aneinander, senden ihre Diöcesanen zu Hunderten in die Weltstadt, aber jede Diöcese hat ihre eigenen Gesetze, nach denen die Pönitenten doch auch vielfach beurtheilt werden müssen. Wie ist das menschenmöglich? Oder man denke sich nach Jena: dort sind die Weimarianer der Diöcese Fulda zugetheilt, rings umgeben von Meiningen (Würzburg), Altenburg (Apostol. Vicariat Sachsen), Preußen (Diöcese Baderborn), (abgesehen vom Militär, das seine eigene bischöfliche Gerichtsbarkeit hat); alle diese Diöcesen sind mit ihren naheliegenden Dörfern und Städten und seßhaften Bevölkerung auf den Gottesdienst in Jena angewiesen, ohne den speciell fuldischen Fastengesetzen unterworfen zu sein. Möge bald auch in all diesen bewegten Fragen das Wort des Herrn Anwendung finden: *ut sint omnes unum!*

Noch möchte ich diese Gelegenheit wahrnehmen zu bitten, daß doch die Seelsorger und Religionslehrer sich darüber aussprechen, welche Lehrstücke, Gebete, historische Uebersichten in dem Anhang des einheitlichen Katechismus platzfinden müssen. Auch da zeigen die verschiedenen Katechismen eine bunte Mannigfaltigkeit, die der Prüfung und Sonderung harret. Wenn dieser Gedanke etwa in den Decanats-Conferenzen erörtert und die darauf bezüglichen von der Majorität gebilligten Vorschläge in den Zeitschriften veröffentlicht werden, wird es den maßgebenden Stellen ein Leichtes sein, auch in dieser Beziehung der Jugend das Beste zu bieten.

Jena.

Kaplan Dr. Wilhelm Frue.

XVIII. (Ueber clandestine Ehen.) Es ist ein für jene Orte, wo das Decret Tametsi des Concils von Trient nicht promulgirt worden ist oder überhaupt nicht Geltung hat, wichtiges Decret, das Leo XIII. am 15. Februar dieses Jahres erlassen hat. Bisher galt der Canon des kirchlichen Rechtes, daß dort, wo die forma Tridentina zur giltigen Eheschließung nicht erforderlich ist, die copula carnalis zwischen Brautleuten, die ein giltiges Eheversprechen sich gegenseitig gegeben hatten, in foro externo den Abschluß der Ehe begründete. Es wurde nämlich präsumiert, daß solche Brautleute die copula gepflogen affectu conjugali und dadurch die Ehe geschlossen haben. Diese praesumptio gründet sich auf den Satz: *Nemo malus praesumitur*. Wenn also die copula coram iudice ecclesiastico nachgewiesen war, so wurden die Betreffenden als wahre Eheleute angesehen. Es konnte nun leicht vorkommen, daß das forum internum oder conscientiae mit dem forum externum in Widerspruch sich befand. Wenn die Brautleute die copula nicht affectu maritali,

sondern affectu fornicario gepflogen hatten, so waren sie dadurch vor Gott keineswegs Eheleute geworden. Sie konnten sich immerhin noch trennen und eine andere Ehe eingehen. Eine solche vor dem forum internum gültige Ehe mußte aber im oben angeführten Fall vor dem forum externum als ungültig erklärt werden. Da nun die Bestimmungen über solche präsumtive in foro externo gültige Ehen aus dem Bewußtsein des Volkes ohnehin längst verschwunden sind, wie die Bischöfe dem heiligen Vater auf seine Anfrage geantwortet haben, so hat Leo XIII. durch das eingangs erwähnte Decret die alten hierauf bezüglichen Canones und Rechtsregeln einfach und für immer aufgehoben und die kirchlichen Gerichte angewiesen, die copula sponsalibus superveniens nicht mehr als hinreichend zur Schließung und Erklärung einer gültigen Ehe anzuführen.

St. Florian.

Professor Josef Weiß.

XIX. (Die Witwe eines Verschollenen will heiraten.) Floridus, in großer Geldverlegenheit, entfernt sich mit dem Bemerken, daß er sich „etwas anthun“ werde. Er ist seitdem verschollen. Am Ufer der eine Tagereise entfernten Donau fand man einen Hut, der als der des Floridus agnosciert wurde. Die Muthmaßung gieng dahin, daß Floridus freiwillig den Tod in den Wellen der Donau gesucht, doch Beweise konnte man nicht dafür erbringen. Die Witwe vergaß bald ihren Ehegatten, den sie für todt hielt, knüpfte mit einem Witwer Beziehungen an und dachte daran, denselben zu heiraten. Sie erkundigte sich bei einem sogenannten Volksadvocaten, ob dieses möglich sei. Dieser machte ihr die besten Hoffnungen. „Es fehlen“, sagte er, „nur mehr auf drei Jahre, seit der Ehegatte verschollen ist, und wenn diese Zeit um ist, so ist die Wiederverheirathung gestattet“. Nachdem die drei Jahre abgelaufen waren, erschienen die Ehecandidaten beim Pfarramte und baten um die Verkündigung. Der Pfarrer erklärte nicht verkündigen zu können und behauptete, daß für die Witwe des Verschollenen eine Verehelichung noch nicht erlaubt sei, es müsse wenigstens noch ein volles Jahr vergehen, bis die Todeserklärung des Vermissten ausgesprochen werden könne, und wies sie diesbezüglich an das weltliche Gericht. Während des vierten Jahres wurde von der Witwe ein Kind geboren; der Pfarrer trug dasselbe auf den Geschlechtsnamen der Witwe ein. Nach Verlauf eines Jahres wurde die Todeserklärung vom Gerichte ausgefolgt; der Pfarrer verkündigte, traute und legitimierte nach vorschriftsmäßig abgegebener Erklärung der Ehegatten das Kind.

Die Witwe eines Verschollenen kann sich nach staatlichem Eherechte wieder verehelichen, wenn das zuständige Gericht die Todeserklärung ausgesprochen und einen Todtenschein ausgestellt hat. Die Todeserklärung kann erfolgen nach § 24 a. b. G., wenn der Verschollene in einer nahen Todesgefahr war und seit der Zeit durch drei Jahre vermißt wird; doch muß laut § 277 ein Curator ernannt

werden, und der Abwesende durch ein auf ein ganzes Jahr gestelltes Edict vorgeladen werden. § 114 bestimmt, daß nach vergangenem Jahre nochmals um die Todeserklärung argesucht werden müsse. Die erste Instanz hat der Partei die Bewilligung nicht sogleich kund zu machen, sondern erst durch das Obergericht zur höchsten Schlußfassung vorzulegen. § 278 sagt: „Der Tag, an welchem eine Todeserklärung ihre Rechtskraft erlangt hat, wird für den rechtlichen Todestag eines Abwesenden gehalten“. Das weltliche Gericht spricht die Todeserklärung ohne Einvernehmen mit dem geistlichen Gerichte aus, weshalb dem Pfarrer die Todeserklärung zur Eingehung einer neuen Ehe nicht genügen darf, er muß sich an seinen Ordinarius wenden, den Fall genau mittheilen und Weisungen erwarten. Das scheint aber im obigen nicht geschehen zu sein. Daß der Pfarrer die Witwe zuerst an das weltliche Gericht gewiesen, war gesetzlich, denn die Instruct. § 246 sagt: „Quodsi absentis cujusdam conjux talia afferat. quae ejusmodi casum adesse valde probabile reddant, commonendus est. ut praevis civilem adeat magistratum, cui ampliora suppetunt factum explorandi media et cujus est mortis declarationem quoad effectus civiles edere.“

Das canonische Recht verlangt wenigstens moralische Gewissheit, daß die Ehe durch den Tod aufgelöst ist, wenn es die Wiederverehelichung gestatten soll; Wahrscheinlichkeit genügt nicht. cfr. c. 19. x. IV. 1. Diese Gewissheit muß sich der Bischof verschaffen; er kann dazu die Erhebungen und Entscheidungen des weltlichen Gerichtes gebrauchen, und wenn ihm dieselben genügen, auch die Wiederverheirathung gestatten. „Wird auf Grund einer Todeserklärung die Zulassung einer neuen Ehe verlangt, so kann sie nicht gewährt werden, bevor das kirchliche Ehegericht sich in den Stand gesetzt hat, über die Wahrscheinlichkeit des erfolgten Ablebens ein selbstständiges Urtheil zu fällen; wiewohl es, da die diesfälligen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches mit lobenswerter Vorsicht abgefaßt sind, sich ohne wichtigen Grund von dem Spruche des weltlichen Gerichtes nicht entfernen wird. Hat also ein zurückgelassener Ehegatte die gerichtliche Erklärung erwirkt, daß der abwesende für todt zu halten und die Ehe getrennt sei, so liegt es ihm ob, die Sache dem kirchlichen Ehegerichte vorzulegen“. Wiener Diöcesanblatt 1868, p. 176. Erst wenn vom kirchlichen Ehegerichte die Entscheidung herabgelangt ist, darf der Pfarrer die Trauung vornehmen. Er hat dann im Trauungsbuche sowohl die Entscheidung des weltlichen Gerichtes, wie des Ehegerichtes anzumerken. § 520 der Anw. „Im Falle der Wiederverehelichung hat der Pfarrer sowohl die von der Staatsbehörde ausgesprochene Todeserklärung, als auch die Entscheidung des hohen Gerichtes, beziehungsweise die Bestimmung, welche die höhere kirchliche Instanz erteilt hat, im Trauungsbuche anzumerken.“

Wenn von der Ehegattin eines Vermissten in den ersten zehn Monaten nach dem Abgange desselben ein Kind geboren wird, so

ist es als ehelich einzutragen, nach dieser Zeit aber als unehelich. „Kinder, welche von einer geschiedenen Gattin zehn Monate nach gerichtlicher Scheidung geboren werden, sind nur dann für eheliche zu halten, wenn gegen den Ehemann der im § 163 geforderte Beweis geführt oder sonst bewiesen wird, daß die geschiedene Gattin . . . wieder in eheliche Gemeinschaft getreten ist“. Hofdecr. 15. Juni 1835. Nun war es notorisch, daß Floridus wirklich schon einige Jahre verschollen sei, und wenn der Pfarrer mit den Ortsverhältnissen nicht so vertraut gewesen, hätte ihm eine Note der Ortspolizei bestätigt, wie lange Floridus abgängig sei. Daraufhin mußte er das Kind auf den Geschlechtsnamen der Mutter und diese als angebliche Witwe eintragen. So schreibt es das Wiener Diöcesanblatt 1886, p. 248, vor: „Wird die Mutter als jemandes Gattin oder Witwe angegeben, so kann sie als solche nur dann eingetragen werden, wenn sich der Matrikenführer aus dem beigebrachten Trauungs-, beziehungsweise Todtenschein oder aus der Urkunde über die in gesetzlicher Weise erfolgte gerichtliche Todeserklärung des Mannes über die Verlässlichkeit dieser Angabe die Ueberzeugung verschafft hat; außerdem kann die Mutter nur als angebliche Gattin oder Witwe des N. N. eingeschrieben werden“. Hat sich die Witwe des Verschollenen wieder verehelicht, und erklärt sich der Ehegatte als Vater des außerehelichen Kindes, so steht der Legitimation des Kindes nichts im Wege.

Eibesthal (Niederösterreich). Pfarrer Franz Niedling.

XX. (Von Afrika — über Steiermark — nach Wien — zum Traualtar.) Ein Diplomat des englischen auswärtigen Amtes in Kairo, Anglikaner, will seine auf einem Schlosse in Steiermark wohnende katholische Braut ehelichen. Augenblicklich in diplomatischer Mission auf hoher See, kann er nur auf kurze Zeit nach Wien kommen, woselbst die Trauung stattfinden soll. Bis dahin sollen die Braut und deren Eltern die nothwendigen Vorbereitungen treffen. Sie wählten den kürzesten Weg und wandten sich an das fürstbischöfliche Ordinariat.

a) Vor allem wird hier die Versicherung abgegeben, die Brautleute seien übereingekommen, alle Kinder katholisch zu erziehen und der Bräutigam habe versprochen, die Braut in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten nicht zu behindern.

b) Die Taufscheine, Ehesfähigkeits-Bescheinigungen, sowie der Ausweis über die persönlichen Verhältnisse des Bräutigams und alles sonst noch zur gültigen Eheschließung nöthige, insbesondere der schriftliche Vertrag über katholische Kindererziehung würden bei dem Pfarramte in Wien beigebracht werden, das die Trauung vorzunehmen habe.

Auf diese, vor glaubwürdigen Zeugen gemachten Angaben hin, wurde die erbetene kirchliche Dispens vom zweiten und dritten Aufgebote und vom Eheverbote der Religionsverschiedenheit (letzte

bedingungsweise) erteilt und der zuständige Pfarrer der Braut angewiesen, die Verkündigung vorzunehmen und eine Bestätigung hierüber mit beiden Dispens-Urkunden unter Anschluß der politischen Aufgebots-Dispense an das Pfarramt K. in Wien zu senden und die Seelsorgsgeistlichkeit dieser Pfarre mit dem ausdrücklichen Ersuchen zu delegieren, sich die Eheacten vor der Trauung vollständig ergänzen (vide b) und besonders den Vertrag über katholische Kindererziehung vorlegen zu lassen. Et factum est ita. Der nach einiger Zeit dem Pfarrer der Braut übermittelte vollständige Auszug aus dem Trauungs-acte ließ erkennen, daß alles in Ordnung sich vollzogen habe.

Graz.

Mois Stradner,

kürstbischöfl. Hofkaplan und Ordinariats-Secretär.

XXI. (Eine traurige Trauungsgeschichte.) Vicar K. in St. hatte excurrendo die Pfarrei H. zu pastoriern, woselbst Pfarrer B. krank darniederlag. Ein Brautpaar bat um die Sponsalien sowie um gesetzliche Proclamation. Der Bräutigam, so hieß es, ist aus der Filiale W., die Braut aus der Filiale Z., weshalb die Verkündigung nur in der Pfarrkirche zu H. stattzufinden habe, da genannte Orte nach H. eingepfarrt seien. Allein factisch gehörte W. nur zur Hälfte in die Pfarrei H., die andere Hälfte links der Hauptstraße war der Pfarrei K. einverleibt. Nach der letzten Verkündigung, nachdem auch die Stunde der kirchlichen Trauung bereits angekündigt worden und das Brautpaar die heiligen Sacramente empfangen hatte, sagte der Messner dem Vicar, daß der Bräutigam eigentlich doch nicht aus der Pfarrei H. stamme, denn er wohne in W. links der Straße und gehöre zur Pfarrei K.; auch habe die Braut sich ebenfalls dortselbst niedergelassen. Die sofort gerufenen Brautleute müssen des Messners Angaben bestätigen. „Sie hätten“, erklärt jetzt der Vicar, „in der Pfarrkirche zu K. verkündet werden müssen; da dies nun nicht mehr geschehen kann, werde ich telegraphisch um bischöfliche Dispense vom dreimaligen Aufgebote in K. nachsuchen; Sie müssen mir aber auf morgen vom Pfarramt in K. eine schriftliche Vollmacht zur kirchlichen Trauung überbringen“. „Wir brauchen“, sagt nun die Braut, „in K. gar nicht verkündet zu werden, denn unsere Hochzeit geht den Pfarrer zu K. nichts an“. Auf abermaliges Zureden verspricht der Bräutigam, das Verlangte zu besorgen. Der Morgen graut; die bestimmte Stunde schlägt; der Hochzeitszug erscheint, begleitet vom Militärverein mit seiner Musik; der Vicar verlangt den Erlaubnis-schein zur Trauung vom Pfarramt in K. Da wird ihm die kurze Antwort: „Wir haben keinen und brauchen keinen“. Mit wenigen Zeilen erbittet nun der Vicar vom Pfarramt in K. Auftrag zur fraglichen Trauung und schickt einen Ministranten nach dem dreiviertel Stunden entfernten K. Langsam beginnt er das hochheilige Opfer, noch langsamer setzt er es fort; aber, o wehe! das Amt ist zu Ende und der Bote will sich nicht zeigen. Die Brautleute kommen in die

Sacristei und verlangen sofort getraut zu werden. „Es wird auch geschehen“, begütigt der Vicar, „sobald die Erlaubnis von R. da ist; es kann sich kaum noch um zehn Minuten handeln“. „Wir warten nicht“, braust die Braut auf mit entsprechenden Actionen, „wir lassen uns eher altkatholisch trauen oder protestantisch“. „Das müßte mir leid sein, aber hindern kann ich es nicht“, meinte der Vicar und entfernte sich, um dem kranken Pfarrer Mittheilung zu machen. Dieser aber steht auf, schleppt sich zur Kirche und traut. Ehe er damit ganz zu Ende ist, kommt der Ministrant mit dem Auftrage zur Trauung für den Vicar. Eine Stunde später trifft auch die bischöfliche Dispens vom Aufgebot in R. ein. Frage: 1. Wie ist das Verhalten des Vicars X. zu beurtheilen? 2. Was ist vom Verfahren des Pfarrers B. zu halten? 3. Ist fragliche Trauung gültig?

Ad 1. Ganz correct war die telegraphische Einholung der bischöflichen Dispense vom dreimaligen Aufgebot in der Pfarrkirche zu R.; denn ohne dieselbe konnte nicht erlaubterweise zur Trauung geschritten werden; daß der Vicar das Eintreffen derselben nicht abgewartet, ist als statthaft zu bezeichnen, da sie unter obwaltenden Umständen präsumiert werden durfte.¹⁾ Ebenso correct war die Verweigerung der Trauung ohne Erlaubnis dazu vom eigenen Pfarrer der Brautleute. Handelte es sich doch dabei einerseits um die Gültigkeit der Ehe, andererseits um Suspension, die sich ein Priester dem Tridentinum gemäß zuzieht, der ohne solche Erlaubnis Brautleute ehelich zu verbinden und einzusegnen wagt. Es dreht sich also alles im vorliegenden Falle um die Frage: Wer ist der *parochus proprius* von Brautleuten? Es ist dies: a) der Diöcesanbischof; b) der Pfarrer jener Pfarrei, in welcher beide Brautleute oder ein Theil derselben das Domicil oder Quasidomicil haben. Gury sagt darüber: „*Jurisdictio parochi constituitur per domicilium habituale aut quasidomicilium contrahentium vel eorum alterutrium in paroecia, non vero per domicilium originis . . . Ita unanimi consensu theologi*“. Bräutigam und Braut haben nun in B. ihr *domicilium habituale*; der Geburtsort B. kommt für die Braut nicht mehr in Betracht, nachdem sie sich in B. *cum animo*, *ibidem perpetuo manendi* niedergelassen hat. Die Zeit, seit welcher dies geschehen, ändert daran nichts, da ein solches *domicilium* am ersten Tage der Niederlassung gewonnen wird. Darnach ist *parochus proprius* fraglicher Brautleute der Pfarrer in R.; Erlaubnis zur Trauung ist von ihm nicht gegeben; präsumiert darf sie nicht werden, folglich hat Vicar X. ganz correct gehandelt. Ob er aber auch ebenso klug gehandelt, ist eine andere Frage. Wenigstens hätte Vicar X., nachdem die Erlaubnis zur Trauung für ihn eingetroffen, bei der Einsegnung passiv assistieren, oder wenn das „*Sawort*“ bereits vorher gegeben wurde, den Brautleuten dasselbe vor Zeugen in irgend einer Art noch einmal entlocken sollen.

¹⁾ Eine *dispensatio praesumpta* gilt wohl nicht, aber in diesem Falle konnte das baldige Eintreffen der Dispens präsumiert werden.

Ad 2. Hat der kranke Herr durch Einsegnung des Brautpaares schon wenig collegialisch gegen seinen Amtsbruder gehandelt, indem er für thünlich hielt, was jener als unstatthaft erklärte, so hat er doch sich selbst und fragliche Brautleute weit mehr geschädigt, da auch ihm die vom Tridentinum angedrohte Suspension nicht unbekannt sein dürfte und da er den Brautleuten zu vermitteln vorgab, was er ihnen nun leider einmal zu spenden nicht in der Lage war. Seiner Krankheit und der Drohungen der Braut wegen werden ihm bedeutende Milderungsgründe nicht versagt werden können.

Ad 3. Fragliche Ehe ist ungiltig, weil nicht vor dem eigenen Pfarrer oder einem von ihm bevollmächtigten Priester abgeschlossen. (S. r. mel.)

Zell a. A. (Baden).

Pfarrer L. Döffler.

Literatur.

A) Neue Werke.

1) **Kirchengeschichtliche Studien.** Herausgegeben von den Professoren Dr. Knöpfler, Dr. Schröers, Dr. Sdralek. Erster Band.

Erstes Heft: Papst Benedict XI. Eine Monographie von Paul Funke. VIII und 151 S. 8°. Preis M. 2.60 = fl. 1.56.

Zweites Heft: Wolfenbüttler Fragmente. Analekten zur Kirchengeschichte des Mittelalters aus Wolfenbüttler Handschriften. Von Max Sdralek. (Mit zwei Tafeln in Lichtdruck.) Münster i. W. Verlag von H. Schöningh. 1891. X und 191 S. 8°. Subscriptions-Preis M. 3.40 = fl. 2.04, Einzelpreis M. 4.60 = fl. 2.76.

Mit dem ersten Heft wird eine Sammlung „Kirchengeschichtliche Studien“ eröffnet, für welche wir das beste Gedeihen umsomehr erhoffen, als die Leitung des ganzen Unternehmens in den besten und zuverlässigsten Händen liegt. Dem lebhaften Aufschwunge, welchen das Studium der katholischen Kirchengeschichte bei Katholiken seit einiger Zeit nimmt, entspricht es, wenn für Einzeluntersuchungen, die zu umfangreich sind, um in eine Zeitschrift aufgenommen zu werden, und doch wieder nicht wohl als selbständige Bücher erscheinen sollen, in dieser Weise Raum geschafft wird; bestehen ja ähnliche Einrichtungen schon längst auf anderen Gebieten, z. B. denen der classischen, deutschen und romanischen Philologie. Das erste Heft macht in glücklichster Weise den Anfang. Es enthält eine Abhandlung über Papst Benedict XI., dessen kurzer Pontificat (21. October 1303 bis 7. Juli 1304) zwischen Pontifaz VIII. und Clemens V. fällt. Der Verfasser löst seine Aufgabe, die Wirksamkeit dieses heiligmäßigen Papstes, der 1738 auch selig gesprochen worden ist, verdunkelt wie sie durch seinen Vorgänger und seinen Nachfolger wurde, ins rechte Licht stellen, in seiner sorgfältigen Arbeit.

Er beginnt mit einer kritischen Betrachtung der Quellen (der steirische Chronist sollte nicht mehr Ottokar Horneck genannt werden). Darunter nimmt das 1883 herausgegebene Registrum der Urkunden Benedict XI., dem auch die Anregung zu der Studie zu danken ist, die erste Stelle ein. Dann erörtert der Verfasser kurz die Vorgeschichte Nikolaus Voccasini, um dann in drei Abschnitten die

Thätigkeit des Papstes in Italien, außerhalb Italiens und besonders das Verhältnis seiner Politik zu Frankreich zu erörtern. Die Beziehungen Benedict XI. zu den Cardinälen und den Orden bilden den Gegenstand eines fünften Capitels, ein sechstes erzählt seinen Tod und schließt mit einem Rückblick ab. Naturgemäß befindet sich das Verhältnis zwischen dem Papste und König Philipp IV., dem Schönen, von Frankreich im Vordergrund der Darstellung und nimmt fast die Hälfte der Schrift in Anspruch. Der Verfasser ist dabei durch die Sache genöthigt, auf die Vorgeschichte, den Kampf zwischen Papst Bonifaz VIII. und Philipp, einzugehen. Da zeigt sich nun, daß Benedict keineswegs so sehr, als man gemeinhin annimmt, geneigt war, die Politik seines Vorgängers durch seine eigenen Maßregeln zu vernichten, sondern daß er in maßvoller Weise die gerechten Ansprüche des heiligen Stuhles vertrat und nur dort die vor ihm getroffenen Bestimmungen ausdrücklich zurücknahm, wo es die geänderten Verhältnisse und die Zwangslage der Curie erheischten. Es hatte bisher besonders deshalb Verwirrung im Urtheil über diese Dinge geherrscht, weil man zwei Briefe des Papstes an den französischen König für echt hielt, worin allerdings ein furchtbares „Zurückweichen“ aus der Stellung Bonifaz VIII. zu lesen war. Funke erbringt jetzt aus äußeren und inneren Gründen — beide Briefe fehlen im Registrum — den Nachweis, daß diese Schriftstücke französische Fälschungen sind und mit den echten Documenten Benedict XI. im Widerspruch stehen. Gewiß hat der Papst die Wilde und Güte seines Wesens bei dem Friedensschlusse mit Philipp klar an den Tag gelegt, er ist aber dabei keineswegs in solche Schwäche verfallen, wie jene Briefe sie zu erschließen gestatteten. Dieser Nachweis ist eines der Hauptergebnisse der Schrift. Aber auch in vielen anderen Punkten werden die bisherigen Anschauungen berichtigt: die rücksichtslose Politik Philipps wird in einem neuen Zusammenhange deutlich; die Wirksamkeit einzelner bedeutender Cardinäle wird aufgedeckt; daß Benedict XI. nicht vergiftet worden, sondern eines natürlichen Todes verstorben ist, wird festgestellt. Die Gründlichkeit und Objectivität dieser Untersuchungen verdienen ein gleiches Lob.

So hat der Verfasser sein Ziel in vollem Umfange erreicht und durch seine Arbeit ein neues, vollständigeres, gerechteres Bild der Persönlichkeit und des Wirkens Papst Benedict XI. entworfen; damit hat er sich das Recht auf den Dank aller Geschichtsfreunde, vornehmlich der katholischen Welt, erworben.

Das zweite Heft dieser Studien behandelt in einer durch sorgsame Kritik ausgezeichneten Weise den Inhalt von drei Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und zwar wird zuerst eine Beschreibung der Handschriften selbst gegeben und ihr Bestand mit Genauigkeit und Schärfe untersucht (Seite 3 bis 107), dann werden die Stücke abgedruckt und mit Varianten und historischen Anmerkungen begleitet.

Es ist schwierig, in Kürze von dem mannigfaltigen Stoffe, der hier behandelt wird, eine richtige Vorstellung zu geben. Der Hauptsache nach sind die Handschriften kirchenrechtlichen Inhaltes: die eine befaßt insbesondere Canonensammlungen, die der Herausgeber dem Bisthum Têrouane in Nordfrankreich mit glücklichem Scharfsinne zuweist (sie enthält auch neun unbekannte Briefe von Papst Paschasius II.), ferner Schriftstücke zur localen Kirchengeschichte dieser und der benachbarten Diöcesen. Die zweite ist eine kirchenrechtliche Sammlung aus Trier, deren Beziehungen klargelegt werden. Aus der dritten werden theologische Controversschriften, in der Zeit des Investiturstreites entstanden, ihrer Probenienz nach bestimmt und herausgegeben.

Das ganze Buch gewährt das erfreulichste Zeugnis von der Sicherheit methodischer Forschung und der tiefdringenden Gelehrsamkeit seines Verfassers und dient dem Unternehmen zur wärmsten Empfehlung.

Graz. Dr. Anton Schönbach, k. k. Regierungsrath u. Professor.

2) **Theorie der Gesichtswahrnehmung.** Untersuchungen zur physiologischen Psychologie und Erkenntnislehre. Von Dr. E. v. Hirsch. Mainz, Kirchheim. 1891. 8^o. XVI u. 392 Z. Preis M. 7. — = fl. 4.20.

Der knappe Raum, den uns die Redaction dieser Zeitschrift abgemessen hat, gestattet nicht, hier eine Besprechung der vorliegenden Schrift zu liefern, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes, der Bedeutung des Werkes und den Verdiensten des Verfassers um die philosophische Forschung entspräche. Wir müssen uns darauf beschränken, kurz den Inhalt des Buches und den besonderen Standpunkt seines Verfassers zu skizzieren.

Im ersten kritischen Theile werden die bedeutendsten Anschauungen über Empfindung und Wahrnehmung einer Beurtheilung unterzogen, um sodann im zweiten den Standpunkt „des kritischen Realismus“ zur Geltung zu bringen. Der Verfasser weist nach, daß man „die Empfindungen weder mit den äußerlich wahrgenommenen sinnlichen Qualitäten der Farben, Töne, Gerüche u. s. w., noch mit den äußeren Wahrnehmungsacten, wie sehen, hören, tasten, riechen und schmecken, noch mit der inneren Wahrnehmung der sinnlichen Qualitäten als Bewußtseinsinhalte, noch mit den Gefühlen oder Zuständen der Lust und Unlust und endlich auch nicht mit den Erregungszuständen der sensibeln Nerven identificieren darf.“ Eine genauere Analyse der Empfindung führt zu dem Ergebnisse, daß sie nichts anderes ist, als „das unmittelbare, durch Reizung eines sensibeln Nerven hervorgerufene Bewußtwerden eines gegenwärtigen inneren Zustandes, beziehungsweise einer gegenwärtigen inneren Zustandsänderung des eigenen Organismus“.

Eine weitere „Zergliederung des Wahrnehmungsbegriffes“ lehrt, „daß die Wahrnehmung im allgemeinen die unmittelbare psychische Auffassung eines dem Bewußtsein gegenwärtigen Objectes ist“. Sodann wendet sich der Verfasser zur speciellen Analyse der Gesichtswahrnehmung, die nicht, wie man mitunter meint, einen einfachen Act, sondern einen sehr complicirten Proceß darstellt, der aus einer zusammenhängenden Kette von Ereignissen, die einander sehr schnell folgen und causal bedingen, sich zusammensetzt. Insbesondere lassen sich in dieser Kette unterscheiden 1. der physikalisch-chemische, 2. der physiologisch-sensorische, 3. der psychologische, 4. der physiologisch-motorische, 5. der Perceptionsproceß. Nachdem diese Proceße einzeln sehr eingehend und interessant behandelt sind, gesteht der Verfasser bescheiden ein, daß das Dunkel, welches über dem Sehen liegt, nicht ganz verschleudt ist. „Der in Rede stehende complete Vorgang besteht aus einer zusammenhängenden Kausalkette von Proceßen, welche von den objectiven Dingen ihren Ausgang nimmt und zu denselben zurückgeht. Inb. s., so sehr wir uns auch bemüht haben, den Sehvorgang in seine einzelnen Bestandtheile zu sondern und dieselben möglichst scharf aufzufassen, so ist es uns doch nicht gelungen, ihn völlig aufzuhellen, sondern das Sehen ist und bleibt noch immer im Grunde genommen, wie so vieles andere in der Welt, ein Mysterium“.

Aus den interessanten Untersuchungen wollen wir die vielumstrittene Frage herausheben, wie es kommt, daß wir trotz des verkehrten Netzhautbildes die Gegenstände aufrecht sehen. Nach Widerlegung verschiedener abweichenden Ansichten erklärt der Verfasser: „Auf demselben Wege, auf dem die Lichtstrahlen von dem äußeren Objecte her in das Auge treten, gehen die Projectionslinien von dem Netzhautbilde auf das äußere Object zurück, in Folge dessen wird das Netzhautbild, indem es nach außen projicirt wird, wieder umgedreht und der Gegenstand erscheint in seiner richtigen Lage. In den „Grundfragen der Erkenntnistheorie“ hatte sich der Verfasser gegen die Projections-Hypothese ausgesprochen, aber nur, wie er hier erklärt, insofern dieselbe als eine bewußte oder als eine logisch-intellectuelle gefaßt wird. In erkenntnistheoretischer Beziehung sucht der „kritische Realismus“ des Verfassers Stellung zu nehmen zwischen dem extremen Realismus, als dessen hervorragenden Vertreter in der Neuzeit er L. Vesch bezeichnet und mit dessen Kritik er die erste Abtheilung seines Werkes eröffnet, und den weit verbreiteten Idealismus der modernen Philosophie. Diese Stellungnahme findet ihren

Ausdruck in dem aus der Analyse der Gesichtswahrnehmungen sich ergebenden Hauptjag: „Wir sehen unter normalen Verhältnissen die Gegenstände in der Farbe, Größe und Gestalt, wie sie sich uns in ihren von uns empfundenen und unwillkürlich nach außen projicierten Netzhautbildern darstellen.“

Diese kurze Skizzierung der Ansichten des Verfassers wird gewiß im Leser den Wunsch rege machen, sich mit der interessanten Schrift selbst eingehender zu beschäftigen.

Fulda.

Professor Dr. Constantin Gutberlet.

3) **Compendium Theologiae fundamentalis.** Ope scriptorum P. Alberti a Bulsano aliorumque probatorum auctorum concinnavit . . . P. Norbertus a Tux, Ord. Cap. Brixinae, C. P. Societas Typographica. Vol. II. De Ecclesia. 1891. 414 S. Preis fl. 2.20 = M. 4.40. Vol. I. De religione et Revelatione. 1890. gr. 8°. VIII und 332 Seiten. Preis fl. 1.80 = M. 3.60.

Ob dieses Compendium einer Fundamentaltheologie ein neues Werk oder ein reformierter Vultano sei, überläßt der Auctor dem Urtheile des Lesers zu entscheiden. Wir möchten uns für letzteres entscheiden, womit dem Verdienste des Verfassers kein Eintrag geschieht, der von der richtigen Erwägung ausgehend, daß das seinerzeit vielgebrauchte Compendium Vulsanos in mancher Beziehung überholt ist, von den trefflichen apologetischen Leistungen der letzten Decennien mit ihrer Berücksichtigung neuer Bedürfnisse, deshalb nicht auch das heute noch brauchbare Gute des älteren Werkes unbenützt lassen wollte. Die Anordnung der Materien ist im ganzen beibehalten worden — mit Recht, da sie eine natürliche ist und es sich mehr um Verwendbarkeit des Buches, als um Originalität der Darstellung handelt.

Nach einer kurzen „Einleitung in die Theologie“ und Feststellung des Begriffes, Objectes, der Einteilung und Bedeutung der Fundamentaltheologie handelt der erste Theil in acht Capiteln de religione: Begriff und Einteilung, Existenz Gottes und deren Beweis, Atheismus, Pantheismus, Materialismus, Ursprung und Wahrheit der Religion, deren Wesen, Einheit, „Allgemeinheit (universalitas religionis)“ (eine wenig zutreffende Bezeichnung für die damit gemeinte societas religiosa als nothwendige Erscheinungsform der Religion), natürliche und übernatürliche Religion. — Die erste Unterabtheilung des zweiten Theiles ist der Offenbarungstheorie gewidmet und behandelt die Möglichkeit, Nothwendigkeit und die Erkenntnißmittel der Offenbarung. Sehr entsprechend ist es, daß in einem eigenen Eingangscapitel die Begriffe „natürlich“ und „übernatürlich“ dargelegt werden. Die zweite Unterabtheilung „über die Existenz der Offenbarung“ bringt den historisch philosophischen Beweis für die patriarchalische, mosaische und christliche Offenbarung nach den usuellen Rubriken.

Ein Lehrbuch, welches, wie das vorliegende, unmittelbar akademischen Zwecken dienen soll, will nicht bloß auf die materielle Richtigkeit seiner Aufstellungen und Beweisführungen hin beurtheilt sein, sondern auch nach seiner Verwendbarkeit für den bestimmten Zweck. In ersterer Beziehung wird kaum ein bedeutenderer Einwand zu erheben sein, in letzterer Hinsicht wird jeder Auctor eines derartigen Buches die Schwierigkeit empfinden, bei dem Umfange der Behandlung einerseits der eminenten Wichtigkeit der Sache, andererseits der relativ geringen Zeit, die unser theologischer Studienplan dem Gegenstande zumißt, Rechnung tragen zu sollen. Da ist denn der Wunsch nach möglichst conciser Fassung mit Beiseitesetzung rhetorischer Ausführungen und Wendungen, die allerdings nicht ein Vortrag, wohl aber ein Lehrbuch entbehren kann, gewiß gestattet. Wird hierin namentlich gegen den Schluß des Bandes mehr Maß gehalten, so würde z. B. für gegenwärtig so lebhaft ventilirte Fragen, wie die über den Ursprung der Religion u. a. auf dem

Gebiete der Religions-, resp. Offenbarungs-Theorie mehr Raum verwendet werden können. — Für die Uebersichtlichkeit ist durch die gute Gliederung des Lehrstoffes auch innerhalb der einzelnen Capitel und Artikel ausreichend gesorgt. Die lateinische Diction des Buches ist im ganzen genommen einfach und klar, obgleich sie der eleganten und doch echt schulmäßigen Ausdrucksweise z. B. des Eger'schen Compendiums der speciellen Dogmatik, nachsteht; ab und zu, besonders wo der Auctor zu sehr in die Breite geht, ist der deutsche Sprachgenius durch das lateinische Gewand nur leicht verhüllt. — Störend wirken die nicht wenigen Druckfehler, namentlich in den Citaten, sowie die ungleichmäßige Citations- und Abkürzungsweise. Im übrigen macht die Ausstattung des Buches in Papier und Typen der jungen Vereinsdruckerei in Brigen alle Ehre. Der Preis ist als ein sehr mäßiger zu bezeichnen.

Wir wünschen dem Werke allerseits die freundliche Aufnahme, die es trotz der kleinen Mängel reichlich verdient, zumal unsere Lehrbücherliteratur geradezu auf diesem Gebiete noch eine fühlbare Lücke aufweist. Die obervährten hochverdienstlichen Arbeiten dienen entweder nicht Schulzwecken oder haben andere Verhältnisse, als die bei uns bestehenden vor Augen.

Schon eine erste Einsichtnahme in den zweiten Band überzeugt von der ungemeinen Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes und jener guten Gliederung, ohne welche der Studierende rathlos wie vor einem Chaos stünde; ein näheres Eingehen gibt die Gewissheit, daß wir es mit einer Arbeit zu thun haben, welche das Zeugnis des kirchlichen Censors: „soliditate doctrinae commendabilis“ wohl verdient.

In 60 Capiteln werden behandelt: Gründung der Kirche, Lehrgewalt, Glaubensquellen, Regierungsgewalt, sichtbare und unsichtbare Kirche, Merkmale der Kirche, zum Schlusse ein Anhang: De fide et ratione. Wir können uns mit dieser Abfolge nicht recht befreunden, würden vielmehr vorziehen, an die Lehre von der Existenz der Kirche sofort den Nachweis über ihre Sichtbarkeit und Erkennbarkeit anzufügen. Die Weihgewalt der Kirche ist der Behandlung in der speciellen Dogmatik überwiesen, wo sie aber unter einem anderen Gesichtspunkte zur Sprache kommt; eine wenn auch kurze Behandlung derselben in der Fundamental-Theologie wäre schon für die Geschlossenheit des Systemes erwünscht. Sonst müßten wir keinen nennenswerten Lehrpunkt übergangen. In formaler Hinsicht dürfte die eine und andere Definition einer Verbollkommenung oder Richtigestellung unterzogen werden; so ist z. B. von den beiden Definitionen der Unfehlbarkeit die zweite richtig, besagt aber keineswegs „aliis verbis“ daselbe, was die erste, bei welcher die Unfehlbarkeit mit ihrer causa efficiens verwechselt wird.

Der Druck dieses Bandes ist viel correcter, als der des ersten, die sonstige Ausstattung gleich musterhaft, der Preis sehr bescheiden.

St. Pölten.

Professor Dr. J. Gruber.

- 4) **Die Schriftinspiration.** Eine biblisch-geschichtliche Studie von P. Dausch, Priester der Diöcese Speier. Gekrönte Preisschrift. Freiburg, Herder. VII und 241 S. Preis M. 3.50 = fl. 2.10.

Vorliegende Schrift behandelt auf einem bisher wenig betretenen, auf dogmengeschichtlichem Wege die schwierige Inspirationsfrage. Anlaß zu ihrer Abfassung bot die von der Münchener theologischen Facultät für das Studienjahr 1887/88 gestellte Preisaufgabe: „Es soll der Begriff der Inspiration in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt werden.“ Des Verfassers Arbeit wurde von der Facultät für preiswürdig erklärt und liegt im obgenannten Büchlein in revidierter Form vor.

Der eigentlichen Abhandlung ist eine kurze Einleitung über den Begriff der Inspiration, über Ziel, Methode und Einteilung der Schrift, über Quellen und Literatur vorausgeschickt. Der Verfasser unterscheidet zwei Perioden der geschicht-

lichen Entwicklung des Begriffes, „die grundlegende“, die in drei Stadien (in der Abfassungszeit der heiligen Schriften, in der patristischen, im Mittelalter), und „die systematische, die sich seit der Reformation innerhalb des Protestantismus (ebenfalls in drei Stadien: altprotestantische Orthodogie, Reaction, Gegenreaction) und in der katholischen Kirche sich vollzogen hat. — Das Mittelalter ist unterschieden zu kurz und stiefmütterlich behandelt. In der letzten Abtheilung (katholische Kirche) verläßt der Verfasser trotz seiner Vorliebe für die historische Methode gegenüber der speculativ-dogmatischen die chronologische Anordnung, um einer mehr systematischen (1. Artikel: die per defectum und per excessum fehlenden Richtungen; 2. Artikel: freiere Auffassungen der durchgängigen Realinspiration; 3. Artikel: die gegenwärtig vorherrschende Richtung; 4. Artikel: Kirchliches Lehramt) zu folgen. Dadurch gewinnt die Darstellung allerdings an Uebersichtlichkeit, aber wie Referenten scheinen will, auf Kosten des Pragmatismus. Ferner dürfte sich zur besseren Einsicht in den Entwicklungsang eine Beigabe der Jahreszahlen bei den Vertretern der einzelnen Richtungen empfehlen. Unbefriedigt läßt auch der beigegebene „Rückblick und Ausblick“, in welchem man als Resultat der langen Untersuchung die Feststellung des richtigen Begriffes, der vom Verfasser für richtig gehaltenen Mitte in der Vielheit der sich bekämpfenden Meinungen zu finden hoffte.

Im übrigen gewährt die Arbeit einen interessanten Ueberblick über den Entwicklungsang und Stand der Frage, bekundet einen bewunderungswürdigen Fleiß, tiefes Verständnis, Scharfsinn und Selbständigkeit des Urtheils, und liefert einen wertvollen Beitrag zur Lösung des schwierigen Problems. Sie sei daher Fachgenossen bestens empfohlen.

St. Florian.

Professor Dr. Josef Moisl.

- 5) **Ueber die Aufgaben der Exegese.** Rectoratsrede von Professor Dr. Alois Schäfer in Münster. 16°. 1890. 31 S. Preis 70 Pf. = 42 fr.

Der Herr Verfasser führt aus, daß die Exegese die heilige Schrift in rebus fidei et morum nach dem sensus Ecclesiae auszulegen hat. In der That ist nur eine solche Exegese wissenschaftlich. Wagt man denn die Hieroglyphen Aegyptens gegen die Auffassung der alten Aegypter zu deuten? Nun, die heilige Schrift entstand im Schoße der von Gott besetzten Civitas Dei; die Kirche muß somit ihr Verständnis haben.

Wir supponieren da freilich die gut erwiesene Göttlichkeit der Kirche. Aber jede Wissenschaft geht von einer fest-n Thesıs aus; und die Unererschütterlichkeit unserer Supposition zeigt sich um so evidenter, als die akatholische Exegese, indem sie statt deren eine Gewaltthat, die Negation des Uebernatürlichen, supponierte, ein Chaos schuf. — Zu dem Streit, ob wir nach der Vulgata commentieren sollen, sei die Bemerkung gestattet: 1°. Die Vulgata bietet den Lehrgehalt der heiligen Auctoren quoad fidem et mores; die Textkritik liefert dafür die besten Belege und zeigt im Einklang mit dem Trienter Decret, daß die Vulgata „nil a revelata doctrina absonum, nil a pietate alienum praebeat“ (Vercellone, cf. Vega de Justific. 15, 9). 2°. Will man auch die secundäre Seite alleseitiger Buchstabentreue im Kleinen ins Auge fassen, so sind besonders für das Alte Testament erst umfassende textkritische Arbeiten zu vollenden, bevor man der wissenschaftlichen Forderung genügen kann, die heiligen Auctoren in allem zu geben, wie sie geschrieben; hier ist Cornills Buch zu Eszechiel ein classisches Beispiel, wie die Textkritik zu handhaben ist und welch hohen Genuß die also hergestellte heilige Vorlage bietet.

Prag.

Universitäts-Professor Dr. August Rohling.

- 6) **Conciliengeschichte.** Nach den Quellen bearbeitet von Karl Josef von Hefele, der Philosophie und Theologie Doctor, Bischof von

Rottenburg. Fortgesetzt von J. Cardinal Hergenröther. Neunter Band. 972 S. Preis M. 10.— = fl. 6.—.

Ein Denkmal, dauernder als Erz, hat sich der berühmte Cardinal Hergenröther im neunten Bande der Conciliengeschichte gesetzt. Man braucht nicht viele Lobspprüche, um den Wert dieses umfangreichen und noch mehr inhaltreichen Buches darzulegen. Mit einem Worte wird diese staunenswerte Arbeit charakterisiert. Dieses Buch ist der Schwanengesang, Deutschlands größten Geschichtsschreibers in jeder Hinsicht würdig.

Das schärfste kritische Auge wird nichts auszusetzen finden. Belesenheit, Sprache, Form der Darstellung, kurz und gut alles ist so, wie man es nur von dem bescheidenen und zugleich grundgelehrten Dogmatiker und Historiker Hergenröther erwarten kann.

Denn der Cardinal war nicht allein Historiker, er war im wahren Sinne des Wortes Theolog. Es wird leider zum Schaden der kirchlichen Wissenschaft nur zu oft übersehen, daß die Theologie ein lebendiges Ganze ist, welches sich nicht in Stücke schneiden läßt. Will einer bei aller Gelehrsamkeit nicht zugrunde gehen (Döllinger), so muß er, bevor er sich der Kirchengeschichte widmet, sich erst der ganzen Theologie, insbesondere der Dogmatik und des Kirchenrechts gründlich befleißigt haben. Die Kirchengeschichte Hergenröthers brüstet sich nicht mit neuen archivalischen Funden. Nur einmal citiert der Vorstand des römischen Archives eine ungedruckte Quelle. Er gibt auch keine ellenlangen Citate. Und der große Meister „der alten Schule“ hat entschieden recht. Das meiste, um nicht zu jagen alles wichtige ist schon gedruckt, es wartet nur auf einen, der die ungeheure Masse sammelt, sichtet und das Endresultat mittheilt. Und Citate? Was haben sie für einen Wert, wenn ich nicht weiß, wieviel Vertrauen die citierte Quelle hat? Hergenröther gibt uns das Resultat seiner Studien und deutet kurz an, woher er sein Urtheil geschöpft hat. Hergenröther polemisiert auch nicht. Nur einmal hat er am Schlusse der Seite eine ganz kleine Bemerkung gegen Maurenbrecher. Dagegen sind hundert Seiten thatsächlich vernichtende Kritik. Gerade an diesen interessanten Punkten fehlt der Name derjenigen, die er widerlegt, auch wenn er sie sonst immer citiert.

Man glaube nicht, daß Hergenröthers Werk nichts neues bringt. Im Gegen-theil, nach meinem Wissen hat noch kein einziger deutscher Geschichtsschreiber den Kaiser Karl V. so im wahren Lichte der Geschichte gezeigt, wie das Hergenröther thut. Er zerstört vollkommen die Mythenbildung, die sich zum Nachtheile der Päpste Leo X. und Clemens VII. auch bei den besten und meistgefeiertsten deutschen Geschichtsschreibern vorfindet. „Vom Kaiser kamen strenge Erlässe, aber es folgte ihnen keine That.“ „Karl schien in Spanien sich an der Bedrängnis des Papstes zu weiden, so sehr er auch sein Bedauern über das vorgefallene aussprach; es herrschte die größte politische Heuchelei. Er ließ den Festjubiläum wegen der Geburt seines Sohnes einstellen, Trauergewänder wegen der Gefangenschaft des heiligen Vaters anlegen. Gebete für dessen Befreiung abhalten“ u. s. w. Wie der Herr, so seine Diener, „Bourbon soll, da er im Begriffe stand, gegen den Papst zu kämpfen und die Kirchen zu profanieren, noch gebeichtet haben“. Wie Karl V., so kommen auch viele andere Persönlichkeiten dieser Zeit bei Hergenröther zum erstenmal, wenigstens in Deutschland, in ihrem wahren Lichte, beziehungsweise Dunkel zu stehen. So u. a. auch Erasmus. „Erasmus starb übrigens am 12. Juli 1536 als Katholik.“

Man hat bezüglich Hergenröthers Conciliengeschichte gesagt, der Verfasser habe seinen Standpunkt in Rom, nicht in Deutschland genommen. Was will man damit jagen? Rom ist ja die Hauptstadt der christlichen Welt, von da aus über-schaute man das Ganze und jeder Katholik sagt noch immer, was Hieronymus sagte: „Si quis cathedrae Petri jungitur, meus est.“ Außerhalb Petri Felsen gibt es keinen Standpunkt, auf welchem sich stehen läßt. Will man aber damit

andeuten, daß Hergenröther mehr Advocat, als rein objectiver Historiker ist, so weist ich ihn auf die Erlangung der Decretbulle (S. 605), auf Campeggios Schreiben an den Papst über das Concil (S. 765), und so viele andere Stellen, wo es klar zutage tritt, daß bei Hergenröther vor allem der Grundsatz gilt: *Magis amica veritas*.

Dieser neunte Band der Conciliengeschichte gehört in jede Bibliothek. Man lasse sich nicht abschrecken durch den Titel. Das Buch macht für sich ein abgeschlossenes Ganzes aus, das man nennen könnte: Geschichte der Entstehung der sogenannten Reformation. Man braucht deswegen die anderen Bände sich nicht anzuschaffen. Der Preis ist fabelhaft billig und wenn jemand sich den unnützen Ballast vieler Zeitungen und Zeitschriften von Halse schafft, kann er sich leicht des Besitzes wahrhaft guter Bücher erfreuen.

Ein paar kleinere Bemerkungen über nebensächliche Dinge seien mir erlaubt. Sie betreffen fast nur die Schreibweise einiger Namen. Anstatt „das Eldorado“ würde „das Dorado“ oder „Eldorado“ wünschenswerter scheinen. Ferner sollte „Cardinal Entwort“ van Entwvoort heißen. Ebenowenig ist Heß richtig, sondern muß sein: van Heeze, und zwar nicht Theodorich, sondern Theodorus. Der berühmte Wiedertäufer wird „Jan Bockelson von Leiden“ genannt. Dies soll heißen: Jan, der Sohn Bockholds. „Hadrian Dedel war arm.“ — Papst Adrian führte keinen Familiennamen, gewiß nicht den von Dedel. Nur die Adels- und Patriciergeschlechter, wie die Dedels sind, hatten in Utrecht einen Namen. Würde Adrian VI. Dedel geheißen haben, so wäre er gewiß nicht arm gewesen. In den Archiven der Stadt Utrecht ist denn auch nur, wie in den Matriceln der Universität Löwen, von Adrian, dem Sohne des Florentius, die Rede. Er war aber auch nicht arm. Die Bezeichnung pauper im Curialstil und im Verzeichniß der Universitäts-Stipendien will auch heutzutage nicht immer sagen, daß der betreffende arm, d. i. bedürftig ist. Adrian VI. entproß einer bürgerlichen Familie in Utrecht, der aber ein Stipendium des vielbegabten Löwener Studenten nicht unlieb war.

Hegensburg.

Professor Dr. Gerhard Vermeulen.

7. **Hiob** nach Georg Hoffmann, Professor in Kiel. Haeslers Verlag, Kiel. 1891. 8°. 106 S. Preis M. 2. — = fl. 1.20.

Der Verfasser gibt uns hier eine Uebersetzung des Buches Hiob in der Absicht, den Gedankenzusammenhang des Gedichtes, der in dem Bau des Ganzen wie hinter und zwischen den Gleichnissen und Gliedern der Rede verhiiltet liegt, ausdrücklich hervortreten zu lassen. Hierzu sei zunächst bemerkt, daß eine einfache Uebersetzung mit einigen wenigen Noten gerade beim Buche Hiob keinem Theologen, geschweige denn einem Laien ein Verständnis dieses schwierigen Buches zu vermitteln instande ist.

In seiner Einleitung (S. 1—35) unterscheidet Hoffmann, der den Grundsätzen der neuern rationalistischen Anschauungen hinsichtlich der Bibel huldigt, die jetzige Gestalt des Buches Hiob von der ursprünglichen Anlage, welcher der Zweck zugrunde lag, zu zeigen, daß das Leiden des Menschen größer ist, als seine Schuld vor Gott. Hiob ist ein Typus des leidenden Volkes, die Gerechten müssen leiden, weil sie Werkzeuge Gottes zur Verbreitung seiner Anerkennung, Vorbilder und Befreier und auch Sühnopfer seines Volkes sein sollen welche die Unzulänglichkeit der Gesamtheit ersehen sollen. Hiob ist der Typus des Volkes Israel, das nach seiner Zersplitterung in Babel wieder eine organisierte Gemeinde wurde. Der Verfasser des Buches habe daher den Begriff der Vollkommenheit und Frömmigkeit des Geschlagenen nicht aus unmittelbarer Erfahrung geschöpft, sondern aus dem Studium der Propheten nachempfunden. Ein Leser dieses unverkehrten Buches, der nicht verstand, wie Hiob bei der Kühnheit seiner Sprache Recht behalten konnte, vertheidete sich in einen vierten Gegner Elishu und schob dessen Reden ein. Seine Ergänzung bestche aus lauter Rede- und Gedankenreihen, welche

allen Theilen entlehnt sei und keinen neuen Gesichtspunkt eröffnen, sondern nur den dagewesenen verschärfen. Nicht genug damit, wird die gegenwärtige Gestalt des Buches einem Eiferer, dem eigentlichen „Zerstörer“ des ursprünglichen Buches zugeschrieben, der mit dreister Hand in die letzten Reden der Gegner griff, ihnen die glänzendsten Schilderungen der jenseitigen Ansichten entnahm und sie Hiob unterlegte, so daß dieser nunmehr als wankelmüthiger und bußfertiger Sünder erschien und der Bedingung der Elishureden für seine Begnadigung entsprach. Dadurch sei das ursprünglich planmäßige Buch Hiobs zerstört worden. Der Verfasser des Buches Hiob sei daher jünger, als Jeremias und Sacharja, deren Aussprüche er benützt habe und lebte mithin in der Perserzeit, wahrscheinlich in Palästina und schöpfte seinen Stoff theilweise aus der Lectüre.

Nun, wir Katholiken beneiden die protestantischen Kritiker nicht um die Resultate ihrer kritischen Forschungen und halten unentwegt fest an dem göttlichen Charakter der heiligen Schriften, selbst auf die Gefahr hin, als weniger gelehrt oder gar als Rückschrittler zu gelten.

Wien. Dr. Hermann Zichofke, k. k. Hofrath und Univ.-Prof.

8) **Die XIV Stationen des heiligen Kreuzweges nach Compositionen der Malerschule des Klosters Beuron.**

Mit einleitendem und erklärenden Text von Dr. Paul Keppeler, Professor der Theologie, Vorstand des christlichen Kunstvereines der Diöcese Rottenburg. Freiburg, Herder, 1891. 14 Phototypien in Quer-Großfolio in eleganter Mappe. gr. 8°. IV und 167 S. Text. Preis cart. in Halbleinwand M. 10.— = fl. 6.—, in eleganter Feinwandmappe mit Goldtitel M. 13.50 = fl. 8.10; der Text allein in Halbleinwand M. 1.20 = fl. —.72.

Wer die Bilder dieses Kreuzweges betrachtet, muß sich eigenthümlich angeregt fühlen. Einen solchen Kreuzweg, so ascetisch streng und künstlerisch anziehend hat er wohl nie gesehen. Wir wollen das in sensu composito verstanden wissen; denn Gott sei Dank, die christliche Kunst hat diesen Gegenstand oft schon und besonders in unserem Jahrhunderte — Overbeck, Schwind, Führich, Steinle, Schraudolph, Deschwenden, Klein, Schmalzl, — in classischer Weise behandelt. In die Schar dieser gottbegnadeten Künstler treten die Beuroner ebenbürtig und sui juris ein. Das wollen wir mit obigem Ausdruck sagen.

Der begleitende Text Keppeler's gibt nicht bloß eine Erklärung der Bilder, sondern auch eine Geschichte des Kreuzweges überhaupt und behandelt die Kreuzweg-Andacht und die bildende Kunst. Dadurch gestaltet sich die Schrift zu einer anziehenden, lehrreichen Monographie über den Gegenstand im Großen und gewinnt so bleibenden Wert. Wer über den Kreuzweg zu reden oder zu schreiben hat, wird in ihr sehr vieles — auch eine reiche Literatur — finden. Die Ausstattung ist sehr schön.

Einz.

Professor Dr. M. Hiptmair.

9) **Die Motive des Glaubens in der urkirchlichen Lehrverkündigung und Die Beweise des Glaubens in der Väterzeit** betiteln sich zwei apologetische Aufsätze, welche Dr. Grupp im Jahre 1890 im „Augsburger Pastoralblatt“ veröffentlicht hat und welche im Laufe des vorigen Jahres in der Form einer Broschüre erschienen.

Wir haben es hier, wie die Titel andeuten, mit einer aus den ältesten und ehrwürdigsten Quellen geschöpften Vertheidigung katholischer Wahrheiten zu thun.

Die heilige Schrift des neuen Testaments und die apostolischen Väter, wie Clemens von Rom, der Barnabasbrief, die Zwölfapostellehre, die Briefe des heiligen Mar-
tyrers Ignatius werden zur Vertheidigung in ausgiebiger und geschickter Weise
herangezogen. Das Broschürchen wird nicht ohne Interesse gelesen werden.

Linz.

Professor Dr. Martin Fuchs.

- 10) **Friedliche Antworten** auf verschiedene moderne Einwürfe gegen
Religion, Christenthum und Kirche von Pfarrer Heinrich Josef Reitz-
mayer in Mainz. Paderborn. Druck und Verlag von F. Schöningh.
1892. Preis 80 Pf. = 48 kr.

In kurzen Artikeln tritt der Verfasser verschiedenen gegen das Christen-
thum, ihre Lehren und Gebote gerichteten Anwürfen entgegen.

Das Schriftchen setzt nicht gelehrte Gegner, sondern jene außerordentlich
große Anzahl jogenannter Gebildeter voraus, welche von der Religion kaum mehr
als den Namen wissen. Deshalb ist auch die Lösung der Einreden obson nicht
wertlos, nicht immer wissenschaftlich erschöpfend. Auch herrscht, wie der Verfasser
in der Vorrede hervorhebt, in der Anlage und Reihenfolge der 44 Paragraphen,
die das Schriftchen enthält, keine systematische Ordnung. Damit soll jedoch nicht
gesagt sein, daß keine Ordnung möglich gewesen wäre; im Gegentheil würde die
Arbeit gewonnen haben, wenn die gegen ein und dieselbe Lehre oder gegen das-
selbe kirchliche Gebot gerichteten Schwierigkeiten schön mitammen oder nacheinander
abgefertigt würden. Ebenso hätte es sich empfohlen, wenn die kirchlichen Dogmen
und Gebote in der gewöhnlichen Reihenfolge zur Behandlung gekommen wären.
Uebrigens macht die Wärme und Ueberzeugung, womit der Verfasser für die
Sache der Kirche eintritt, einen wohlthuenden Eindruck und wird das bescheidene
Werk in den Kreisen, für die es berechnet ist, recht nützlich wirken.

Linz.

Dr. Fuchs.

- 11) **Ein Cyclus christologischer Gemälde** aus der Kata-
kombe der Heiligen Petrus und Marcellinus, zum erstenmal
herausgegeben und erläutert von Josef Wilpert. Mit neun Tafeln
Lichtdruck, 58 Seiten Text. Freiburg, bei Herder. Folio. Preis M. 8.—
= fl. 4.80.

Von unberechenbarer Wichtigkeit ist selbstverständlich eine möglichst
genaue Erforschung der Katakomben nach allen ihren höchst interessanten
Seiten, denn sie sind ja die reichsten Fundgruben der altchristlichen Kunst.
Mit Beziehung auf Malerei gilt dies in ganz bevorzugter Weise, da die
ältesten eigentlichen Gemälde mit dem Pinsel und als monumentale Ver-
zierung der Wände und Decken eben nur in den Katakomben erhalten sind.

Bereits anfangs des 17. Jahrhunderts haben die Italiener Bosio und
Giacconio begonnen, die Katakomben einer wissenschaftlichen Forschung zu unter-
ziehen und dabei selbst den Malereien einige Aufmerksamkeit geschenkt. Sie ließen
auch Gemälde abzeichnen, nahmen aber diese wichtige Aufgabe nicht so genau und
überließen das Abzeichnen der Willkür der damit Betheiligten. Diese hatten, wie
wiederholt nachgewiesen wurde, weder ein Verständnis des Alterthums, noch Ge-
duld und Fleiß, dem Original entsprechende Copien wiederzugeben. Ja sie machten
sich ihre Aufträge sehr leicht und übergiengen einfach jene Bilder, die nicht mehr
gut sichtbar oder überhaupt schwer näher zu bestimmen waren. Seit dieser Zeit
hat der Zahn der Zeit in Verbindung mit anderen Mißhandlungen an vielen
Stellen arge Verwüstungen angerichtet, so daß heute eine neue Prüfung um vieles
schwieriger geworden ist. Indes der bereits bekannte tüchtige Katakombenforscher
Josef Wilpert wollte bei seinem anerkannten Bienenfleiß doch einen Versuch
genauerer Nachforschung machen. Als Resultat liegt uns obengenanntes interessantes
Heft vor. Er begann mit den Gemälden einer Grabkammer in der Katakombe
der Heiligen Petrus und Marcellinus, die ebenfalls auch schon Bosio untersucht

hat. Wilpert entdeckte bei Kerzenlicht zuerst zwei ausschreitende Figuren, welche auch die Hände vorstreckten, als wollten sie jemanden etwas anbieten; aus ihrer phrygischen Mütze schloß er auf eine Anbetung der Magier, von denen, wie auf einem anderen Bilde in dem nämlichen Coemeterium, nur zwei auftraten, anstatt eines dritten fand er bald nachher Maria mit dem Kinde sitzend, aber ohne Kopfbedeckung und mit beiden Händen den göttlichen Sohn haltend. Eine ganz ähnliche Frauengestalt kam über dem Eingang der Krypta zum Vorschein und von der Rechten naht ihr ein Mann in langer Tunica und Pallium; er zieht dieses mit der Linken herauf, während er die Rechte zum Redegestus erhoben hat. Wilpert nimmt keinen Anstand, hierin Gabriel, der heiligen Jungfrau die frohe Botschaft bringend, zu erkennen. Von diesen zwei Madonnenbildern glaubte er auch auf die Entdeckung der Geburt Christi schließen zu können, allein die fragliche Stelle im nächsten Felde zu constatieren, blieb erfolglos, und es mußte zum Studium des vierten Bildes *volens nolens* übergegangen werden. Hier waren zuerst zwei männliche Figuren zu erkennen, welche auf eine dritte zuzugehen schienen, die sich auf ein Knie niedergelassen hatte. Bald ward mitten über ihnen eine mehrstrahlige Sternform sichtbar, welche deutlich sagte, es seien hier die drei Weisen dargestellt nach Matth. 2, 10: „*videntes autem stellam gravisi sunt gaudio magno valde.*“ Wiederum zum Felde der präsumtiven „Geburt Christi“ zurückkehrend, gelang es doch noch etwas zu entdecken, nämlich die „Taufe Christi“, eine sehr seltene Darstellung. Eine männliche Figur legt die Rechte auf den Kopf eines betenden Knaben, darüber erscheint eine Taubengestalt. Weniger Schwierigkeiten machte das Bild in der Mitte; da erscheint Christus sitzend mit erhobener Rechten und, wie man annehmen darf, mit einer Rolle in der Linken; zu seinen Füßen steht mit angelehntem Deckel das runde *serinium* für die Schriftrollen; auf beiden Seiten sitzen je vier männliche Figuren. Den Inhalt gibt Wilpert als Gerichtsscene an, wo Christus mit Heiligen über Verstorbene zu Gericht sitzt und fügt bei, daß er dies in der ersten Vieserung seiner Studien über altchristliche Bildwerke durch Vergleichung mit anderen Gemälden beweisen werde. In den noch übrigen vier Eckfeldern sind Einzelfiguren zu unterscheiden, die einen zwei mit langer Tunica und Pallium, die zwei anderen mit kurzer Tunica allein bekleidet; haben erstere die Hände zum Gebete erhoben als bekannte Dranten, so zeigten sich die zwei anderen als den guten Hirten. Auch noch andere Gemälde erkannte unser Auctor und gibt auch Nachricht über seine Untersuchungen in technischer Hinsicht. Interessant sind die verschiedenen Schlußfolgerungen, welche aus diesen neuentdeckten Gemälden gemacht werden, z. B. über Stern und Monogramm Christi, daß sie nämlich in einer dieser Scenen gleichbedeutend erschienen, dann über die Dreizahl der Magier seit dem höchsten Alterthume u. s. w. Bezüglich der Dranten muß man sich aber noch immer mit der Doppeldeutung begnügen, ob diese nämlich bereits selig gedachte Seelen darstellen oder solche, denen man die Seligkeit wünscht.

Aus diesen und ähnlichen fleißigen Forschungen Wilperts und anderer neueren Leistungen leuchtet die erfreuliche Aussicht hervor, daß die Gemälde in den Katakomben noch zu höchst überraschenden Resultaten führen werden.

Terlan, Südtirol. K. k. Conservator und Beneficiat Karl Mz.

12) „**Der Kunstfreund**“, herausgegeben von Karl Mz, k. k. Conservator, Priester in Terlan, erscheint monatlich einmal. Preis pro Jahrgang inclusive Postversendung fl. 1.80 = M. 3.60. Zu bestellen bei der Administration (Buchdruckerei von Josef Egger, vormalig J. Wohlgemuth) in Bozen.

Dieses Tiroler Kunstblatt steht bereits im achten Jahre, dient seit Beginn, auch in der neuen Folge, gemäß seiner Devise wirklich „dem Wahren und Schönen“ und bietet eine „kurze Rundschau auf dem Gebiete der bildenden Künste alter und neuer Zeit mit praktischen Winken in Wort und Bild“.

Als Beilage erschien bisher „die reich illustrierte Kunstgeschichte Tirols“, welche natürlich auch außer Land mit großem Nutzen gelesen wird.

Die Nummern 1 und 2 i. J. brachten Artikel von allgemeinem Wert: „Weihnachten und die christliche Kunst“, „Ueber die Darstellung der Engel in der bildenden Kunst“, Nr. 3 „Die Apostelstatuen in der Pfarrkirche von Meran in Verbindung mit einer iconographischen Studie“ und die „romanische Wandmalerei in St. Margareth zu Lana“. Ueberhaupt findet man in dieser illustrierten Zeitschrift öfters kurze Beschreibungen alter Kunstgegenstände, Bücheranzeigen oder Besprechungen, praktische Lösungen gestellter Anfragen und allerhand recht brauchbare oder doch interessante Notizen. Sie kann daher mit gutem Gewissen warm empfohlen werden von einem ihrer Abonnenten seit Beginn derselben, von Egendorf. Pfarrvicar P. Johannes Geistberger O. S. B.

13) **Geist des Oratorianers P. Fr. W. Faber.** Perlen aus seinen Schriften in systematischer Ordnung. Herausgeg. von P. Bernhard. Regensburg, Manz. 1887. 382 S. Preis M. 3.— = fl. 1.80.

Faber (gestorben zu London 1863), der für die Kirche aufs höchste begeisterte Convertit und tiefsinnige Theologe, war zugleich ein sehr fruchtbarer ascetischer Schriftsteller. Vorliegendes Werk bietet eine Blumenlese aus verschiedenen Schriften Fabers über die Hauptthemata der Religion: Gott, Schöpfung, Mensch, Menschwerdung, Bethlehem und Nazareth, Gethsemani und Golgatha u. s. w. Wer sich brevi manu über den Charakter der Faber'schen Werke orientieren will, dem wird die „Blumenlese“ willkommen sein. Die Uebersetzung ist, einige Verstöße (wie z. B. S. 12: „während er gibt vor“) abgerechnet, gut. Das Buch eignet sich jedoch nur für theologisch Gebildete zur Lectüre.

Brixen.

Professor Dr. Moïse Eberhart.

14) **Der Socialismus.** Eine Untersuchung seiner Grundlagen und Durchführbarkeit. Von Victor Cathrein S. J. Separatabdruck aus des Verfassers „Moralphilosophie“. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags- handlung. 1890. VIII und 116 S. Preis M. 1.20 = fl. —.72.

Vorliegende Schrift, in welcher der Herr Verfasser etwas zur Abwehr der drohenden socialistischen Gefahr auf dem Wege der Belehrung beitragen will, ist eine klare und wissenschaftliche Auseinandersetzung und Widerlegung des Socialismus.

Nach vorausgeschickter Definition und kurzer Geschichte des Socialismus erörtert der Verfasser die Unhaltbarkeit der philosophischen, religiösen und volkswirtschaftlichen Grundlagen des Socialismus, sowie dessen Abstammung vom Liberalismus; sodann führt er den Beweis, daß die Verwirklichung der socialistischen Pläne in ihrer Gesamtheit ein Ding der Unmöglichkeit sei, weil einerseits die von den Socialisten vorgeschlagene Organisation der Arbeit, andererseits die von denselben verlangte Theilung der Productions-Erträgnisse undurchführbar ist. Jenen, welche im Drange der Berufsarbeiten keine Gelegenheit finden, sich eingehenden Studien über den Socialismus zu widmen, wird vorliegende Schrift ein willkommenener Wegweiser sein.

Münch.

Professor Dr. Franz Janitz.

15) **Praktisches Geschäftsbuch für den Curatelerus Oesterreichs.** Zusammengestellt von P. Wolfgang Dannerbauer, Capitular von Kremsmünster, wirklicher Consistorialrath von Linz u. unter Mitwirkung von Johann Pugneth, Pfarrer in Neumarkt. Herausgegeben von der Redaction des „Correspondenzblatt für den katholischen Clerus Oesterreichs“. Wien. 1892. Verlag von Karl Fromme. Lexicon-octav-Format. Erste Lieferung. Preis 36 kr., mit Postversendung 38 kr. (Für Abonnenten des „Correspondenzblatt“ 32 kr., respective 34 kr.)

Das ganze Werk erscheint circa 72 Bogen stark in 24 halbmonatlichen Lieferungen. Der erste Theil behandelt den Geschäftsstil und die Geschäftsstücke der Pfarrkanzlei in drei Abtheilungen: 1. Geistlicher Geschäftsstil im eigentlichen Sinne, 2. Geschäftsstücke der Pfarrkanzlei Registratur, Archiv, Matrikenführung). Der zweite Theil behandelt die Ehe-Angelegenheiten — allgemeines Eherecht, Militäreherecht, Ehescheidung. Der dritte Theil behandelt pfarrliche, kirchliche und Seelsorge-Agenden. Dieser Theil ist eine Art Conversations-Lexikon und Nachschlagebuch. So werden z. B. unter dem Schlagworte „Conversionen“ alle darauf bezüglichen kirchlichen und staatlichen Gesetze zu finden sein. Der vierte Theil enthält Formularien, der fünfte Theil ist ein sorgfältig gearbeiteter Index.

Die vorliegende erste Lieferung ist mit großem Fleiße gearbeitet, stellenweise enthält sie jedoch ganz selbstverständliche Winke, z. B. daß die Pfarrkanzlei einen bequemen Schreibtiß habe, daß man guter Tinte sich bediene, nicht gefehlt conjugiere und decliniere. Das Werk ist für Pfarrkanzleien mit großem Geschäftsverkehre — mandenke an Pfarrsprengeln mit 20.000, ja sogar 60.000 Seelen — ein geradezu unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch. Wer da weiß, wie empfindlich man in unserer Zeit in puncto der Titulatur ist, wird dem Verfasser Dank wissen, daß er in dieser Beziehung die vollständigste Zusammenstellung alles diesem Genre nothwendigen verfügt hat. Seite 33 ist der Satz: „In den Bereich der geistlichen Geschäftsstücke ziehen wir auch solche Materien, früher oder später den weltlichen Notariaten zugewiesen werden“ offenbar durch eine Auslassung gänzlich unverständlich. Das gelbliche Papier schon das Auge, Druck gefällig.

Es sei dieses Buch dem hochwürdigen Clerus Oesterreichs als ein Werk heimischen Fleißes bestens empfohlen. Den Veteranen wird es als Nachschlagebuch in seltener vorkommenden Agenden treffliche Dienste leisten, die Juniores wird es in den geschäftlichen Verkehr einführen, allen wird es zeigen, wie man unserem schreibeselligen Jahrhundert, das dem Clerus eine solche Last aufgehast hat, die er jedoch aus Liebe zu den Seelen gerne auf sich nimmt, den Zoll des äußeren Decorums bezahlen kann. Die einzelnen Lieferungen nach ihrem Erscheinen zu besprechen, nimmt sich die Redaction vor.

Wien.

Karl Kraja.

16) **Sveti Pavel**, apostol sveta in učitelj narodov. — Njegovo življenje in delovanje opisal Dr. Mihael Napotnik. knez in škof Lavantinski. — V Mariboru 1892. Založil pisatelj. — Natisnila tiskarn a sv. Cirila. Das heißt zu deutsch:

Der heilige Paulus, der Weltapostel und Völkerlehrer. Sein Leben und Wirken, dargestellt von Dr. Michael Napotnik, Fürstbischhof von Lavant. Marburg 1892. Im Verlag des Verfassers. Druck der St. Cyrillus-Buchdruckerei.

So betitelt sich die jüngst aus der rastlos thätigen Feder des hochgelehrten ehemaligen Studiendirectors bei St. Augustin in Wien, nun hochwürdigsten Fürstbischhofs von Marburg hervorgegangene Schrift von 143 Seiten in Großoctav, die der väterlich sorgsame Oberhirt ganz besonders seinem Diöcesanclerus gewidmet hat.

Da mir eine Kritik dieses von staunenerregender Belesenheit des hochwürdigsten Auctors zeugenden Werkes nicht zusteht, will ich mich darauf beschränken, die ma lanten Aufschriften der 25 Paragraphen oder Absätze dieser in der slowenischen Literatur einzig dastehenden Monographie in möglichst getreuer Uebersetzung wiederzugeben.

§ 1 führt die kurze Aufschrift: „Saulus“, § 2 dagegen „Sanct Paulus“. Die §§ 3 bis 5 erläutern des hl. Paulus apostolische Tugend des Glaubens; der Hoffnung (4) und der Liebe (5). § 6 des hl. Paulus Freiheit (libertas) und Allgemeinheit (Universalität) der Lehre Jesu. §§ 7 bis 10 St. Paulus als Apostel für die ganze Erde, für alle Orte, alle Nationen, alle Stände. § 11 behandelt St. Paulus als heiligen Schriftsteller; (§ 12) dessen Stil; (13) dessen Eigenthümlichkeit oder Charakteristik. § 14 die Leiden des hl. Paulus; (15) seine Unerschrockenheit; (16) seine Wunder; (17) seine Demuth; (18) seine Enthaltsamkeit (ein gar wunderliebliches Capitel). § 19 das Gebet als Stütze des hl. Paulus; § 20 das Herz des hl. Paulus und (21) seine Liebe zum israelitischen Volke (ein langer und lehrreicher Abschnitt). § 22 die Jünger (Schüler) des hl. Paulus und (§ 23) seine äußere Gestalt (Erscheinung). Im § 24 wird die hohe Bedeutung des Lebens und der Thätigkeit des hl. Paulus, im § 25 endlich sein Tod geschildert. —

Nicht bloß die damit bewidmeten Priester, sondern auch intelligente Laien werden dieses geist- und gemüthvolle Buch mit vielem Vergnügen wie auch mit großem Nutzen lesen und es wieder lesen.

St. Martin im Rosenthal.

Barthol. Boh, Pfarrer.

- 17) **Der katholische Priester vor 1500 Jahren.** Priester und Priesterthum nach der Darstellung des hl. Hieronymus gezeichnet von Dr. Arthur König, a. o. Professor an der Universität Breslau. VIII und 204 S. in 8°. Breslau, Aderholz. 1890. Preis M. 2.40 = fl. 1.44.

Solange es Priester-Seminarien und Priester geben wird, wird obiges Büchlein zeitgemäß und höchst empfehlenswert sein und bleiben. Der Beruf, die Vorbereitung zum Priesteramte, des Priesters Pflichten im Privatleben und in der Oeffentlichkeit sind mit den Worten des hl. Hieronymus in anziehender, herzerwärmender Weise geschildert. In den Anmerkungen ist die genaue Quellenangabe verzeichnet, die vorzüglich einladet und anleitet, den „Priester von Bethlehem selbst zur Hand zu nehmen. Die patristische Wissenschaft ist hier ganz ausgezeichnet dem praktischen Leben dienstbar gemacht. Die stets alte und stets neue Wahrheit und Schönheit der katholischen Kirche strahlt im hellsten Lichte, wenn der Priester des 19. Jahrhunderts den des vierten Jahrhunderts sich zum Muster nehmen kann.

Mautern.

Lector P. August Kössler C. SS. R.

- 18) **Dr. Konrad Martin**, Bischof von Paderborn. Ein biographischer Versuch von Dr. Christian Stamm, Geheimsecretär des Verstorbenen und Domcapitular Mit Porträt. 555 S. 8°. Paderborn, Junfermann'sche Buchhandlung. 1892. Preis M. 5.— = fl. 3.—.
- 19) **Urkundenbuch** zur Biographie des Dr. Konrad Martin, Bischofs von Paderborn. Von Dr. Christian Stamm. 444 S. 8°. Paderborn, Junfermann'sche Buchhandlung. 1892. Preis M. 4.50 = fl. 2.70.

Domcapitular Stamm hat den großen Verdiensten, welche er sich bereits durch Herausgabe der Kanzelvorträge und der Hirtenbriefe, sowie verschiedener kleinerer Schriften aus dem literarischen Nachlasse des hochseligen Bischofs Konrad erworben, durch eine ausführliche Darstellung des thaten- und segensreichen Lebens desselben und durch Sammlung und Veröffentlichung der wichtigsten darauf bezüglichen „Urkunden“ die Krone aufgesetzt.

Vieljähriger inniger Verkehr mit dem Verewigten, große Vertrautheit mit den zahlreichen Werken und Schriften desselben, tiefes Verständnis der Zeitverhältnisse, gewissenhafte Benutzung aller einschlägigen Documente und liebevolle Hingabe an die Aufgabe haben ihn instandgesetzt, ein Lebensbild zu zeichnen, das in allen feinen Zügen treu und wahr ist und das man nicht nur mit Interesse,

sondern mit Bewunderung betrachtet. Das „Stuttgarter deutsche Volksblatt“ sagte in einem ausführlichen Nekrologe über den hochseligen Bischof Konrad: „Der unparteiische Geschichtsschreiber wird dem Namen Konrad Martin den Ausruf beilegen: ‚Ecce sacerdos magnus‘, d. h. er war ein großer Priester, ein großer Mann.“ Dieses Urtheil findet in der vortrefflichen Biographie seine volle Bestätigung. Bischof Konrad war in der That ein großer Mann, groß in seinem unerschütterlichen Glaubensmuth, groß in seinem brennenden Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, groß in seiner treuen Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und seiner glühenden Liebe zu dem Nachfolger des hl. Petrus, groß in seiner kindlichen Frömmigkeit, groß in seinem heldenmüthigen Opfergeiste, der ihn auf alles verzichten und alles dulden ließ, als es sich um die Vertheidigung der göttlichen Rechte der Kirche handelte; er war eine Zierde des deutschen Episcopates, ein heiligmäßiger Bischof. Die Betrachtung eines solchen Lebens kann nur veredelnd und stärkend und begeistern wirken.

Marhus (Dänemark).

Johann B. Lohmann S. J.

20) **Bibliotheca catholica Societatis Jesu.** Verzeichniß der wichtigsten über den Orden und einzelne Mitglieder der Gesellschaft Jesu von 1830—1891 sowohl apologetischen, biographischen und historischen, als auch die pädagogischen und die Missionsthätigkeit umfassenden, von katholischer Seite erschienenen Werke, Predigten und Andachtsbücher. Mit einem Auctoren- und einem Stichwort-Register versehen. Von Mario Silv. Tavagnutti. (Wien und Leipzig, Austria, Drecher & Comp. 1891. 8°. 44 S. Preis 30 kr. = 60 Pf.)

Die „katholische Bücherrunde“ des mit ausdauerndem Fleiße und außerordentlichen bibliographischen Kenntnissen begabten Auctors hat durch diese Lieferung das VI. Heft erhalten. Es ist aber in sich wiederum nur die erste Abtheilung einer bisher fehlenden allgemeinen Bibliotheca monastica der letzten fünfzig Jahre, welche auch über die anderen Orden sich erstrecken wird, sobald der noch früher einzureihende fünfte Theil, d. i. die Bibliotheca catholica generalis in etwa vier Heften verausgabt ist.

Der Auctor hat durch die genannte Arbeit über den Orden der Gesellschaft Jesu zunächst dessen Mitglieder zu besonderem Danke verpflichtet, indem die bisher bestehenden (und fortzusetzenden) Werke der PP. Bader-Carrayon-Sommervogel S. J. nur die von Ordensmitgliedern verfaßten Werke enthalten, Tavagnutti aber auch die von andern Auctoren (vorzugsweise jedoch die in deutscher Sprache) verfaßten Werke, mit Ausschluß der gegnerischen Literatur aufzählt; der Verfasser gibt jedoch mit diesem ersten Hefte der Bibliotheca monastica, mit dem er sowohl wegen persönlicher Hochschätzung des Ordens, als wegen der Zeitverhältnisse in Deutschland den Anfang machen wollte, den Plan und die Anregung auch zur Zusammenstellung der Literatur der übrigen Orden und ersucht um Mittheilungen zur rechtzeitigen Vervollständigung. Aus diesem Grunde erlauben wir uns, für folgende Auflagen des erschienenen Heftes noch auf folgende Ergänzungen aufmerksam zu machen, wobei wir dabei von der zahlreichen in fremden (besonders lateinischen, französischen und italienischen) Sprachen erschienenen Werken, zumal von mehreren auf die Ratio studiorum sich beziehenden, innerhalb der letzten fünfzig Jahre verfaßten Erläuterungen absehen zum ersten allgemeinen Theil: A. Amman, Jesuiten, von einem Jesuiten (Augsb. A. 1854). Konrad Bläser) (= Andr. Kobler), die Revolution und die Jesuiten (Linz, E. 1876). Dr. J. Diendorfer, die Aufhebung der Jesuiten im Bisthum Passau (Passau A. 1891 — nach Schluß des Heftes erschienen). Dr. J. Senestrey, Bischof von Regensburg, die kirchliche Freiheit und die bayerische Gesetzgebung mit Rückblick auf die Jesuitenfrage in Regensburg (Regensburg M. 1867). Gleichfalls die Jesuiten-

frage 2c. (ebenda 1867). — Zum zweiten besonderen Theil: Freudhofmaier, Schriften des hl. Aloisius (Wien, M. 1881). Niederegger S. J., der hl. Aloisius ist S. 44 als Nachtrag; doch ist übersehen: Stöger S. J., Aloisi-Büchlein (Graz, zweite Auflage 1844). Der hl. Joh. Verchmans, aus dem Französischen (Straßburg L. R. 1866). Der ehrm. P. Chable und die deutsche Mission in Paris (Paris S. 1860). Erinnerungen an Cardinal Franzelin (Bresburg, A. 1887). — Merkwürdigerweise fehlen alle Lebensgeschichten vom hl. Franz Regis S. J., über den doch wenigstens drei in den letzten fünfzig Jahren in deutscher Sprache erschienen (Augsburg, Schmid 1843, Bonn, Wittmann 1847 und besonders von Toussaint, Mainz A. 1882). — Ueber den hl. Franz Xaver wäre zu ergänzen: Ed de Vos S. J., Leben und Briefe des hl. Franz Xaver (zwei Bände, Regensburg, M. 1877), daraus der kurze Auszug: Doensbroeck S. J., Der Geist des hl. Franz Xaver (Paderborn, Sch. 1891). — Leben des sel. Mart. Ignatius Azevedo S. J. nach dem Lateinischen des Bossinus S. J. (Bresburg, Schr. 1855). Japanische Märtyrer, nach Page von Dr. Rump (Münster, Th. 1862). P. Phil. Jeningen S. J., Leben und Tugenden, bearbeitet nach Hausen S. J. (Regensburg, M. 1873), ebenso . . . nach Bergmayer von A. Biscalar S. J. (Paderborn, Sch 1859). Ign. Parhammers und Fz. A. Margers Leben und Wirken, von G. Rieder (Wien, M. 1872).

Freinberg bei Linz.

Professor P. Georg Kolb S. J.

21) „**Culturgegeschichtliche Bilder aus Tirol**“ von L. Rapp. Brixen. Weger. 1892. 126 S. Preis fl. —.60 = M. 1.20.

Der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete tirolischer Geschichtsforschung wohlbekannte Verfasser bietet uns in diesen (zehn) „culturgegeschichtlichen Bildern“ recht interessante Beiträge zur tirolischen Kirchengeschichte des 16. bis 19. Jahrh.

Einige derselben sind bereits früher in der „Ferdinandeums-Zeitschrift“ und in den „Katholischen Blättern aus Tirol“ (die seit geraumer Zeit nicht mehr erscheinen), veröffentlicht worden. Behandelt das erste Bild „die protestantische Bewegung im Zillertale im 16. Jahrhundert“, so bietet das zweite einen recht interessanten Beitrag zur religiösen Anschauung des Volkes unter dem Titel „über das Tausen todteborner Kinder“ (aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.) Der Proceß gegen den freigeistigen Lehrer Franz Renn von Thonheim (das damals zur Diocese Augsburg gehörte) aus dem Jahre 1728 ist der Inhalt des dritten Bildes. Schon in die Zeit der Aufklärung fallen „die Jagd nach verbotenen Büchern zu St. Jakob im Arentthale 1758“ (viertes Bild) und besonders „die staatsgefährliche Predigt des Pfarrers von Nauders, Anton Haberle, 1787“ (fünftes Bild); der zweite, incriminierte Theil der Predigt ist im Wortlaute mitgetheilt. Dieser Vorfall ist für die Beurtheilung der kirchen-politischen Verhältnisse Tirols in jenen Jahren beachtenswert. In dieselbe Zeit fällt die in dem sechsten Bilde behandelte „Malesizgeschichte im Paznaun“ aus dem Jahre 1789. Das siebente Bild, „Jakobinerfurcht in Tirol“ (1794), gibt über die damaligen socialen und kirchen-politischen Verhältnisse Nordtirols und speciell Oberinntals schätzenswerte Aufschlüsse. Die folgenden drei Nummern behandeln Persönlichkeiten geistlichen Standes, die einander im Charakter so recht gegenüberstehen: den Decan von Fügen J. Waldbreich und den überaus „merkwürdigen Regens“ des Brixener Priesterseminars in den Jahren 1808—1809, Karl von Brugger, der in seinem Buche „Philoclerus inner dem Gebirge oder Vorschläge zur Verbesserung der Weltgeistlichkeit in Neubayern“ (1807?) die sonderbarsten Reformideen auskramte. Rapp hat denselben wirklich treffend in den Worten gekennzeichnet: „Ein merkwürdiger Regens, welcher durchaus ein leeres Priesterseminar haben wollte.“ Den Abschluß des Werkes bildet das herzerquickende Charakterbild des Pfarrers und Decans von Imst, Johann Ev. Fuhrmann † 1819, den die Grabchrift mit Recht als „sacerdotum decus“ bezeichnet. Die Arbeit stützt sich durchaus auf Originaldocumente; zum größten Theile sind dieselben auch mitgetheilt. Allen Freunden tirolischer Geschichte kann das Büchlein bestens empfohlen werden.

Hall (Tirol).

Professor P. Max Straganz O. S. Fr.

- 22) **Jesus von Nazareth, Gott in der Welt und im Sacramente.** Sechs Predigten, gehalten in der Fastenzeit 1890 in der Kirche St. Martin zu Freiburg von Pfarrer Heinrich Hansjakob. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofes von Freiburg. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags-handlung. 1890. 96 S. Preis M. 1.50 = fl. —.90.

Diese Predigten haben das allerheiligste Sacrament, den Mittelpunkt und die Seele des katholisch-kirchlichen Lebens, zum Gegenstande. Drei Betrachtungen über die Gottheit Christi werden vorausgeschickt, als Grundlage für die kirchliche Lehre von der Realprünfung. Es sind erhabene Gedanken in schöne Form gekleidet. Gewiß werden die Zuhörer mit Nutzen den auch beim Lesen mächtig ergreifenden Worten gelauscht haben. Doch erheischen diese Vorträge ein gebildetes Publicum, das bei der herrschenden Geistesrichtung, selbst im Domkanzeln nur spärlich sich einzufinden pflegt. Daher werden so ziemlich alle Prediger sich scheiden müssen, nur einzelne treffliche Gedanken zur eigenen Verwertung aus diesen Predigten zu schöpfen.

Nach Recensentenpflicht muß ich noch ein paar Bemerkungen machen. Es wird den Zuhörern wohl zu viel zugemuthet, wenn vor Jahren vorgetragene Beweise als bekannt vorausgesetzt werden und darauf sich berufen wird (S. 28). Unpassend ist es, auf der Kanzel ein erotisches Lied zu citieren (S. 34). Wenn ferner Aussprüche von Rousseau und gar von Renan und ähnlichem Gelichter zum Erweise christlicher Wahrheiten angeführt werden, so ist der apologetische Wert derselben wohl sehr präcar. Sonst empfehlen sich diese gedankentiefen, nicht im gewöhnlichen Geleise sich bewegenden Predigten besonders auch gebildeten Laien als anregende Lectüre. Die Verlags-handlung gab dem Büchlein eine noble Ausstattung.

Graz.

Alois Stradner, f.-b. Hofkaplan.

- 23) **Katholischer Hauscatechismus**, das ist gründlicher Unterricht in allem, was der katholische Christ zu glauben, zu hoffen, zu lieben und zu thun hat, um in den Himmel zu kommen, von Dr. Hermann Kolbus. Mit bischöflichen Approbationen. Druck und Verlag von Benziger, Einsiedeln. Erste Lieferung. 40 S. Preis 40 Pf. = 24 fr.

Unter dem vorstehenden Titel kündigt sich ein Volksbuch von hervorragend praktischer Bedeutung an; es soll ein religiöses Handbuch sein zum häuslichen Unterricht und ein Hilfsbuch für den Seelsorger.

Der erprobte Name des Auctors läßt etwas Gediegenes erwarten und die erste Lieferung erfüllt auch diese Erwartung vollauf. Die Darstellung der christlichen Lehre ist einfach, populär und anziehend; der Inhalt reichhaltig und praktisch. Beispiele zur Veranschaulichung sind gut ausgewählt, Druck und Ausstattung, insbesondere die künstlerischen Bignetten und Originalbilder sind sehr hübsch, wie ja von der berühmten Verlagsfirma Benziger nicht anders zu erwarten. Da das Werk in zwanzig Lieferungen erscheint und der Preis niedrig gestellt ist, so ist es auch weniger Bemittelten leichter möglich, dasselbe sich anzuschaffen. Wir hoffen dieses Volksbuch seinerzeit noch eingehender besprechen zu können und möchten es mit vorstehendem nur der weitesten Verbreitung empfohlen haben.

Graz.

Professor Dr. Oberer.

- 24) **Erstes Jahrbuch des katholischen Lehrerverbandes Deutschlands.** 1891. Eigenthum des Verbandes. Für den Buchhandel in Commission bei Ferdinand Schöningh in Paderborn. Preis M. 2.60 — fl. 1.56.

„Das religiöse Element muß dem Vereine zu einer Grundlage seiner Einrichtungen werden. Die Religiosität der Mitglieder soll das wichtigste

Ziel sein, und darum muß der christliche Glaube die ganze Organisation durchdringen. Hat der Verein in dieser Weise die Religion zum Fundamente genommen, so ist damit schon die Richtung gegeben für die Festsetzung des gegenseitigen Verhältnisses der Vereinsgenossen und die Folge ist ein einträchtiges Zusammenleben und das Gedeihen der Sache". — Diese hochbedeutende Enunciation unseres heiligen Vaters Leo XIII. haben sich die katholischen Lehrer Preußens zum Motto gewählt, als sie sich anlässlich des Katholikentages in Bochum am 28. August 1889 zusammenfanden und über Anregung des dortigen Rectors Bruck einen katholischen Lehrerverband Deutschlands ins Leben riefen.

Und wie ernst es diese gesinnungstüchtigen Jugendbildner genommen, obigen inhaltsreichen Wahlpruch ins Praktische zu übersetzen, davon gibt das vor uns liegende erste Jahrbuch dieses Vereines pro 1891 das glänzendste Zeugnis. Das nicht weniger als 221 Seiten umfassende Werk erscheint in zwei Theile gegliedert, denen ein wohldurchdachter und formvollendeter Aufsatz des gewiegten Vereinsvorstandes Rector Eladeczek aus Rattowitz über das Wesen und die Seinsberechtigung der Lehrervereine vorangeht.

Im ersten Theile, den wir als den theoretischen bezeichnen möchten, werden uns die Gründung des Verbandes und die pädagogischen Aufgaben desselben sowie die Mittel zu deren Lösung, dann die Satzungen und Mitgliedsber der Vereinsleitung vorgeführt, während der zweite Theil, der sich auf die Schulpraxis bezieht, unter Voranführung der „Zeitsterne“ für sämtliche Arbeiten höchst wertvolle Aufsätze über Begriffsbildung und die begriffliche Durcharbeitung des Lehrstoffes der Volksschule, über Stimmbildung und Stimmbildungen, sowie über die großartigen Liebeswerke des Pädagogen Don Bosco enthält. Dann folgen noch die Verfügungen der aus der Mitgliedschaft gewählten Studien-Commission bezüglich der Aufzeichnung geeigneter Jugendschriften, der Herausgabe eines Lehr- und Lernmittel-Verzeichnisses und zuletzt Recensionen empfehlenswerter Werke, Abhandlungen und Lehrbücher pädagogisch-bidactischen Inhaltes. — Ein solch reichhaltig ausgestattetes und exact redigiertes Jahrbuch ist ganz dazu angethan, nicht bloß den zahlreichen Mitgliedern dieses bereits weitverzweigten Verbandes für ihre berufliche Fortbildung treffliche Dienste zu leisten, sondern auch das Interesse für diesen Verein in immer weitere Kreise zu tragen und denselben selbst außerhalb der katholischen Lehrerschaft die vollste Achtung abzugewinnen. — Und in unserem katholischen Oesterreich? — Wann werden sich auch hier die katholisch — gesinnten Männer der Lehrerschaft zu einer ähnlichen, vom Geiste des Christenthums durchwehten Association aufraffen? — Möchte uns ein ähnliches Jahrbuch, wie das besprochene, recht bald die frohe Kunde von einem österreichischen katholischen Lehrerverbande bringen!

Reutitschein in Mähren.

P. Franz Krönes,

Volkss- und Bürgerschul-Director.

25) **Lourdes und seine Wunder.** Von P. Richard Clarke S. J.

Autorisierte Uebersetzung von Baronessa Leni Giovanelli. Mit neun Illustrationen. Einstele. Benziger. 8°. 176 S. Preis M. 1.60 = fl. —.96.

Unzählig sind die Bücher und Büchlein, welche Jahr für Jahr über Lourdes und seine Wunder berichten. Aber sie werden nicht zu viel. Sind es ja doch ebenso viele Zungen, die in allen Sprachen und in allen Weisen das Lob der unbefleckt empfangenen Gottesmutter verkünden.

Wer möchte so engherzig sein und befürchten, daß dieses Werk der Weisheit und Allmacht Gottes zu viel bekannt gemacht werden könnte, da doch die seligste Jungfrau selbst die Bekanntmachung desselben wünschte?

Das vorliegende von P. Clarke herausgegebene und von der Baronessa Giovanelli aus dem Englischen übersezte Büchlein berichtet noch dazu über „Lourdes

und seine Wunder" in sehr origineller Weise. Der Verfasser schreibt nicht einfach von anderen Schriftstellern ab, sondern er berichtet Selbsterlebtes, Selbstgeschautes (er war im Sommer 1887 persönlich in Lourdes) — er erzählt wunderbare Heilungen aus der neuesten Zeit — er nimmt nicht alle vorgekommenen Heilungen in Aush und Bogen als Wunder an, sondern legt an jedes einzelne die Sonde der Kritik und prüft aufs genaueste die Berichte der in den letzten Jahren erschienenen „Annalen“. Dieses kritische Verfahren stärkt umsomehr das Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit des Buches, welches wegen seines erbauenden Inhaltes und seiner hübschen Ausstattung die allgemeinste Empfehlung verdient.

St. Florian.

Professor Dr. Johann Ackerl.

26) Der Rosenkranz der allerseligsten Jungfrau. Sein

Wesen und Wert und die Art und Weise, ihn zu beten und zu betrachten.

Von Dr. Alwin Meistermann, Priester der Diocese Münster. Mit kirchlicher Approbation. Paderborn Ferd. Schöningh. 1891. IV u. 116 S.

8°. Preis broschiert M. 1.— = fl. —.60.

Dieses hübsch ausgestattete Büchlein besteht aus zwei Theilen, von denen der erste die Weisheit, die Reichthümer und den Ruhm, sowie die verschiedenen Arten des heiligen Rosenkranzgebetes behandelt; der zweite gibt kurze Anleitungen, den heiligen Rosenkranz gut zu beten und die einzelnen Geheimnisse desselben nützlich zu betrachten. Der Anhang bietet Formulare für Rosenkranz-Benedictionen und Bittgesuche um diesbezügliche Facultäten.

Diese kurzen Erörterungen werden besonders Priestern, welche über die Rosenkranz-Andacht Unterweisungen zu geben haben, gut brauchen können. Für Laien ist die Darstellung wohl weniger faßlich. Der Verfasser schließt sich an verlässliche Auctoren P. B. Morassi O. Pr., PP. Beringer und Abancini S. J. und vor allem an den hl. Thomas an; daher eine weitere Anempfehlung überflüssig.

Travnik (Bosnien).

Professor J. E. Danner S. J.

27) Fliegende Blätter für katholische Kirchenmusik.

Jährlich zwölf Nummern. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Der 26. Jahrgang dieser für die Hebung der heiligen Musik in hervorragender Weise thätigen Zeitschrift brachte nicht weniger als siebenunddreißig Aufsätze und Abhandlungen über verschiedene kirchenmusikalische Fragen, unter denen die Artikel über den Orgelbau ein besonderes Interesse beanspruchen dürften. Unter den dreizehn musikalischen Beilagen, welche alle ausschließlich reine Vocal-Compositionen sind, dürfte das achtstimmige Stabat Mater von E. Ett nicht bloß die umfangreichste, sondern auch die gediegenste Arbeit sein. Das den einzelnen Nummern beigelegte „Anzeigebblatt“ enthält zahlreiche Ankündigungen kirchenmusikalischer Werke.

Linz.

Professor Dr. Martin Fuchs.

28) Die Psalmen aus dem Hebräischen metrisch ins Deutsche übersetzt

und erläutert von Professor Dr. Watterich. 8°. (XLVIII u. 262 S.)

Baden-Baden, E. Sommermeyer. 1890. Preis geh. M. 4.— = fl. 2.40.

Die Psalmen beanspruchen als mustergiltiges Denkmal der religiösen wie der poetischen Bildungsstufe der Israeliten unsere volle Aufmerksamkeit. Mit lebhaftem, unmittelbarem Ausdruck tritt uns in ihnen das Denken und Fühlen, Hoffen und Sehnen, Klagen und Frohlocken der Edelsten des israelitischen Volkes entgegen. Was ihre Herzen bewegte in glücklichen und trüben Tagen, in der Stille und öffentlich, in Krieg und Frieden, das drückt das Psalmenbuch wie kein anderes der alttestamentlichen Bücher aus. Dieses liegt uns in einer geradezu classischen Uebersetzung vor. Der Verfasser beherrscht die Sprache in einem selten hohen Grade und hat poetisches Empfinden. Dem Texte voran geht eine „Ordnung der Psalmen als Andachtsbuch“, mittelst welcher man sich ihrer als eines Andachtsbuches bedienen kann. Besonders dankbar wird der Leser dafür sein, daß der Uebersetzer jedem Psalme eine kurze Erklärung vorausgeschickt hat, welche über

Zeit und Anlaß der Entstehung des Psalmes orientiert. Wir wünschen mit dem Auctor, daß durch das Werk der Segen der Psalmen vielen vermittelt werde.

Mess.

Professor Dr. Rudolf Schachinger.

- 29) **Dem Herzen Jesu singe!** Niederfranz zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu. Aus den 25 Jahrgängen des „Sendboten des göttlichen Herzens“ gesammelt von P. Franz Sattler S. J. Innsbruck. Druck und Verlag von Fel. Rauch. 1890. (12^o. IV und 288 S.) Preis brosch. fl. 1.— = M. 2.—, Leinen-Goldschnitt fl. 1.50 = M. 3.—.

Eine Sammlung von Gedichten, die sämmtlich vom besten Willen zeugen. Wenn dieselben auch nicht auf gleicher Höhe stehen, so kann man doch nicht behaupten, daß das Gefühl für Poesie irgendwo gröblich verlegt wäre. Einige sind sogar recht hübsch, wie „Stilleben im Herzen Jesu“, „Das verlorne Vaterherz“ (fast im Tone des Volksliedes gehalten), „Sterbenswunsch“ u. a. Metrische Bedenken erheben sich aber gegen „Chorgefang“ und „Des Herrn Klage“. Als fehlerhafte Bildungen haben wir notiert: dunklen statt dunkeln (S. 1); dunklen statt dunkle (S. 24); beim neuen Jahres Grauen (S. 37); ander' statt ander (S. 19, 20, 21); selig' statt selig (S. 33); läßt statt läßt (für läßt); legt' statt legte (S. 78); vor ihm statt an ihm (S. 138); zur hellen Flammen auf (S. 203); golden' statt golden (S. 232); gewagt ist das Adverb heiße (S. 242), trotzdem der Reim es verlangt. S. 63, V. 9 sollte besser lauten: Ruft aus off'nem Fenster mir Das Mägdelein (vgl. dazu den vorletzten Vers). Druckfehler haben wir folgende angemerkt: stümmlich statt stürmisch (S. 7, Str. 1); im statt in (S. 43, Str. 3. V. 6); grimmen statt grimmem (S. 54, Str. 2, V. 5); blüte statt blühte (S. 67, Str. 1, V. 2).

Die zweite Auflage — an der Möglichkeit derselben zweifeln wir durchaus nicht — wird auch etwas genauer achten auf Consequenz in Setzung der Unterscheidungszeichen und namentlich des Apostrophs, das letztere hauptsächlich deswegen, damit das Gefühl für die in der Prosa üblichen Formen nicht verlorengehe.

Das Büchlein ist geradezu prächtig ausgestattet.

Mess.

Dr. Schachinger.

- 30 **Der Königin Lied**, von Emilie Ringeis. Dichtung in drei Büchern. Erstes Buch: Magnificat. 8^o. XVIII und 238 Seiten. Freiburg im Breisgau, Herder. 1890. Preis M. 3.50 = fl. 2.10.

Daß von Emilie Ringeis nur Aechtes und Gehaltvolles zu erwarten steht, das ist wohl selbstverständlich. Wer je etwas von ihr gelesen hat, der weiß, daß er es mit einer ganz eigenartigen, klar ausgeprägten Dichterindividualität zu thun hat, die den ihr gebührenden Rang in der Literatur sich bereits errungen hat. Daß sie eine gottbegnadete Dichterin ist, braucht sie nicht erst zu erweisen; ihre geistlichen Dramen (Veronika, Sebastian, die Sybille von Tibur), sowie das Märchenpiel „Die Gerreue“ gehören zu dem besten, was auf diesem Gebiete je geleistet worden. Auch ihre lyrischen Dichtungen (Gedichte, erschienen 1865, und neue Gedichte, 1873 veröffentlicht) sind geschmackvolle Geistesproducte, die aus dem Borne eines tiefbewegten dichterischen Gemüthes geschöpft sind. In ihrem neuesten Werke, in welchem Epik und reflectierende Lyrik vielfach ineinander sich verweben, bietet uns die Verfasserin in dem bis jetzt erschienenen ersten Theile eine religiöse Dichtung von seltener Schönheit, Innigkeit und Gedankentiefe, die den Leser begeistert und entzückt. In diesem mystisch-lyrischen Epos finden sich die Vorzüge der früheren Werke der Dichterin wieder. Wieder bewundert man die elastische Kraft des Gedankens, die männliche Energie des Gefühles, die klare Diction und vollkommene Geschlossenheit der Sprache, eine Eigenschaft, worin die Dame manchem allzu wortreichen Dichter als Muster dienen kann; vor allem aber den musterhaft klaren und edlen Aufbau des Ganzen und die geradezu staunenswerte Gewandtheit in der Verwendung von Bibelstellen in den Details der Handlung. Das Werk zeigt namentlich in seinem reflectierenden Theile einen merkwürdigen Unterschied von der gewöhnlichen Frauenpoesie; in ihm ist nichts Verschwommenes, nichts Ge-

schmücktes, nichts ätherisch Verduftendes, keine Gefühlsduselei; gedankenvolle Gedungenheit ist ein wesentliches Kennzeichen dieser herrlichen Dichtung.

Bezugs der Form jedoch muß gegen einzelne Freiheiten, die sich die Dichterin meist wohl aus metrischen Gründen gestattet, Einsprache erhoben werden; in ihrem Kraftgeföhle und Kraftbewußtsein ringt sie der Sprache manch kühne Wortbildung und Wortverbindung ab, die vor den Augen strenger Wächter der Grammatik und Prosodie nicht immer standhalten können. Im großen und ganzen aber enthält das Buch soviel des Schönen und Vortrefflichen, daß diese Mischung mit minder Vollkommenem nur dazu dient, dem Werke das Gepräge des wahrhaft Menschlichen aufzudrücken. Mit Spannung und hoffnungsvoller Erwartung sieht der Referent den beiden noch folgenden Bänden („Hosanna“, „Kreuz und Halleluja“) dieser episch lyrischen Trilogie (sit venia verbo!) entgegen.

Mess.

Professor Theodor Jungwirth.

31) **Die Hymnen des Cistercienser-Breviers.** Uebersetzt und erklärt von P. Alexander Figg, Cistercienser-Ordenspriester des Stiftes Zwettl. Wien, Verlag von Heinrich Kirsch. gr. 8°. IX und 370 S. Preis fl. 2.50 = M. 5.—.

Die Centenarfeier der Geburt des hl. Bernard hat in den Cistercienserklösten eine erfreuliche literarische Thätigkeit zur Verherrlichung dieser seltenen Feier erregt. Abgesehen von dem bedeutendsten Werke der österreichischen Cistercienserklöste, den Kenien, liegt uns ein geistlicher Blumenstrauch aus Blüten und Blumen kirchlicher Poesie in obigem Werke zu demselben Zwecke vor. Nicht nur die Ordensgenossen des Verfassers werden diese Festgabe mit Freude begrüßen, sondern ohne Zweifel auch Weltpriester und gelehrte Laien.

Die herrliche Hymnenpoesie des Breviers überhaupt, wesentlich auch dem Weltpriester-Brevier eigen, mit den Psalmen nahe verwandt, besonders seit Aurelius Prudentius Clemens, dem Fürsten der christlichen Hymnographen und Zeitgenossen des hl. Ambrosius, in der Kirche sorglich gepflegt, — hat P. Alexander zum Gegenstande eingehender Studien gewählt. Die Hymnen des Cistercienser-Breviers, in treu bewahrter ursprünglicher Form, wie sie sonst nicht mehr vorhanden ist, werden hier, nach Angabe der (vermuthlichen) Verfasser und nach kurzer geschichtlicher Einleitung, im lateinischen Text angeführt, dem eine getreue Uebersetzung sowie eine Erklärung einzelner Ausdrücke folgen. In gedrängter Kürze wird endlich der Inhalt besonders rücksichtlich des Dogmas, der Festfeier und Liturgie erläutert, so daß diese lyrisch-didactischen, lieblichen Hymnen in der That lehrreiche Gesänge bleiben. Die ziemlich ansehnliche Literatur über die kirchliche Hymnologie hat der gelehrte Verfasser mit Gewandtheit benützt, den sehr praktischen Erläuterungen wertvolle Berken aus eigenem, vielseitigen Wissen, erhebende, trostreiche Gedanken aus tiefem Frommsinn hinzugefügt. Wir sind überzeugt, das Werk in seiner schönen Ausstattung wird in jeder Bibliothek der Priester Aufnahme und segensreiche Benützung finden. Den hochwürdigen Verfasser beglückwünschen wir brüderlich ob seines Erstlingswertes.

Wirsbach (Niederösterreich). Pfarrer P. Benedict Kluge O. Cist.

32) **Die Täuschungen des Herzens in jedem Range und Stande** von R. P. Croiset S. J. Nach dem französischen Original bearbeitet von P. Franz Hattler S. J. Regensburg, Manz. 1889. 248 S. Preis M. 1.80 = fl. 1.08.

Croiset ist ein bekannter Geistesmann und berühmter ascetischer Schriftsteller. „Die Täuschungen des Herzens“ sind sein letztes schriftstellerisches Werk. Es eignet sich zur Lectüre für Priester, speciell für Seelsorger, Prediger und Beichtväter. Das menschliche Herz wird darin bis auf die innersten Falten aufgedeckt. Darstellung und Sprache haben rhetorischen Schwung. Im übrigen hat das Werk die gewöhnlichen Eigenschaften der französischen ascetischen Literatur: es ist geistreich, frisch, aber auch theilweise breit und manchmal an Uebertreibung streifend.

Brixen.

Professor Dr. Moïse Eberhart.

33) Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Dr. J. M. Reich. Band XII. Heft 5: Das Schulwesen in Deutschland während der drei ersten Decennien des 19. Jahrhunderts von J. Stillbauer. Preis 50 Pf. = 30 kr. Heft 6: Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild von Pan' Majunke. Frankfurt a. M. und Luzern. Verlag von A. Föjfers Nachfolger. 1891.¹⁾

Zu Heft 5. Je wichtiger und brennender eine Frage ist, desto freudiger müssen wir eine Schrift begrüßen, in welcher dieselbe eingehend und sachgemäß besprochen wird. Das Gesagte gilt von vorliegender Abhandlung im vollsten Maße. Gibt es in der That eine wichtigere Frage, als die Schulfrage? Hängt ja doch von der Beschaffenheit der Schule, vom Geiste, welcher dieselbe durchweht, das Wohl und Wehe der Gemeinde, des Staates, der Gesellschaft wesentlich ab. Ueber diese hochwichtige Frage hat uns nun Herr Stillbauer eine sehr wertvolle Broschüre geliefert. Er zeugt an der Hand der Geschichte, daß die Schule, ein Product des Christenthums, eine Tochter der Kirche, mit derselben vereinigt bleiben muß, daß der Staat sich selbst keinen größeren Schaden zufügen kann, als durch das Streben, das Kind der Mutter zu entreißen, sich die Alleinherrschaft über die Schule anzueignen. Möchten insbesondere jene, welche in der Schulfrage ein entscheidendes Wort zu reden haben, vorliegende Schrift aufmerksam lesen und ihre Grundsätze in die That überführen.

Zu Heft 6. Vorliegende Abhandlung ist keine bloße Biographie. Der als Redner und Schriftsteller bekannte Verfasser gibt uns nicht eine trockene Lebenschronik des unvergänglichen Centrumsführers; er entwirft ein naturgetreues Bild seines Wirkens und Schaffens. Windthorst lebt und leidet vor unseren Augen; er steht gleichsam vor uns, wir glauben seine Stimme zu vernehmen. Wer dieses Schriftchen mit einiger Aufmerksamkeit liest, fühlt sich in jene schweren und langwierigen Kämpfe zurückversetzt, in welchen der Verblichene so herrliche Vorbeere davontug, der Welt von neuem zeigte, daß Wahrheit und Recht nie und nimmer verzagen dürfen, mögen ihnen auch keinerlei Machtmittel zugebote stehen. In der Wahl der von ihm in den Text eingeflochtenen Reden ist der Verfasser überaus glücklich gewesen. Er that ferner sehr wohl daran, die herrliche Trauerrede des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Dr. Kopp am Schlusse vollständig anzuführen. Möchten insbesondere die letzten Sätze derselben von den Katholiken überhaupt, zumal von den Mitgliedern des Centrums treu beherzigt werden.

Eichstätt.

Philipp Prinz von Arenberg.

34) Geistlicher Hausschatz für katholische Christen. Zwölfter Jahrgang. Mit kirchlicher Approbation. Paderborn 1890. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei. J. W. Schröder. Preis pro Jahrgang M. 2.40 = fl. 1.44.

Je größer die Anstrengungen der kirchenfeindlichen Presse in der Verbreitung glaubens- und sittenloser Werke, desto dringender ist für jeden Katholiken die Pflicht, denselben durch Abfassung, respective Verbreitung in christlichem Geiste gehaltener Schriften entgegenzuwirken. Freudig begrüßen wir daher alle literarischen Erzeugnisse, welche die katholischen Wahrheiten in anziehender Weise darstellen. Dieses Lob glauben wir obenbenannter Zeitschrift in vollstem Maße angedeihen lassen zu dürfen. Für ihre Vortrefflichkeit liefert der Umstand, daß sie uns im zwölften Jahrgange vorliegt, gewiß das berechtigte Zeugnis. Derselbe zählt fünf Hefte. Das erste enthält: „Sechs Briefe eines alten Benedictiners an seinen Nefen“, welche eine erschöpfende und ergreifende Darstellung der katholischen Lehre über das Fegfeuer bieten. In echt volkstümlicher Sprache schildert uns der Verfasser die Qualen der armen Seelen, sowie die überreichen Mittel, welche uns die Kirche an die Hand gibt, diese Qualen zu lindern, ihnen ein Ende zu machen. Das zweite Heft führt den Titel: „Geiststerne nach P. Nepven S. J.“

¹⁾ Heft 7 besprochen in Heft II, Seite 423 dieses Jahrganges.

und enthält eine Reihe vortrefflicher Betrachtungen für jeden Tag der Monate Februar und März. In dem dritten und vierten, welche Fortsetzung und Schluß von Jahrgang XI, Heft 2, bilden, wird eine Reihe von Muttergottes-Erscheinungen, u. a. die von La Salette, erzählt. Das fünfte Heft endlich bietet unter dem Titel: „Der Baum des Lebens oder die Vorzüge und Früchte der heiligen Messe nach P. J. B. Pinamonti S. J.“ eine Reihe herrlicher Betrachtungen über das heilige Meßopfer und gibt uns die Mittel an die Hand, die Früchte desselben nach allen Richtungen hin auszunützen.

Aus dieser kurzen Inhaltsübersicht dürfte zur Genüge hervorgehen, daß diese Zeitschrift aller Empfehlung wert ist.

Prinz von Arenberg.

35. Die Kapuziner im Elsaß einst und jetzt. Bilder aus dem Kapuzinerleben u. i. w., gezeichnet von Fr. Gratian von Linden Ord. Cap., Mag. Nov. Mit einem Titelbilde. Freiburg im Breisgau. 1890. Herder. VIII und 164 S. (fl. 8^o) Preis M. 1. — = fl. — 60.

Ein zeitgemäßes Büchlein! Der hochwürdige Definitor der rheinisch-westphälischen Kapuzinerprovinz zeigt darin, wie der große Franciscus Orden und dessen Zweig, der Kapuziner-Orden, für das zeitliche und geistige Wohl der Völker durchaus nicht gleichgiltig, im Gegentheil gar zartfühlend und überaus thätig waren und sind. Im Volke und vom Volke lebend ist ihre Thätigkeit in den verschiedensten Verhältnissen dem Volke gewidmet. — Im ersten und zweiten Theile wird vom Franciscus-Orden und dem Kapuziner-Orden, dessen Ursprung und Ausbreitung im allgemeinen gehandelt; der dritte und vierte Theil bringt uns Bilder aus dem Kapuzinerleben im Elsaß und insbesondere zu Sigolsheim zur Anschauung. Jeder, der eine kurze und bündige, in bilderreiche, fesselnde Darstellung gekleidete Belehrung über das Kapuzinerleben einst und jetzt wünscht, möge dies Büchlein zur Hand nehmen!

Innsbruck.

P. Michael Hezenauer.

36. Der Glaube und die medicinische Wissenschaft.

Ein Vortrag von Dr. Imbert-Gourbeyrer, Professor der Medicin an der Schule für Aerzte zu Clermont-Ferrand. Regensburg. Verlags-Anstalt vormalig G. J. Manz. 1888. Preis 60 Pf. = 36 fr.

„Es sind, wie das Vorwort ganz richtig besagt, in der That herrliche Gedanken eines gläubigen Gelehrten, der seinen Beruf von der denkbar höchsten und idealsten Seite auffaßt und denselben in unmittelbare Beziehung zu Gott, dem ewigen Urgrund aller Kunst und Wissenschaft bringt.“ Allein ungeachtet aller Bemühung, einen vollgiltigen Beweis für seine Behauptung, daß die Medicin auf directer göttlicher Offenbarung beruhe, hat er nicht erbringen können. Es ist dies nicht nur kein Dogma, sondern im besten Falle eine Hypothese, für deren Annahme nebst allen mit herrlicher Diction dargelegten Beweisgründen auch der gläubige Sinn, der unserer Verfasser in hohem Maße auszeichnet, unbedingt erforderlich ist. Damit soll nicht nur den Wert der vorzüglichen Broschüre auch nur der leiseste Schatten geworfen werden, da nicht nur diese, sondern gar viele andere Ueberzeugungen in der Seele des überzeugungstreuen Katholiken tief eingewurzelt ruhen, an denen zwar die Gläubigen nicht zu zweifeln wagen, die aber gleichwohl den Feinden nicht bewiesen werden können. Qui nimium probat nihil probat sagt ein uraltes Kriterium der Logik. Es wäre demzufolge rathsamer gewesen, wenn der Redner seinen Obersatz nicht als feststehende Thatsache, sondern mindestens als eine Wahrscheinlichkeit aufgestellt hätte, indem er einerseits einer milderen Beurtheilung begegnet, andererseits aber nicht gezwungen gewesen wäre, zweifelhafte Beweise für seine These herbeizuholen. So heißt es beispielsweise auf Seite 8: „Ohne Zweifel offenbarte er dem ersten Menschen zahlreiche medicinische Kenntnisse. Adam, jener große Lehrer der Menschheit, mußte dieselben wenigstens theilweise auf seine Nachkommen übertragen.“ Dies ist die erste einleitende Behauptung, wofür jedoch weder vor-

noch nachher auch nur der Versuch eines geschichtlichen Nachweises erbracht wird. Ferner nimmt der Verfasser an, daß Gott den Priestern Aegyptens und Griechenlands Arzneimittel geoffenbart und daß ein Engel den Wilden Amerikas die Kräfte der Chinarinde kennen lehrte, ohne irgend einen Beleg hiefür zu erbringen. Im Gegentheile ist es allgemein bekannt, daß die Jesuiten als Missionäre in der Chinarinde einen Heilkörper mit fieberwidrigen Eigenschaften entdeckt haben. Der verfügbare Raum gestattet eine Fortsetzung der Kritik der Details der Beweisführung nicht. Der wahre Sachverhalt dürfte wohl der sein, daß Gott die Natur in reicher Fülle mit Arzneikörpern ausgestattet und den Menschen durch die Gabe des Verstandes zu ihrem Herrn gemacht und damit befähigt hat, an der Hand der Erfahrung und Forschung die medicinische Wissenschaft zu begründen und zu entwickeln. Also ist Gott der mittelbare Begründer der Medicin, die *conditio sine qua non* der Heilkunde. Die Form der Rede mit ihrer vorzüglichen Uebersetzung in das Deutsche ist mustergründig und dürfte ihren gewünschten Erfolg auf die Zuhörer sicherlich nicht verfehlt haben.

Wien.

Dr. Caspar Schwarz.

37 Die Weltreiche und das Gottesreich nach den Weissagungen des Propheten Daniel. Von Dr. Fr. Dürstwald, Director des erzbischöflich-theologischen Convictes in Bonn. Freiburg im Breisgau. 1890. Herder. VIII und 194 S. 8°. Preis M. 2.50 = fl. 1.50.

Ein großer Gelehrter hat den Auspruch gethan, er begrüße immer mit ganz besonderer Freude Monographien über das alte Testament. In diesen würden die schwierigen Fragen der so wenig von Katholiken bearbeiteten alttestamentlichen Exegese am weitläufigsten behandelt und am gründlichsten gelöst. — Das bezeugt denn auch vorliegende Schrift über „die Weltreiche und das Gottesreich“ bei Daniel. Einige Kleinigkeiten abgerechnet, ist sowohl die Einleitung über Stellung und Lebensschicksale des Propheten, über die Wichtigkeit und Echtheit seiner Weissagungen, über den Inhalt und das Verhältnis der beiden Monarchien-Weissagungen, als auch die Abhandlung über die fünf Reiche mit großer Klarheit und Gründlichkeit, mit Verwertung der neuesten wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen geschrieben. Das Endergebnis der gelehrten Abhandlung ist folgendes: Das erste Reich ist das babylonische, Belschazzar (Baltassar) ist identisch mit Belsaruzzur; das zweite ist das medopersische, Darius entweder Kiakares II. oder Gobryas (Ugbaru); das dritte Reich ist die makedonisch-griechische Monarchie; das vierte Weltreich das römische; das fünfte endlich das messianische Reich.

Innsbruck.

P. Michael Hegenauer Ord. Cap.

38, Charitas-Bote. Eine christliche Vierteljahresschrift über Gesundheits- und Krankenpflege. Herausgegeben von M. Rinn, Rector in Arenberg bei Coblenz. Zweiter Jahrgang. 1892. Erstes Heft. Preis pro Jahr (sammt Porto) M. 1.60 = fl. —.96.

Heutzutage, wo das menschliche Elend so sehr angewachsen ist, müssen wir jeden, auch den geringsten Beitrag zur Linderung desselben freudig begrüßen. Deswegen bemerken wir mit Freuden den Fortschritt, welchen der „Charitas-Bote“ durch die Umwandlung vom Jahrbuch in eine Vierteljahresschrift gemacht hat, was uns umsomehr erfreut, als die Anzahl der deutschen Zeitschriften über die Gesundheits- und Krankenpflege auf christlich-charitativer Basis unseres Wissens nicht gerade groß ist.

Das uns vorliegende erste Heft 1892 zerfällt in zwei Theile, welche Einteilung auch in den folgenden Heften eingehalten wird. Der erste, kleinere Theil berichtet und belehrt über wohlthätige Werke, Handlungen, Einrichtungen aus der Tagesgeschichte. Der zweite Theil berichtet über das neueste in der Gesundheits- und Krankenpflege. Er handelt also: von der richtigen Lebensweise im allgemeinen,

der richtigen Krankenbiät, Einrichtung von Bohn- und Krankenhaus, Einrichtung des Krankenzimmers, von neuerfundnenen Pflegegeräthen und Pflegemitteln zc.

Da der „*Charitas-Vote*“ keinen Anspruch darauf macht, eine medicinische Zeitschrift zu sein, auch keinen bestimmten medicinischen „Standpunkt“ einnimmt, wollen wir uns in eine Kritik der darin enthaltenen medicinischen Ansichten nicht einlassen. Jedenfalls wird niemand, wer eine streng wissenschaftliche medicinische Zeitschrift oder eine praktische Anleitung zur Krankenpflege sucht, zum „*Charitas-Voten*“ greifen. Denjenigen aber, welche das göttliche Gebot „*liebe deinen Nächsten wie dich selbst*“ befolgend, auf dem Kampfsplatze der christlichen Barmherzigkeit sich Verdienste für den Himmel sammeln und in diesem schweren Kampfe Trost, Ermunterung und Belehrung suchen wollen, können wir den „*Charitas-Voten*“ warm empfehlen, umsomehr als die Zeitschrift neben dem religiös-erbaulichen auch manchen guten praktischen Wink enthält und auch der Preis kein hoher ist.

Linz. Dr. Bernardin Kretz, Oberarzt der barmh. Brüder.

39) **Leben der allerseiligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria.**

Auszug aus der „*Geistlichen Stadt Gottes*“ von Maria von Jesus. Herausgegeben von P. Franz Vogl, Priester der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Mit Erlaubnis der Oberen und mit bischöflicher Druckbewilligung. Nebst Titelbild. XXII u. 471 S. 8°. Regensburg, Pustet. 1890. Preis M. 3. — = fl. 1.80.

Die „*Stadt Gottes*“ wurde mehrfach bekämpft, aber auch von Universitäten, von gelehrten und frommen Männern vertheidigt und hochgepriesen. So schrieb P. Mendo S. J. in seinem Gutachten: „Wer das Buch studiert, wird ein Gelehrter; wer es betrachtet, wird angetrieben, ein Heiliger zu werden.“ — Rom hat noch kein endgültiges Urtheil abgegeben. Das vierbändige Werk wurde in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1888. II. Heft, S. 416, besprochen. Der vorliegende, sehr treffliche Auszug enthält das schönste und wichtigste nach dem Wortlaute des Originals. Durch kurze Uebergänge und Verbindungen hat der Herausgeber in geschickter Weise den Zusammenhang hergestellt.

Brixen.

Professor Dr. Joh. Freijeisen.

40) **Der heilige Rost zu Trier und seine Gegner**

von Dr. C. Willems, bischöflichem Secretär. Mit vier Illustrationen und einem Lichtdruckbilde. Trier. Verlag der Paulinus-Druckerei. 1892. 8°. 122 S. Preis M. 1. — = fl. —.60.

Die von Dr. Willems in seiner vorigjährigen Schrift „*Der heilige Rost zu Trier*“ gemachten Ausführungen haben neuerliche Angriffe gegen die Echtheit des heiligen Gewandes wachgerufen. Dieselben finden — und der Verfasser greift auf Gildemeister und Sybel zurück — in der vorliegenden interessanten Schrift eine willkommene Entgegnung und gründliche Widerlegung. Von der berühmten Essenbeintafel der Trierer Domkapitalkammer, die im Texte (S. 37 bis 42) eine genaue Beschreibung erfährt, ist ein Lichtdruck beigegeben.

Freistadt.

Professor Dr. Hermann Kerstgens.

41) **Andenken an das göttliche Herz Jesu**

auf alle Tage des Jahres nebst einem Gebetbüchlein von P. Philibert Seeböck Ord. S. Fr. Mit Approbation des fürstbischöflichen Ordinariates Brixen und mit Erlaubnis der Ordensobern. Innsbruck. Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1890. IV und 280 S. kl. 8°. Preis fl. —.75 = M. 1.50.

Der allseits rühmlichst bekannte Verfasser bietet uns in dem „*Andenken an das göttliche Herz Jesu*“ die schönsten Gedanken und erhabensten Aussprüche der vorzüglichsten Lehrer desselben aus allen Jahrhunderten, vertheilt auf alle Tage des Jahres. Das Büchlein bringt uns aber nicht bloß die tadellose Uebersetzung obiger Aussprüche aus dem Französischen, sondern auch ein sehr brauch-

bareß Gebetbüchlein zum göttlichen Herzen. Das Büchlein ist elegant ausgestattet in recht nettem Format und wir sind gewiß, daß selbes recht viele Herzen zur Liebe des heiligsten Herzens entflammen wird.

Grünbach.

Pfarrvicar Franz Resch.

- 42) **Die christlichen Standesbündnisse**, deren Wesen und Errichtung, Leitung und Nutzen, dargestellt von P. Marcus Prattes, Priester der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Mit Approbation des fürstbischöflichen Seckauer Ordinariates und Erlaubnis der Ordensobern. Graz. Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). 1891. VIII und 82 S. Preis fl. —.80 = M. 1.60.

Ein ganz ausgezeichnetes Büchlein muß es Schreiber dieser Zeilen nennen; selbst jahrelang mit der Leitung eines Jünglingsbundes betraut, bebauert er, daß ihm dieses Werk damals nicht zugebote stand; freut sich aber jetzt umsomehr, daß insbesondere den Leitern der Jugendvereine ein so trefflicher Leitfaden in den Bundesangelegenheiten an die Hand gegeben wird. Den Bundesgliedern wird selbes ein Wegweiser zum rechten Ziele, eine schneidige Waffe zur Abwehr gegen die nur allzu gewöhnlichen Angriffe von Seite leichtsinniger Altersgenossen, Eltern und Hausvätern ein Mahnruf an ihre Pflichterfüllung — dem Bunde noch fernestehenden eine liebevolle Einladung zum Eintritt in denselben sein. Im Interesse der in unserer Zeit nur allzu gefährdeten Jugend wünschen wir diesem herrlichen Büchlein die weiteste Verbreitung; insbesondere empfehlen wir es angelegentlichst den Bundesleitern und allen Mitgliedern der Standes-, zumal aber der Jugendbündnisse.

Grünbach.

Franz Resch.

- 43) **Wesen und Wirken der Jugendbündnisse**. Zwei ältere Predigten in verbesserter Auflage von G. Pletl, Priester der Diocese Passau. Augsburg. 1890. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler (M. Zeitg.). 8°. 43 Seiten. Preis 40 Pf. = 24 fr.

Wenn die vorbesprochene Schrift alle vier Standesbündnisse in den Kreis der Besprechung zieht, so beschäftigen sich diese zwei Predigten mit den Jugendbündnissen insbesondere. In der ersten legt uns der Herr Verfasser das Wesen derselben dar, wie es sich ausspricht in ihrem Endzweck und in ihrer Nothwendigkeit; in der zweiten zeigt er uns den Nutzen dieser Bündnisse und zwar a) in Rücksicht auf die Jugend und den lebigen Stand, und b) in Rücksicht auf Staat, Kirche und Familie. Bundesleiter wie Bundesmitglieder seien auf diese gediegenen, herzlich gut gemeinten Worte des für die Jugend begeisterten Predigers dringendst aufmerksam gemacht; sie werden selbe nicht ohne großen Nutzen gelesen haben.

Grünbach.

Franz Resch.

- 44) **Das Vaterunser** von Edmund Behringer. Rempten. Kösel'sche Verlagshandlung. 1890. Preis M. 1.60 = fl. —.96.

Der in weitesten Kreisen bereits rühmlichst bekannte Sänger der „Apostel des Herrn“ und der „Königin des heiligen Rosenkranzes“, H. Edm. Behringer, hat uns mit einer neuen poetischen Gabe beschenkt, welche den Titel führt: „Das Vaterunser“. Wahrlich, es ist Gebet und Meditation zugleich, was uns der Dichter in diesem Büchlein bietet und worin er jeden Leser nach sich zieht zum Beten. Es ist das Ringen einer Seele, die mit dem Sündenfluche sich beladen und ohne göttliche Hilfe zu schwach fühlt, um die verlorene Höhe der Gottesgemeinschaft zu erklimmen:

„Es ringt und seufzet nach Verklärung,

Entgegenharrend der Gewährung,

In Liebesangst die Creatur.“

Röm. 8, 23.

Als Anrede hat dieses Vaterunser drei Strophen zum Vater, zum Sohne und zum heiligen Geiste, wohl um anzudeuten die indivisa unitas und daß, wer zum Vater betet, auch die zwei anderen Personen im Auge haben darf und soll

und nun folgt Bitte um Bitte, jede für sich, aber doch wieder als Theil eines Ganzen. So ist es erklärlich, daß Gedanken, die in anderer Form schon in der einen Bitte erlangen, in der folgenden Bitte wiederkehren, das gilt namentlich von dem Fluche, der infolge des Abfalles auf dem Menschen und der ganzen Schöpfung lastet. Seite 15, 16, 37, 38, 51, 52.

Neu dürfte die Auffassung des Dichters sein (Seite 12), daß ein Blick des Schöpfers die abtrünnigen Engel in die Tiefe schleuderte, während die Schrift apocal. 12, 7. von einem großen Kampfe redet „factum est proeli in magnum“, und die kirchliche Tradition den hl. Michael festhält als den signifer der Gotteskinder im Kampfe gegen den Argen. Die äußere Form betreffend hat der Dichter dieselbe achtzeitige Stanze gewählt, wie in dem Gedichte: „Die Königin des heiligen Rosenkranzes“ und wiederholt seine Meisterchaft im Vers- und Strophenbau befundet. Daß einige Strophen am Schlusse männliche Reime zeigen, wie z. B. Seite 19, 27 oder 40, 46, während die übrigen weibliche Reime aufweisen, lag offenbar in der Absicht des Dichters, die betreffende Bitte selbst wörtlich anzuführen. Nur die Reinheit des Reimes, wenn z. B. Seite 55 Sinn, flieh'n. glüh'n als Reime erscheinen, oder Seite 70 in dem Worte Meersturmegraus des „Sturms“ als Kürze gelesen werden soll, möchte ein feinsüßlicher Kritikus etwa bemängeln. Indes stören deraartige Bemerkungen nimmermehr, wo des Schönen, Erhabenen und Tiefdurchdachten soviel zusammengereicht ist, und muß deshalb das niedliche Gedicht jedem Freunde religiöser Poesie auf das wärmste empfohlen werden, umsomehr als auch der Preis, 1 M. 60 Pf., ein verhältnmäßig niedriger genannt werden darf.

Unterroth.

Franz Keller.

45) **Altar und Tabernakel.** Ein Lehrgedicht von Peter Sömer.

Paderborn 1890. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei. Preis 50 Pf. = 30 kr.

Wie bereits das von demselben Verfasser dichterisch behandelte „Kirchenjahr“ in verschiedenen Blättern eine wohlwollende Beurtheilung gefunden und dies mit Recht, so muß dasselbe Lob auch unserm Werkchen gesendet werden, welches das im alten Bunde vorgebildete, vom Gottesohn unblutig und blutig dargebrachte Opfer in seinen innigen Beziehungen zum Opferleben des Christen recht anziehend schildert. Der Geist der Frömmigkeit und heiligen Begeisterung durchweht die poetische Schilderung; die Verse sind gut gefeilt und fließend. Jeden, der das Büchlein aufmerksam liest, wird es innerlich befriedigen.

Marburg (Steiermark).

Spiritual Karl Friboušek.

46) **Der hl. Aloysius von Gonzaga.** Sein Leben, die Andacht

der sechs Sonntage und Gebete. Von E. Papencordt, Priester der Diocese Paderborn. Paderborn. 1889. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei. Preis 25 Pf. = 15 kr.

Das recht anziehend geschriebene Büchlein bringt im ersten Theile das Leben des hl. Aloysius, im zweiten Theile eine Anleitung zur Feier der sechs aloysianischen Sonntage mit je einer Betrachtung und einem entsprechenden Gebete für jeden Sonntag; zum Schlusse folgen Gebete in besonderen Anliegen, die Vitanei zu Ehren des hl. Aloysius und ein kurzer Unterricht über den Verein zu Ehren der unbesleckten Jungfrau Maria und des hl. Aloysius. Die zweitheiligen Betrachtungen über die Tugenden des hl. Aloysius, voll Innigkeit und Wärme, schließen mit entsprechenden guten Vorsätzen. Das Büchlein kann allen Verehrern des hl. Aloysius bestens empfohlen werden.

Marburg.

Karl Friboušek.

47) **Die Pflicht der kirchlichen Trauung.** Beherzigung für

Brautleute von Johann Delasvee, Kaplan. Frankfurt und Luzern. Verlag von A. Joessers Nachfolger. 1890. 16°. 27 S. Preis 20 Pf. = 12 kr.

Wie schon aus dem Titel der kleinen Broschüre: **Pflicht** der kirchlichen Trauung sich errathen läßt, ist der Inhalt derselben für die Katholiken jener Staaten geschrieben, in denen die Civilehe obligatorisch ist. Es gefällt uns der frische, überzeugende Ton, der das Schriftchen beherrscht und wir meinen, daß es gute Früchte bringen soll. Zwischen den Zeilen liest man die Klagen heraus, welche nachlässige Katholiken verursachen z. B., daß sie oft der Meinung seien, das Zivilaufgebot gelte auch als kirchliches, daß sie zu spät beim katholischen Pfarramte sich anmelden, die katholische Trauung hinausschieben, sich mahnen lassen und dergleichen Uebelstände, von denen ein österreichischer Pfarrer dermalen Gott Lob! noch nichts weiß.

Petenbach.

Dechant P. Wolfgang Dannerbauer.

48) **Maria vom guten Rath.** Neue Folge. Eine Maiandacht zum Vorlesen. Von Dr. Anton Kerischbaumer. Wien. 1891. Verlag von Heinrich Kirch. 96 S. Preis fl. —.90 ö. W. = M. 1.80.

Der Verfasser hat im vorliegenden Werkchen für jeden Tag des Monats Mai eine christliche Lebensregel zum Vortrage gebracht und jede derselben mit einem ganz trefflichen Beispiele zu illustrieren gemußt. Wer P. Hünners „Unsere liebe Frau“ und diese vorliegende „Maiandacht“ mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, der muß eine lebhafte Genugthuung und Freude darüber empfinden, daß es auch in unseren Tagen hervorragende Gottesgelehrte gibt, die mit so großem Erfolge aus dem unererschöpflichen Gedankenschatze der im Mariencultus verborgen ist, anmutigende und anregende Gedanken zu fördern wissen. Nicht bloß zum Vorlesen in kleineren Kreisen eignen sich die einzelnen Vorträge; sie bieten jedem Maiprediger eine Fülle trefflicher Anwendungen und Beispiele.

Dörrbach.

Pfarrer F. Raschko.

49) **Hundertfünfzig Marien-Geschichten** zur Belebung des Vertrauens auf die mächtige Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Josef Anton Keller, Priester der Erzdiocese Freiburg. Mit einem Stahlstiche. Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1884. 356 S. Preis M. 2.56 = fl. 1.50.

Keller ist auf dem Gebiete der Exempelbücher ungemein fruchtbar. Genannte Sammlung wird Geistlichen für Predigt und Christenlehre willkommene Auswahl bieten und dazu beitragen, die Ehre der Himmelskönigin zu fördern. Die Beispiele sind wahr, klar, packend und kurz. Auch dem christlichen Volke, vornehmlich der Jugend ist das Buch als Erbauungslectüre zu empfehlen.

Wien.

Karl Reischl.

50) **St. Antonius-Büchlein** zum andächtigen Gebrauche beim heiligen Responsorium und an den neun Dienstagen. Nach P. Martin von Cochem O. Cap., bearbeitet von P. Philib. Seeböck O. S. Fr. Innsbruck. Vereinsdruckerei. gr. 16°. IV u. 136 S. Preis 25 kr. = 50 Pf.

Das Büchlein (136 Seiten im kleinsten Sedezformat), bestimmt für den besonderen Gebrauch bei der bekannten wöchentlichen Responsoriums-Andacht u. s. w. zum hl. Antonius von Padua, enthält einen sehr kurzen Lebensabriss des Heiligen, die Erzählung vom Ursprunge der Andacht der neun Dienstage, sowie des Gnadenbildes in der Hofkirche zu Innsbruck, ferner einen knappen, aber ansprechenden Unterricht über die Kraft des Bittgebetes; endlich zahlreiche Gebetsformulare zum Heiligen, nebst den gewöhnlichen Mess-, Beicht- und Communion-Andachten. Druck und Ausstattung hübsch.

Salzburg.

Lector P. Leonhard Wörnhart O. S. Fr.

51) **Die Firmung.** Ein catechetischer Unterricht. Herausgegeben von P. Ulrich Steindlberger O. S. B. Wels. Preisvereinsdruckerei. 38 S.

Dieses Schriftchen enthält nach einer passenden Einleitung einen kurzen Unterricht über den heiligen Geist und sein Werk, die heiligmachende und wirkliche Gnade, sodann über die heilige Firmung selbst mit recht faßlicher Erläuterung. Recht gut sind die „Vorätze am Firmungstage“ und „Einige Beispiele“ zur Veranschaulichung der Kraft der Firmungsgnade. Das Büchlein verdient beste Empfehlung.

Gögis (Vorarlberg).

Pfarrer Josef Thmar Rudigier.

52) **Der fromme Christ** nach dem Leben und der Lehre des heiligen Benedict. Für katholische Christen im Weltstande. Von P. Alfons Seberg. Einsiedeln. 18°. 432 S. Preis 80 Pf. = 48 fr.

Es ist zum Erstaunen, mit welcher Umsicht der Verfasser aus der Lebensgeschichte und der heiligen Regel des großen Ordensstifters St. Benedict die passendsten Stellen auszuwählen und in ein Ganzes zusammenzufügen verstand; bewundernswert ist auch die Klugheit in der Darstellung und Erklärung der ausgehobenen Lebensmomente und Regeltheile. Die Lebensunterweisungen enthalten in dreißig Besungen alle wichtigen Punkte des geistlichen Lebens vom Beruf zum Christenthum bis zur Belohnung im Himmel, welche so discret dargestellt sind, daß das liebe Büchlein wahrhaft eine Lebensregel für fromme Christen im Weltstande genannt werden kann und muß, das umsomehr Auctorität beanspruchen kann und Segen verspricht, da es im Grunde das Werk des hl. Benedictus ist. Jeder Besung ist ein passendes Gebet beigelegt, in welchem um die Gnade zur Befolgung der vorausgegangenen Lehre gebetet wird. Der zweite Theil enthält alle nothwendigen und nützlichen Andachtsübungen und als Anhang die lateinische Vesper.

Wöchte doch dies Büchlein mehr bekannt werden, es wird überaus großen Nutzen stiften, den Seelsorgern ein Helfer zur Erlangung wahrer christlicher Frömmigkeit unter seinen Seelsorgekindern werden; es ist auch ein sehr passendes Geschenk für austretende Werktags- oder Feiertagschüler — und gewiß für solchen Inhalt und Umfang wohlfeil.

Echlinig (Tirol).

P. Karl Ehrenstrasser O. S. B.

53) **Christliche Lebensweisheit** oder Lehren auf alle Sonntage über die Thorheit der Welt. Von P. Berchtold Steiner. 16°. 504 S. Einsiedeln.

Dem ersten Theile ist zugrunde gelegt das Büchlein des italienischen Jesuiten P. Philipp Panotel: De mundi stultitia. Eine Anleitung zur Verachtung der thörichten Weltarundfänge und Freuden und eine Hinlenkung zum Streben nach christlicher Vollkommenheit besonders im Ordensstande. Der zweite Theil ist ein reichhaltiges Gebetbüchlein.

54) **Der verborgene Schatz** oder Erhabenheit, Nothwendigkeit und Nutzen der heiligen Messe. Von P. Berchtold Steiner. 16°. 378 S. Einsiedeln.

Der erste Theil ist getreue Uebersetzung der gleichbenannten Schrift des wohlbekannten und hochverdienten Kapuziner-Missionärs P. Leonardo a portu Maurizio; der zweite Theil enthält die gewöhnlichen Andachts-Übungen: drei heilige Messandachten, den Kreuzweg des hl. Leonardo, Vitancien u. Das Büchlein verdient zur größeren Aneiferung, dem heiligen Messopfer oft und andächtig beizuwohnen, allseitige Verbreitung. Auch ein gutes Preisbüchlein für Schulkinder.

55) **Antoniusbuch.** Gebetbuch zur Verehrung des hl. Antonius, Abt. Einsiedeln. 1890. 448 S.

Dies Lehr- und Gebetbuch ist zunächst für Orte geschrieben, in denen der hl. Anton Abt Kirchenpatron ist; es verdient aber wegen seines gediegenen Inhaltes und des sehr guten reichhaltigen Gebetbüchleins auch weitere Verbreitung. Der Erlös ist zum Ausbau der Kirche zum hl. Antonius in Rothenthurm, Kanton Schwyz, bestimmt.

Echlinig bei Mals (Tirol).

P. Karl Ehrenstrasser O. S. B.

56) Leben heiliger Weltleute. Leuchtende Vorbilder der Heiligkeit aus dem Volke für das Volk. Von P. Joh. Buchmann, Benedictiner von Einsiedeln. Benziger. 8'. 222 S. Preis gebd. M. 2.40 = fl. 1.44.

Man hört oft den Vorwurf: Gerade die Katholiken wollen die Heiligen sein. — Wir sind noch nicht heilig, aber alle, ob in der Welt oder im Kloster, wollen wir heilig werden. Um auch den verschiedenen Weltleuten diesen Weg zu zeigen, hat der Verfasser in fünfzehn anmuthigen Lebensbildern das Leben heiliger Weltleute zur Nachfolge behandelt. Sehr zeitgemäß! In feiner, preiswerter Ausstattung mit dreizehn Illustrationen ist das Buch sehr empfehlenswerth.

Selb (Bayern).

Priester Mehler.

57) Am Libanon. Triumph des Kreuzes. Historische Erzählungen über die Kreuzfahrer von Konrad von Volanden. Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1887. 476 S. Preis M. 3.80 = fl. 2.28, in Callico-Einband M. 5.— = fl. 3.—.

Volanden hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er in seinen „Kreuzfahrern“ dem Volke eine Schilderung jener großen Zeit bot, in welcher die abendländische Christenheit der edle Drang beseelte, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen mit Waffengewalt zu befreien, als leuchtendes Beispiel idealen Strebens, vorgehalten unserer in Materialismus versunkenen Zeit. Vorliegender Band nimmt seinen Ausgang von der glorreichen Waffenthat der wallenden Christen bei Antiochien, woselbst die ausgehungerten, entkräfteten Pilgerscharen Kербogas gewaltige Truppenmassen in offener Feldschlacht bezwungen, zersprengt und vernichtet hatten und schließt mit der Gründung des christlichen Königreiches Jerusalem. Wie in allen Romanen des berühmten Meisters, sind auch hier Personen und Zustände, Land und Leute prächtig geschildert. Volanden unterläßt es aber nicht, neben Beispielen christlichen Heroismus auch auf jene hinzuweisen, die nicht aus reinem Eifer das Kreuzesbanner ergriffen, denn Volanden ist es bei allen seinen Schöfungen nur um die Wahrheit zu thun. Damit werden den Feinden der Kirche die Waffen entwunden.

Wien.

Karl Reichl.

58) Der Socialdemokrat kommt! Ein Warnungsruf an unser katholisches Landvolk von einem alten Dorfpfarrer. Freiburg im Breisgau. Herder. 1890. 24 S. Preis 20 Pf. = 12 fr.

Ein biederer Landpfarrer läßt diesen populären Warnungsruf in der Sprache des seligen Alban Stolz ergehen. Die Parteiführer wollen nämlich auch das Landvolk für die Socialdemokratie gewinnen und erscheinen deshalb in den Dörfern. Der alte Dorfpfarrer, der die sociale Lage des Bauernstandes aus jahrelanger Erfahrung kennt, gibt demselben sein Büchlein als Winterlectüre in die Hand, in welchem er vier Fragen beantwortet. 1. Wer kommt? (Der Socialdemokrat mit seiner Behauptung von der allgemeinen Gütergemeinschaft, lauter Leute, die bloß trafeelen und nichts zu riskieren haben). 2. Woher kommt der Socialdemokrat, mit anderen Worten: woher die Unzufriedenheit der Arbeiter? (Durch die Fortschritte im Fabrikwesen, durch die Ausbeutung der Arbeiter durch geldgierige Capitalisten, durch den neumodischen Staat mit seinen ungläubigen Professoren und Beamten, mit seinen unsinnigen Freiheiten). 3. Was will der Socialdemokrat? (Religion als Privatsache, Aufhören der Ehe, Erziehung der Kinder durch die Gesellschaft, Expropriation des Privateigenthums, Freiheit und Gleichheit). 4. Warum kommt er zum Landvolk? (Damit es den Socialdemokraten helfe). Zuletzt gibt er einige Mittel an, wie noch zu helfen sei und schließt mit dem Wunsche: „Gott bewahre unser Landvolk vor den Lehren der Socialdemokratie und erhalte in ihm den christlichen Glauben“. Das Büchlein ist zur Massenverbreitung zu empfehlen; einzeln kostet es 20 Pfg., in Partien zu hundert und mehr à 15 Pf.

Krems.

Propst Dr. Kerjchbaumer.

59) Katholische Elementarkatechesen über die Gnadenmittel. Von Dr. Theodor Dreher, Oberlehrer, Religionslehrer des kgl. Gymnasiums zu Sigmaringen. Mit Approbation des hochwürdigsten Erzbischofs von Freiburg. 1890. Verlag von Herder in Freiburg. Preis M. 1.40 = fl. —.84.

Es fällt oft schwer, die Lehren von der Gnade und den Gnadenmitteln den Kleinen beizubringen. Der Verfasser zeigt einen der Wege, auf welchem man das Kind leicht zum Verständnis dessen führen kann, was oft so schwer beizubringen ist.

Die Sprache des Buches ist correct und lebendig, herzlich und nicht sentimental, vollständig geeignet, das Interesse der Kinder rege und ihre Aufmerksamkeit gespannt zu erhalten. Die Beispiele und Vergleiche sind aus dem Leben genommen und geschickt angewendet. Das Buch zeigt, wie man mit Schulkindern sprechen soll. Auf Seite 1, Zeile 6 von unten wäre vielleicht des Verständnisses wegen statt: „er heißt heiliger Geist“ zu setzen: die dritte göttliche Person heißt . . . Seite 95, Zeile 4 von oben statt: „So erbte der eine von dem anderen die Losprechung“ dürfte genauer zu schreiben sein: erbte die Gewalt loszusprechen.

Teschen.

Professor Wilhelm Klein.

60) Leben der verehrten Mutter Maria de Sales Chappuis aus dem Orden der Heimsuchung Mariä. Auctorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Solothurn. Burkard und Frölicher. 1889. gr. 8°. 546 S. Preis M. 4. — = fl. 2.40.

Ein sehr lehrreiches Buch, das, obwohl es in Stil und Anordnung den französischen Geschmack auch im deutschen Gewande nicht verleugnet, doch durch seinen gediegenen Inhalt jedem Leser in hohem Grade nützlich zu werden vermag. Es bietet eine sehr eingehende Biographie der in der Ueberschrift genannten Mutter M. Sales Chappuis, gestorben im Jahre 1875 zu Troyes, im Rufe solcher Heiligkeit, daß jetzt schon die bischöflichen Informations-Processe in den vier Diöcesen, in denen sie zeit lebens verweilte, angefertigt sind und eine baldige Seligsprechung erhoffen lassen. Das Buch zeigt lebendig und anschaulich, mit Darstellung auch geringfügiger Züge, ihren doppelten Geist, der in ihr alles überstrahlend hervorleuchtete, den Geist eigener, tiefgegründeter Heiligkeit, und den des Apostolates nach außen, ganz entsprechend ihrem heiligen Ordensstifter Franciscus Salesius. Bezüglich ersterer bringt dieses Lebensbild dem Leser klares Verständnis über das Wesen der Heiligkeit, welche gar wohl bestehen kann, auch wenn man sich im äußern in gar nichts von der (christlich geordneten) Umgebung unterscheidet. Es ist nur nothwendig, Treue gegen die Gnade auch im kleinen, kindliche Unterwerfung des eigenen Willens unter den Willen Gottes, gänzliches Entsagen und Vergeffen auf sich selbst in Verbindung mit beharrlichem liebenden Umgange mit Gott im innerlichen Gebete, und einsättiger, pünktlicher Gehorsam gegen die Vorgesetzten: sieh, das genügt, ein großer Heiliger zu werden. In dieser Beziehung ist vorliegende Lectüre insbesondere den klösterlichen Communitäten aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Welche Stellung aber und welchen Wirkungskreis im Reiche Gottes die „gute Mutter“ innegehabt, mögen die beredten Worte des hochw. Bischofs von Basel uns bezeugen, mit denen er 1889 die Genehmigung zur deutschen Uebersetzung ertheilte: „Gott verläßt sein Werk nicht, er hört nicht auf, in und mit der Kirche zu wirken, solange Menschenseelen zu retten und dem Himmel zuzuführen sind. Und zwar begnügt er sich nicht, durch die von ihm aufgestellten ordentlichen Organe Wahrheit und Gnade zu spenden; sondern, sobald . . . es irgendetwas dem Widersacher gelingt, in wie fernem Umfange die Herzen dem Erlöser zu entfremden, säumt er nicht, auch durch neue Wege seine Hirtenforge zu offenbaren. . . Er wählt sich dazu Werkzeuge oft außerhalb des Kreises der kirchlichen Gewalten, aber nicht, wie solche Irrlehrer gemeint haben, im Widerstreit mit denselben, sondern unter Festhaltung der vollständigsten Abhängigkeit

von denselben. Solche Werkzeuge finden wir in einem hl. Franciscus von Assisi, einer hl. Theresia, einer seligen Margarita Alacoque; und als ein solches Werkzeug der nie ruhenden Liebe unseres Erlösers haben wir auch die ehrwürdige Mutter Marie de Sales Chappuis zu betrachten. Dieser Umstand ist es, welcher dem Leben dieser begnadigten Seele eine besondere Bedeutung verleiht und für sich allein schon die Uebertragung dieses Buches ins Deutsche rechtfertigt

Das Lösungswort des Herrn: „Wer nach mir kommen will, verleugne sich selbst“ u. s. w., auf's neue in die Welt hineinzutragen, der Selbstgenügsamkeit die Erkenntnis des eigenen Nichts und das kindliche Vertrauen auf Jesus Christus, — der stolzen Unbotmäßigkeit den absoluten Gehorsam, — der Selbstvergötterung die völlige Selbstvergessenheit und Hingabe an den Herrn entgegenzusetzen, das erscheint nach den folgenden Blättern als die Aufgabe der ehrwürdigen Mutter, für deren Lösung sie der Heiland mit außerordentlichen Gaben aufs reichlichste ausgestattet hat.“ —

Salzburg.

P. Leonhard Wörnhart O. S. Fr.,
Rector der Theologie.

B) Neue Auflagen.¹⁾

- 1) Die religiösen, sowie die wichtigsten häuslichen und politischen Alterthümer der Bibel. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht, bearbeitet von Dr. Bernh. Schäfer, Professor der Theologie an der kgl. Akademie zu Münster. Zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mit zwei Figurentafeln. Mit kirchlicher Guttheilung. Münster. 1891. Druck und Verlag der Theissing'schen Buchhandlung. XII u. 255 S. Preis M. 3.60 = fl. 2.16.

Hat der gelehrte, wissenschaftlich bewährte Verfasser schon durch die erste Auflage seiner „religiösen Alterthümer der Bibel“ einem fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen, wie ja allgemein anerkannt wurde, so geschieht dies im erhöhten Grade durch die vorliegende zweite Auflage. Mit richtigster Beurtheilung und anerkennenswerthem Edelmuth hat Schäfer die gelegentlich der Besprechung der ersten Auflage von einigen Seiten angedeuteten Wünsche erwogen und hienach das Werk verbessert, beziehungsweise vermehrt (früher 208 jetzt 255 S.); die verbessernde Hand findet der Leser besonders z. B. S. 38, 153, 172, 173, u. v. a. Durch die Neubearbeitung des Herodianischen Tempels, durch die Beifügung einer zweiten Figurentafel, sowie durch die Reducierung der in der Bibel vorkommenden Maße, Gewichte, Münzen auf das heute übliche System, namentlich aber dadurch, daß der hochgeehrte Verfasser auch die wichtigsten Abschnitte aus den häuslichen und politischen Alterthümern (im Anhang) in einer klaren, mehr übersichtlichen und doch sehr gut orientierenden und informierenden Weise behandelt: verdient das Werk die Ueberschrift: „Leitfaden für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht“ gewiß per eminentiam.

Daß der geehrte Verfasser z. B. beim heiligen Zelte noch das Ellenmaß beibehielt, das einstige Wiedererschneien der Bundeslade (beim Weltgerichte) auch in dieser Auflage (S. 44) erwähnte und andere von der Kritik zur ersten Auflage hervorgehobene exegetische Differenzen nicht änderte, geschah wohl einerseits aus inneren didaktischen Gründen, anderseits aus richtiger Würdigung der betreffenden, ebenfalls gut bezeugten Erklärungsweise. So wird das sehr gefällig ausgestattete Werk auch diesmal gewiß viele Leser finden und zum Verständniß der heiligen Schrift ein vortreffliches Hilfsmittel sein.

Prag.

Universitäts-Professor Dr. Leo Schnedorfer.

¹⁾ Im letzten Hefte ist bei Nr. 5, S. 429, „Geschichte der Religion“ von Wilmers, I. Band, der Preis unrichtig angegeben; selber beträgt nur M. 4.50 = fl. 2.70 ö. W. N. d. R.

- 2) **Affyrien und Babylonien** nach den neuesten Entdeckungen. Von Doctor Fr. Raulen, Professor der Theologie zu Bonn. Vierte Auflage. Mit Titelbild, 87 in den Text gedruckten Holzschnitten, sieben Tonbildern, einer Inschriftentafel und zwei Karten. Freiburg i. Br. Herder. 1891. 8°. XII u. 286 S. Preis M. 4. — = fl. 2.40. Auch als Bestandtheil der Herder'schen „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.“

Nachdem dies Werk schon allseits die günstigsten Besprechungen erhalten, könnten wir mit zwei Zeilen dasselbe neuerdings bestens empfehlen; wenn wir aber dennoch den Inhalt der höchst interessanten Schrift ganz kurz skizzieren, so geschieht es, um solche, die dem Buche noch theilnahmslos gegenüber stehen, womöglich auf dasselbe aufmerksam zu machen. Raulen gibt vorerst in sehr klarer Darstellung eine geographische Beschreibung der ältesten Culturstätten der Welt, Assyrien und Babylonien; hierauf stellt er die successive Entdeckung der fast seit 606 v. Chr. verschollenen Stadt Ninive dar, wie sie von Botta, Layard u. a. unter den größten Schwierigkeiten geschah, insbesondere die Aufdeckung des Sargons-Palastes, hierauf die Entdeckungen auf babylonischem Boden, schildert im folgenden die höchst mühevollen Entzifferungen der Keilschriften in ihren einzelnen Phasen, bespricht dann die babylonisch-assyrische Literatur nach ihrem verschiedenen Inhalte, beleuchtet dann den Gewinn aus der sogenannten Assyriologie für die Weltgeschichte, dann die biblische Geschichte und Geographie und schließt mit einer umfassenden Literaturangabe über die Assyriologie. Die Quellen, aus denen diese Wissenschaft ihre Resultate schöpft, sind: 1) Aufgefundene bildliche Darstellungen aller Art, wie Reliefs, Gemälde u. s. w. 2) Gegenstände des Verkehrs, täglichen Gebrauchs u. s. w. 3) Inschriften. Raulen macht in dieser Schrift die Resultate der tüchtigsten Assyriologen in eigener, selbständiger Verarbeitung ferner stehenden zugänglich; zahlreiche, sehr reine Holzschnitte veranschaulichen die mitgetheilten Entdeckungen. Zur Literatur erlauben wir uns auf die Schrift Alfers: Die Chronologie der Bücher der Könige und Paralip. im Einklang mit der Chronologie der Aegypter, Assyrer, Babylonier u. s. w. hinzuweisen.

Graz.

+ Universitäts-Professor Dr. Otto Schmid.

- 3) **Die Versuchungen und ihre Gegenmittel** nach den Grundsätzen der Heiligen und der großen Geisteslehrer. Von Dr. Friedrich Henja, Pfarrer. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Mit Approbation des Hochw. Herrn Erzbischofes von Freiburg. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung. Preis M. 4.50 = fl. 2.70.

Ein für Beichtväter und Seelenführer überaus nützlich Werk ist das Buch über die Versuchungen, das nun in der zweiten, verbesserten Auflage vor uns liegt. „Der Inhalt des Buches, lautet das Urtheil des erzbischöflichen Censors, ist viel reicher als der Titel vermuthen läßt; denn nicht bloß die Versuchungen werden erschöpfend und gründlich behandelt, sondern nebenbei kommen auch noch die vorzüglichsten Punkte des geistlichen Lebens überhaupt zur Darstellung“. Darum findet auch der Prediger für seine Zwecke in Anempfehlung der herrlichsten Tugenden reiches Material, namentlich bei Abhandlung der Versuchungen gegen die Nächstenliebe (Seite 291—356), gegen die heilige Reinheit (Seite 367—433), im Gebete (Seite 440—546). Die dogmatische Grundlage wird bei einzelnen Themen zur festeren Begründung der sittlichen Wahrheit eingelegt, wie beispielsweise, daß der öftere Empfang der heiligen Sacramente, insbesondere der heiligen Communion, ein Schutzmittel gegen die Versuchungen bilde; es wird da der Ausspruch Christi, der des römischen Katechismus, des Concils von Florenz, des hl. Ambrosius, des hl. Thomas von Aquin, des hl. Cyrill von Alex., des hl. Chrysostomus, des hl. Cyprian, des hl. Franz von Sales citiert, und die Freudewirkung der heiligen Communion in der Erfahrung der hl. Rosa von Lima gar schön dargelegt. Kurz, es kann das Buch mit vielem Nutzen auf dem Gebiete der Seelenführung gelesen

und benützt werden und es wird sich der Wunsch des Herrn Verfassers erfüllen, daß es recht vielen Seelen Frieden und Segen bringen möge.

St. Pölten.

Domcapit. und Dompfr. Michael Kanjauer.

- 4) **Die Bildung des jungen Predigers** nach einem leichten und vollständigen Stufengange. Ein Leitfaden zum Gebrauche für Seminaristen. Von Nikolaus Schleinitzer S. J. Vierte, umgearbeitete Auflage. Besorgt durch Karl Rake S. J. Freiburg i. Br. 1891. 378 S. Preis M. 3.— = fl. 1.80, gebd. M. 4.40 = fl. 2.64.

Das Buch, welches sich hiemit neuerdings ankündigt, ist das Werk eines Verfassers, der sich durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Homiletik einen wohlverdienten Ruf erworben hat. Bei der äußerst knapp bemessenen Zeit, welche den Professoren der Pastoral in den theologischen Lehranstalten für den Vortrag der geistlichen Beredbarkeit zur Verfügung steht, ist die, nach dem im Jahre 1888 erfolgten Ableben des Verfassers, neu herausgegebene und praktisch umgearbeitete „Bildung des jungen Predigers“ den Theologen sowohl wie den angehenden Seelsorgern zur weiteren Ausbildung sehr zu empfehlen. Daß in dem Buche des verdienstvollen Verfassers eine „Grundzeichnung der allgemeinen Rhetorik“ vorausgeschickt wird, möchte ich keineswegs tadeln. Solange das Wort Gottes von Menschen vorgetragen werden muß, wird die Befolgung der Rathschläge eines Cicero und Quintilian — die Predigt als Kunstleistung der menschlichen Thätigkeit aufgefaßt — dem Prediger gewiß nur förderlich sein. Erfreulicherweise wird in der „Allgemeinen Rhetorik“ die „Topik“ — die Lehre von der Benützung der Stoffquellen — eingehend besprochen, sowie auch im zweiten Theil, „Abriss der geistlichen Beredbarkeit“, diesem schwierigsten Momente bei Abfassung einer Predigt — Auffindung des Redestoffes — die nothwendige Berücksichtigung zutheil wird.

St. Florian.

Professor Dr. Johann Akerl.

- 5) **Die Jesuiten nach dem Zeugnisse berühmter Männer.** Zweite Auflage. Regensburg. Pustet. III u. 332 S. 12°. Preis 80 Pf. = 48 fr.

Mit großem Interesse habe ich dieses Werkchen gelesen und muß gestehen, daß die Hochachtung, Verehrung und Liebe, welche ich von jeher für die Gesellschaft Jesu gehegt, dadurch noch gesteigert wurden. Eine kurze Inhaltsangabe wird zeigen, wie gut der Auctor es verstanden hat, alle Anfeindungen gegen die Jesuiten durch Aussprüche berühmter Männer, ja berühmter Gegner selbst ins gehörige Licht zu stellen.

Die Gesellschaft Jesu, approbiert von Paul III. im Jahre 1540, empfohlen vom Concil in Trient, wird von allen folgenden Päpsten mit Lobsprüchen ausgezeichnet, welche hervorheben, daß die Mitglieder dieses Ordens sich durch apostolischen Eifer, durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit, standhaften Muth in den Verfolgungen um Christi willen von jeher rühmlichst hervorgethan haben. Alle Aussprüche der Päpste betonen, die Verfolgungen der Jesuiten von Seite ihrer Feinde hatten und haben darin ihren Grund, daß man in ihnen die entschiedensten Vertheidiger der Kirche, das mächtigste Bollwerk des Katholicismus, das unübersteigbare Hinderniß gegen die Ausbreitung des Unglaubens und der Gottlosigkeit erkennt. Selbst Clemens XIV. kann nicht umhin, den Jesuiten schmeichelhafte Lobsprüche zu ertheilen und das Drängen der Bourbonischen Höfe zu beklagen, welche von ihm die Aufhebung des Jesuitenordens erzwungen haben. Leo XIII. schließt mit einer glänzenden Kundgebung für die Gesellschaft Jesu die lange Reihe der päpstlichen Aussprüche über diesen Orden.

Unter den regierenden Fürsten werden jüngst die Herzoge von Bayern angeführt, welche die Jesuiten entschieden gegen alle Verleumdungen in Schutz nahmen. Höchst beachtenswert, eine förmliche Vertheidigung des Jesuitenordens, ist der Erlaß Heinrichs IV. von Frankreich an den Präsidenten des Parlamentes Achilles von Herlay. Die Worte dieses Königs, der ehemals Protestant war, verdienen ausführlich gelesen zu werden. Gleich günstig lauten die Urtheile Gustav

Adolfs, Ludwig XVI., der Kaiserin Maria Theresia u. a. Interessant ist das Geständnis Kaiser Josef II., daß, wäre er Kaiser gewesen, der Jesuitenorden in Oesterreich nicht wäre unterdrückt worden. Beschämend für katholische Regenten sind die Aeußerungen und Maßnahmen Friedrich II. von Preußen, der in seinem Reiche, besonders in Schlessien, die Jesuiten auf alle Weise beschützte, gegen Verleumdungen vertheidigte, ihrer Thätigkeit die vollste Gerechtigkeit angedeihen ließ und offen die eigentlichen Ursachen ihrer Aufhebung klarlegte. Dasselbe gilt von Katharina II., welche die Jesuiten in Rußland aufnahm und offen erklärte, die Stimme der Gerechtigkeit, die Forderungen der Vernunft und ihre eigene innigste Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Jesuiten in ihrem Staate haben sie bestimmt, dieselben in Schutz zu nehmen.

Unter den Kirchenfürsten gibt Migazzi, Cardinal-Erzbischof von Wien, den Jesuiten das glänzendste Zeugnis und bittet Maria Theresia, deren Orden fortbestehen zu lassen; gleicherweise gibt er in einem Schreiben an Clemens XIV. der allgemeinen Bestürzung Ausdruck, welche die unerwartete Aufhebung der Gesellschaft Jesu allenthalben verursacht habe. In einem Schreiben an Kaiser Franz II. nennt er unter den Mitteln, dem zunehmenden Verfall der Religion und guten Sitten abzuhelpen, die Wiederherstellung des Jesuitenordens. Gleich ehrenvoll sind die Zeugnisse anderer Kirchenfürsten, die namentlich in neuester Zeit die Jesuiten gegen die Verdächtigungen des Protestantenvereines, der am 4. und 5. October 1871 in Darmstadt tagte, in Schutz nahmen. Wir finden Erklärungen beinahe aller Bischöfe Deutschlands. Gleicherweise höchst anerkennend sprachen sich die Bischöfe Oesterreichs und der Schweiz aus über das Wirken der Jesuiten als Erzieher, Seelsorger, Prediger, ihr Verhalten zu den Weltgeistlichen u. s. w. Unter den außerdeutschen Stimmen der Kirchenfürsten ist von höchstem Belange das Gutachten des französischen Episkopates auf die von Ludwig XV. vorgelegten Fragen. Dasselbe ist seinem ganzen Inhalte nach eine glänzende Rechtfertigung des Jesuitenordens. — Ebenso interessant sind die Zeugnisse der Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens über die Jesuiten. Der Atheist d'Alembert ist von Haß gegen die Jesuiten erfüllt, läßt aber ihrer Gelehrsamkeit und Sittenreinheit Gerechtigkeit widerfahren und erklärt deren Aufhebung für Thorheit. Der spanische Philosoph Valmes gibt seiner Bewunderung für den Orden glänzenden Ausdruck und deckt die Gründe auf, warum die Gegner die Jesuiten schmähen. Selbst Bayle, der protestantische und freidenkerische Philosoph erklärt, daß man sich den Jesuiten gegenüber oft von Vorurtheilen leiten lasse. Chateaubriand hat in seinem „Geist des Christenthums“ den Jesuiten wegen der Missionen in Paraguay ein herrliches Denkmal gesetzt. Dallaz, Protestant und englischer Historiker, vertheidigt die Jesuiten in wärmster Weise, erklärt unumwunden, daß sie als unschuldige Opfer einer schändlichen Verleumdung fielen, daß auch kein protestantischer Staat sie zu fürchten habe. Böllinger sprach sich 1847 und selbst noch 1865 sehr anerkennend über das Wirken, die Lehre und den Wandel der Jesuiten aus. Günstig lautet auch das Urtheil der deutschen Dichter Göthe, Herder, Wieland und Heine. Lesenswerth sind die Darlegungen Fr. von Hurters über die Jesuiten in Beantwortung der zwei Fragen: 1. Welches sind die eigentlichen Feinde der Jesuiten? 2. Warum werden die Jesuiten gehaßt? Eine lange Reihe von Citaten berühmter Katholiken, Protestanten, Atheisten u. s. w. führt den Nachweis, daß die Jesuiten durch Sittenreinheit, Gelehrsamkeit, Tugend und Nützlichkeit des Wirkens ausgezeichnet waren, die allgemeine Anerkennung gefunden, grundlos verdächtigt und angefeindet wurden, daß in ihnen gewissermaßen die katholische Kirche verkörpert gewesen sei; und wie die Kirche selbst stets ein Zeichen sein werde, dem man widerpricht, sei auch der Jesuitenorden stets das hervorragendste Object aller Anstürme der Feinde der Kirche gewesen.

Zur Aufklärung der öffentlichen Meinung über den Jesuitenorden wird dieses Buch sehr viel beitragen und kann das Lesen desselben Freunden und Gegnern der Jesuiten nur angelegentlich empfohlen werden.

Prag.

Professor Dr. Anton Kurz.

- 6) **Praktisches Handbuch der kirchlichen Baukunst einschließlich der Malerei und Plastik.** Zum Gebrauche des Clerus und der Bautechniker. Bearbeitet von Georg Heckner, Priester der Erzdiocese München-Freising und ehemaligem Baumeister. Mit 188 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vielfach ergänzte Auflage. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags-handlung. 1891. Preis M. 4. — = fl. 2.40.

Dass ein derartiges Handbuch eine zweite Auflage erlebt, ist bereits ein hinlänglicher Beweis, dass es einem vorhandenen Bedürfnisse abgeholfen und sich als wirklich „praktisch“ bewährt habe. Als solches zeigt es sich schon beim Durchlesen und lässt sich nur ein solches erwarten von einem „ehemaligen Baumeister“, der, was er lehrt, auch selber gethan oder gesehen hat. Ein zweiter, heute nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug dieses Werkes ist, dass es durchwegs auf kirchlichen Grundsätzen und Entscheidungen ruht und nicht nach menschlicher Willkür bauen und zieren lehrt. Auch fördert es beim Leser die Kenntniss der Stile in den verschiedenen Zeiten und einzelnen Ländern und nimmt zugleich immer weise Rücksicht auf die Bedürfnisse und Vorschriften der Gegenwart, nicht nur auf das, was etwa das Auge befriedigt. „An seiner Hand kann ein würdiges und form-schönes, allen kirchlichen Anforderungen entsprechendes Gotteshaus hergestellt werden.“ („Grazer Volksblatt“ 1886, Nr. 134, Beil.) „Kein Priester, der größere Arbeiten bei einem Neubau oder einer Restauration durchzuführen hat, wird dieses Buch benützen, ohne sich dadurch so manche Enttäuschung und unnütze Auslage zu ersparen.“ („Katholische Kirchenzeitung“, Salzburg 1886, Nr. 24.) Das gilt umiomehr von der neuen Auflage, welche es von 244 auf 406 und mit dem recht erwünschten „Sachregister“ auf 411 Seiten und von 105 auf 188 Abbildungen brachte, während doch der Preis nur um 1 M. oder 60 fr. ö. W. gestiegen ist. Freilich begegnet man vielen gebotenen Bildern häufig auch anderwärts, wie es nicht anders sein kann. Aber wer könnte dieses praktische Handbuch um 2 fl. 40 fr. mit lauter neuen Bildern zieren? Die eingeschalteten erreichen ja ihren Zweck vollkommen; sie beleuchten den Text taghell! Mögen nur die Anschaffer und Ausführer von Kirchenarbeiten das Werk getrost kaufen und fleißig zurathe ziehen!

Egendorf. Pfarrvicar P. Johannes Weistberger O. S. B.

- 7) **Darwins Grundprincip der Abstammungslehre** an der Hand zahlreicher Auctoritäten kritisch beleuchtet von Josef Dieboldem, Lehrer der Naturkunde. Zweite Auflage. Freiburg. 1891. Herder. 87 S. fl. 8^o. Preis M. 1.20 = fl. —.72.

Neben den vielen gegen Darwins Irrthümer erschienenen Schriften wird vorliegende nicht bloß einen ehrenvollen Platz behaupten, sondern nicht wenige durch bedeutende Vorzüge überreffen. Vor allem ist es die große Klarheit in der Darlegung der Hauptpunkte und die, wenn auch kurze, doch sehr treffende Kritik der Darwinischen Ansichten und Beweise, welche ein besonderes Verdienst dieser Schrift bildet. Gerade die kurze, keine zu speciellen Grundsätze voraussetzende Behandlung der Abstammungslehre, macht sie vor allem geeignet zu einer fruchtbaren Lectüre für Gebildete; namentlich dürfte sie Clerikern und Lehrern zur eigenen und fremden Belehrung bestens empfohlen sein. Dass der Verfasser mit der einschlägigen Literatur sehr vertraut ist, zeigt unter anderem die gelungene Beleuchtung der Reimplasma-Theorie von M. Weismann, die seinerzeit so viel Aufsehen erregte. Umso mehr ist es zu bedauern, dass beim Erscheinen dieser zweiten Auflage der Schlussband von Kerner's Pflanzenleben noch nicht vollendet war; denn die von diesem Auctor über die Entstehung der Pflanzen verfochtenen Grundsätze näher zu beleuchten, würde einen sehr wertvollen Beitrag zu Dieboldem's Schrift geboten haben.

Freßburg.

Professor P. Franz Reich S. J.

- 8) **Das andere Leben.** Ernst und Trost der christlichen Weltanschauung. Von Dr. Wilhelm Schneider, Professor der Theologie in Paderborn. Dritte, theilweise neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1890. VI u. 530 S. Preis M. 6. — = fl. 3.60.

Das vorliegende Buch behandelt den auf dem Titelblatt angezeigten Gegenstand unter dem Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Freuden im Himmel und ganz insbesondere der Freuden des Wiedersehens verkürter ehemaliger Freunde und Angehöriger, deren gewaltsame Trennung durch den Tod den Herzen der Zurückgebliebenen tiefe Wunden geschlagen. Das bejagt denn auch die Fassung des Titels in den vorigen Auflagen: Wiedersehen im anderen Leben. Auf jene Wunden soll der erwägende Ausblick zum himmlischen Vaterland einen ganz wohlthuenden Balsam träufeln. Dieser Zweck nun wird für die betreffenden Leser, denen bei ihrem christlichen Lebenswandel die gegründete Hoffnung des Wiedersehens gleichgesinnter Freunde entgegenschimmert, in vollem Maße erreicht. Denn die Art der Darstellung des Gegenstandes spricht in wahrhaft anziehender, ja fesselnder Weise das gefühlsvolle Herz wie den erwägenden Verstand an. Die Sprache ist einfach und klar, edel und salbungsvoll. Den Höhe- und Mittelpunkt der diesbezüglichen Leistung bildet der Abschnitt mit der Aufschrift: „Die Befreiung der Liebe und Freundschaft, die auf Erden bestanden. Die Liebe der Seligen zu Gott, zu sich selbst und zueinander in ungestörter Harmonie.“

Die in der vorliegenden letzten Auflage vorgenommene Vermehrung und theilweise Umarbeitung hat einen etwas höheren und weiteren Gesichtskreis angenommen und bezieht sich zumeist auf die rationelle Begründung vom Dasein des anderen Lebens.

Wenn es überhaupt zur rechten Orientierung des christlich-menschlichen Lebens nichts nothwendigeres gibt als den oftmaligen Ausblick zum Himmel als letztem Ziel unseres Strebens und der Vollendung unserer Erlösung, dann ist jede würdige Darstellung der Himmelsfreuden, und mithin auch die vorliegende, recht zu bewillkommen und zu verbreiten und in der Homiletik zu verwerten. Vielleicht wird nicht genug über den Himmel mit seinen überschwenglichen und unverwelklichen Freuden gepredigt; was der heilige Papst Leo der Große, Sermo 9. de Nativ. Dom., vom Geheimnis der Menschwerdung sagt, gilt auch hier: je schwieriger das Thema, wegen der Erhabenheit und Fülle des Gegenstandes, desto mehr Grund ist vorhanden, sich pro posse darin zu versuchen.

Leoben.

P. J. P. Arnoldi C. SS. R.

- 9) **Grundlinien der Patrologie.** Von P. Bernhard Schmid O. S. B. Dritte, vermehrte Auflage. Freiburg im Breisgau bei Herder. 1890. 8°. XII u. 180 S. Preis brosch. M. 1.60 = fl. —.96.

Das vorliegende Büchlein, welches im Jahre 1879 das erstemal im Umfange von hundert Seiten erschienen ist, weist in der dritten Auflage eine fast doppelte Seitenzahl auf und verdient daher mit Recht eine vermehrte Auflage genannt zu werden. Es wurden die in den früheren Auflagen vermissten christlichen Dichter Juvenius, Prudentius, Sedulius und Venantius Fortunatus in dieselbe aufgenommen und am Schlusse wurde noch sowohl ein alphabetisches, als auch ein chronologisches Verzeichnis der behandelten Kirchenschriftsteller beigegeben, wodurch das Buch an Brauchbarkeit bedeutend gewonnen hat. Nur wenige Priester sind in der Lage, die größeren Werke der Patrologie von Möhler, Fessler, Dr. Nirschl u. dgl. zu studieren; für solche dürften die Grundlinien der Patrologie von Schmid sehr erwünscht sein, um in das reichhaltige, wissenschaftliche Gebiet der Kirchenväter einen genügenden Einblick zu bekommen. Schließlich wiederholen wir den Wunsch, es möge dem Verfasser gefallen, in einer künftigen Auflage etwa im Anhang auch noch jene ehrwürdigen Männer aufzunehmen, welche zwar nicht zu den alten Kirchenvätern gerechnet werden, welche aber zur Entwicklung des kirchlichen Lehrbegriffes nicht wenig beigetragen haben und daher mit dem Ehrentitel: „Doctores

ecclesiae“ ausgezeichnet sind. Zu diesen gehören vor allen die drei großen Kirchenlehrer, deren Schriften in der neuesten Zeit wieder besonders hervorgehoben und herausgegeben werden, nämlich: der sel. Albertus Magnus, der hl. Bonaventura und der hl. Thomas von Aquin.

Einz.

Domcapitular Leopold Dullinger.

- 10) **Der Priester in der Einsamkeit.** Von P. Alfons Maria von Liguori. Dritte Auflage. Regensburg. Verlagsanstalt. 1891. 475 S. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Die neue Auflage ist neu bearbeitet worden. Neu ist es auch, daß die Väterstellen im lateinischen Text beigelegt wurden. „Was die Tradition Kräftiges wie Liebliches enthält, sagt Cardinal Dechamps, ist hier weise zusammengetragen. Ein lebendiger und lebengebender Gedanke verbindet die Texte“. Dem eigentlichen Werke des heiligen Kirchenlehrers sind einige Abhandlungen beigelegt: „Ueber die Unehrebarkeit beim Breviergebet, Lebensordnung für einen Weltpriester, Nothwendigkeit des inneren Gebetes für Priester“, sämmtlich vom hl. Alfons herrührend. — Das Werk selbst zerfällt in zehn Betrachtungen und elf Belehrungen. Es eignet sich zur geistlichen Lesung bei Exercitien.

Krystynopol (Galizien).

Professor P. Augustin Arndt S. J.

- 11) **Manresa oder die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius** in neuer leichtfaßlicher Darstellung zum Gebrauche aller Gläubigen. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Franz Anton Schmid, Priester der Gesellschaft Jesu. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Zum Besten der deutschen Missionen in Nordamerika. Verlag von Fr. Pustet in Regensburg. 1890. 500 S. Preis M. 3.— = fl. 1.80.

Diese Darstellung der Exercitien des hl. Ignatius stammt von einem französischen Priester der Gesellschaft Jesu, der ein berühmter Prediger und apostolischer Arbeiter war. Derselbe sah wie seine Meditationen seit vielen Jahren abgeschrieben, autographiert und allgemein bei geistlichen Exercitien angewendet wurden. Endlich wurden sie, da ihm selbst seine Geschäfte dazu keine Zeit ließen, mit seiner Approbation von anderer Seite dem Drucke übergeben und das Buch auch ins Deutsche übersetzt. Der gewiß vielen bekannte, durch seine Wirksamkeit und seine Schriften ausgezeichnete P. Fr. Anton Schmid besorgte die zweite und dritte Auflage. Einige interessante Notizen über ihn sind der vierten Auflage von dem jetzigen Herausgeber P. Andreas Kobler vorausgeschickt worden. Das Buch ist für Exercitienleiter berechnet, sodann für solche Exercitanten, welche mit der Methode derselben schon vertraut sind. „Manresa“ hat sich durch die Erfahrung als ein gediegenes Werk erwiesen, und so wünschen wir, daß viele sich desselben als eines sicheren Führers bedienen mögen.

Einz.

Spiritual Dr. Ignaz Wild.

- 12) **Jugend-Spiegel.** Ein Büchlein für Jünglinge und Jungfrauen. Von Johann Lorenz, Propst ad B. M. V. und bischöfl. geistlicher Rath. Vierte Auflage. Heiligenstadt. Verlag von A. W. Cordier. 152 S. in 16°. Preis 30 Pf. = 18 kr. 8. W.

Ein vortreffliches Büchlein! Ich wüßte nicht, welcher Punkt, der für die Heranwachsende Jugend nutzbringend ist, in diesem Büchlein noch hätte besprochen werden sollen. Es sind in kurzen, kräftigen Zügen die Gefahren, die Tugenden, die Laster, die frommen Uebungen, die Pflichten und Berufsarten der Jugend in sehr faßlicher Weise behandelt. Möchte dieses inhaltsreiche Büchlein in den Kreisen der Jugend recht weite Verbreitung finden.

Freising.

Josef Bichlmair, Beneficiat.

- 13) **Abriss einer Lehre der Erziehung und des Unterrichtes.** Von Dr. F. Dittrich, Professor der Theologie. Zweite Auflage. Braunsberg.

1890. Verlag von Hoyer's Buchhandlung. 183 S. Preis M. 2. — = fl. 1.20.

Das Werkchen handelt im ersten Theile über die Pflege des Leibes und über die Erziehung des Geistes der Kinder, im zweiten etwas knapp gehaltenen Theile über die Erziehungsfactoren, insbesondere über die Lehrer, endlich im dritten und ausführlichsten Theile über die Unterrichtsfunde im allgemeinen und besonderen. — Der hochwürdige Herr Verfasser hat aus den besten pädagogischen Schriften geschöpft und den Stoff, wenn auch mitunter sehr kurz, so doch immer klar und in gefälliger Sprache verarbeitet. Das Büchlein entspricht dem Zwecke, für welchen der Verfasser es bestimmt hat, und kann besonders angehenden Lehrern und Lehrerinnen bestens empfohlen werden.

Brigen.

Professor David Mark.

- 14) **Controvers-Katechismus** oder wahrheitsgemäße und leicht verständliche Darstellung der Unterscheidungslehren der römisch-katholischen Kirche und der lutherisch-protestantischen Confession. Von Franz Anton Häckler. Zweite Auflage, bearbeitet von Professor Dr. Nestle. Rempten bei Josef Köjel. 1891. 234 S. Preis M. 1.50 = fl. —.90.

Zu Frageform behandelt der Verfasser die Unterscheidungslehren zwischen der katholischen Kirche und dem lutherischen Protestantismus. In sechs Hauptstücken wird der Gegenstand durchgeführt; zuerst wird die katholische Lehre dargestellt, dann die Anschauung des Protestantismus; und zwar über die heilige Schrift und Tradition, den Sündenfall, die Rechtfertigung, die sieben Sacramente, die Kirche Gottes auf Erden, die jenseitige Kirche oder die Gemeinschaft der Heiligen. Der Verfasser hält den gegebenen Weg ein; denn in dieser Reihenfolge verarbeitete und verdamnte in den 25 Sitzungen das Concilium von Trient den ursprünglichen Protestantismus; eingeschaltet wurde nur das fünfte Hauptstück über die Kirche. Der Verfasser kennt genau die Lehre der Kirche und die ungeheuerlichen Irrthümer Luthers; klar, bestimmt und gründlich handelt er über die controversen Gegenstände. Besonders gefiel mir die Abhandlung über die Einheit, Heiligkeit und Sichtbarkeit der Kirche; denn darin findet sich reicheres Materiale, welches zwar gedrängt, aber mit größerer Frische und Wärme aneinander gereiht wird.

Innsbruck.

Sector P. Gottfried Roggler O. Cap.

- 15) **Drei Predigten zu Ehren des hl. Nährvaters Josef**, Schutzpatrons der katholischen Kirche. Frei bearbeitet nach J. Hunolt. Zweite Auflage. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1891. 34 S. Preis 50 Pf. = 30 fr.

Die drei Predigten stellen paränetisch den hl. Josef a) als Schutzpatron der Christen, b) als Vorbild der Christen und c) als Patron der Sterbenden dar. Die freie Bearbeitung ist ein verklechterter Hunolt. Man hätte doch die selbstverständliche Aenderung z. B. des Satzes: „unser geliebter hl. Vater Pius IX.“ vornehmen können.

Kremsier.

Professor Josef Bienek.

- 16) **Aus den Hefeljahren in die Mannesjahre**. Eine Erzählung aus dem Tiroler Volksleben. Wahrheitsgetreu geschildert von Josef Praxmarer, weiland Cooperator in St. Nikolaus. Zweite Auflage. Innsbruck. 1890. Im Selbstverlag des Kirchenbau-Vereines zu St. Nikolaus. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 327 S. Preis fl. 1. — = M. 2. —, Zehn Exemplare fl. 7.50 = M. 15. —.

Der Verfasser war früher Richter und glücklich verheiratet; nach dem Tode seiner Gattin, welche in Italien eine Gehirnentzündung hinwegraffte, verließ er die Beamtenlaufbahn, studierte Theologie und wurde Priester; er starb am 6. April 1883 im 63. Lebensjahre als Curat in Kematen; seine Brüder, welche

sich gleich ihm von simplen Bauernjungen nach mancherlei Hindernissen zu einem „studierten“ Beruf emporgeschwungen hatten, waren ihm schon in die Ewigkeit vorangegangen, der eine als Advocat, der andere als P. Brundusius in England. Wir stimmen der Vorrede vollkommen bei, „daß jeder Leser diese Erzählung mit Vergnügen lesen und befriedigt aus der Hand legen wird“, denn das Werk ist eines der besten Volksbücher.

Wien.

Karl Reischl.

C) Literarischer Anzeiger.

(Unter dieser Rubrik bringen wir, solange der Raumangel andauert, Werke kleineren Umfanges oder wiederholte Auflagen größerer Werke zur Anzeige.)

- 1) **Die Psalmen** sammt den übrigen alt- und neutestamentlichen Lobgesängen. Nach der Vulgata mit oberhirtlicher Guttheißung übersetzt und herausgegeben von Dr. Wilhelm H. Reischl. Neueste Auflage. Regensburg. Verlag von G. Manz. 12°. 116 S. Preis geh. 40 Pf. = 24 fr.
- 2) **Der Karthäuser-Orden.** Ein Beitrag zur Kenntniss der Orden. Von einem Karthäuser der Karthause Hain bei Düsseldorf. Commissions-Verlag der A. Laumann'schen Verlagshandlung. Dülmen i. W. 1892. 16°. 95 S. Preis geh. 30 Pf. = 18 fr.
- 3) **Rette deine Seele!** Missionsbüchlein von P. Philibert Seeböck. Salzburg. 1892. Verlag von A. Pustet. 16°. 568 S. Preis brosch. 45 fr. = 90 Pf.
- 4) **Das Leben und die Offenbarungen der seligen Margaretha Maria Alacoque** von ihr selbst geschrieben. Dülmen. 1890. A. Laumann'sche Verlagshandlung. 16°. 181 S. Preis geh. 50 Pf. = 30 fr.
- 5) **Heredität der Kleinen** unter dem Schutze des hl. Karl Borromäus in Königgrätz. 1890. Vereinsgabe Nr. 34. 160 S. I. Jeder ist der Schmied seines Glückes. II. Unerwartete Rettung.
- 6) **Das Communionskind** nach dem Herzen Gottes. Lehren und Gebete zur Vorbereitung auf die erste heilige Communion. Von Th. Landmann. Mainz. 1891. Verlag von J. P. Haas. 16°. 190 S. Preis gebd. 75 Pf. = 45 fr.
- 7) **Zwischen der Schulbank und der Kaserne.** Wegweiser für die Jugend. Von Alban Stolz. Achte Auflage. Freiburg bei Herder. 1892. 12°. 38 S. Preis: Sechs Exemplare 50 Pf. = 30 fr.
- 8) **Der englische Jüngling Moisius.** Betrachtungen für die sechs Sonntage nebst einem Gebetbüchlein. Von P. Philibert Seeböck. Zweite Auflage. Innsbruck. Vereinsbuchhandlung. 1892. 16°. 331 S. Preis gebd. fl. —.50 = M. 1.—.
- 9) **Der Monat Mai.** Die göttliche Mutterschaft Mariens, Ursache ihrer Größe, und unsere Hoffnung. Innsbruck. Vereinsbuchhandlung. 1892. 16°. 222 S. Preis gebd. fl. —.60 = M. 1.20.
- 10) **Beichtandacht** für die Schuljugend. Neue Auflage. Freising. Verlag von Dr. Franz P. Datterer. 16°. 14 S. Preis 5 Pf., 100 Exemplare M. 4.50 = fl. 2.70.

- 11) **Zum Gottesdienste** in der katholischen Kirche. Ein Gebetbuch von Fr. Braun S. J. Zweite Auflage. Freiburg bei Herder. 1891. 16°. 565 S. Preis brosch. M. 1.20 = fl. —.72, gebd. M. 1.90 = fl. 1.14.
- 12) **Officium parvum** Beatae Mariae Virginis et Officium defunctorum cum septem psalmis poenitent. et litanis Sanctorum. **Ed. III.** Ratisbonae, Sumptibus Fr. Pustet. 1891. 16°. 185 S. Preis ungebd. 80 Pf. = 48 kr., gebd. (chagriniert) M. 1.50 = fl. —.90.
- 13) „**Herr, den du lieb hast, der ist krank**“. Ein Trostbüchlein für Kranke. Von P. Hermann Koneberg. Regensburg. 1891. Verlag von G. Manz. 16°. X und 175 S. Preis gebund. M. 1.60 = fl. —.96.
- 14) **Die Heiligung des Tages.** Gebetbüchlein. Von Joh. G. Wieselbrecht. Zweite Auflage. Innsbruck. Vereinsbuchhandlung. 16°. 152 S. Preis 25 kr.
- 15) **Fünf Messandachten** für die Schuljugend. Von Dr. Keller. Achte Auflage. Freiburg bei Herder. 1892. 32°. 140 S. Preis 25 Pf. = 15 kr., gebd. 40 Pf. = 24 kr.
- 16) **Das religiöse Leben.** Ein Begleitbüchlein, zunächst für die Männerwelt. Von Eilmann Peisch S. J. Fünfte Auflage. Freiburg bei Herder. 1892. 32°. XX u. 554 S. Preis brosch. M. 1.— = fl. —.60, gebd. M. 1.45 = fl. —.87 kr.

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Franz Beringer S. J., Consultor der heiligen Congregation der
Ablässe in Rom.

I. Seit einigen Jahren wird die seligste Jungfrau unter dem Titel des heiligen Rosenkranzes in Neu-Pompeji, unweit von Neapel, besonders verehrt; eine herrliche Kirche ist dort in kurzer Zeit durch freiwillige Gaben erstanden, und auffallende Gebetserhörungen haben dieselbe zu einem beliebten und vielbesuchten Wallfahrtsort gemacht. — Um diese Andacht der Gläubigen zur Königin des heiligen Rosenkranzes zu heben, hat Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. nicht nur jene Kirche in Neu-Pompeji mit vielen Privilegien und Ablässen bereichert, sondern auch durch Rescript der heiligen Ablass-Congregation vom 21. Juni 1890 allen Gläubigen 300 Tage Ablass, einmal täglich gewinnbar, bewilligt, welche wenigstens reumüthigen Herzens und andächtig eine Abbildung des Rosenkranzbildes von Neu-Pompeji in irgend einer Kirche oder öffentlichen Kapelle, wo eine solche aufgestellt ist, besuchen; vollkommenen Ablass aber für jene, welche dieses Bild nach Empfang der heiligen Sacramente am Rosenkranz-feste und am 8. Mai (den zwei Hauptfesten in Pompeji) gleichfalls

in irgend einer Kirche oder öffentlichen Kapelle besuchen und daselbst eine Zeitlang nach Meinung des heiligen Vaters beten.

Da aber diese sogenannten Bilder von Pompeji der Hauptsache nach mit den gewöhnlichen Bildern Mariä, der Königin des Rosenkranzes — wie sie sich überall da finden, wo die Rosenkranz-Bruderschaft canonisch errichtet ist —, ganz gleichförmig sind, so sollen sie nicht in einer Kirche und noch viel weniger am nämlichen Altar ausgestellt werden, wo schon ein Bild der Muttergottes unter dem Titel des heiligen Rosenkranzes verehrt wird. Denn es ist als liturgische Norm festzuhalten, wie die heilige Riten-Congregation dies immer eingeschärft hat, daß in der nämlichen Kirche und umsoweniger am gleichen Altare zwei Bilder oder Statuen von dem nämlichen Heiligen, oder wenn es sich um die seligste Jungfrau handelt, zwei Bilder oder Statuen, welche die Muttergottes unter dem nämlichen Titel darstellen, nicht zur öffentlichen Verehrung dürfen ausgestellt werden.

Aus diesem Grunde hat neuerdings (am 24. Februar 1890) die genannte Congregation auf folgende Fragen einfachhin mit Nein geantwortet:

1. Darf man in jenen Kirchen, wo die Rosenkranz-Bruderschaft canonisch errichtet ist, an Stelle des alten Rosenkranzbildes das neue von Pompeji setzen?

2. Darf man an einem und demselben Altare unter dem gewöhnlichen Rosenkranzbild noch ein kleineres anbringen, das die Muttergottes von Pompeji vorstellt?

3. Darf man in den erwähnten Kirchen einen anderen Altar dem genannten Bilde von Pompeji weihen?

4. Oder ist es wenigstens gestattet, an irgend einer Stelle der erwähnten Kirchen das Rosenkranzbild von Pompeji zur öffentlichen Verehrung auszuzeigen?

5. Können die Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft und alle Gläubigen durch den Besuch des Rosenkranzbildes von Pompeji die nämlichen Ablässe gewinnen, welche für den Besuch des Rosenkranzaltars bewilligt worden sind?

(Acta S. Sed. XXII, 501.)

In einem Rundschreiben an alle Bischöfe vom 20. Mai 1890 hat dann die nämliche Riten-Congregation diese verneinenden Antworten eingehender begründet durch Erklärung des liturgischen Grundsatzes, den wir oben mitgetheilt. Es seien, heißt es darin, nach jenen Antworten viele Bittgesuche an den heiligen Vater gerichtet worden, daß man in einzelnen Kirchen außer dem alten Rosenkranzbilde auch noch jenes von Pompeji belassen dürfe: allein man habe von dem bezeichneten Princip nicht abgehen können. Was speciell den letzten Bescheid bezüglich der Ablässe angehe, so sei diese abschlägige Antwort einfach eine Bestätigung des früher Gesagten, daß nämlich beide Bilder identisch sind: ohne also neue Ablässe für die Bilder von Pompeji auszusprechen, die etwa der heilige Stuhl bewilligen würde (— und die jetzt in der That, wie wir anfangs angegeben, bewilligt worden sind —), beziehe sich die vernünftige Antwort auf die früher zugestanden der Rosenkranz-Bruderschaft gewährten Ablässe und die zum Gewinn derselben vorgeschriebenen Bedingungen. — Um aber ähnlichen Bitten ein Ziel zu setzen, und um immer mehr die liturgischen Normen für solche Fälle in Erinnerung zu bringen, habe die Congregation nach Weisung Sr. Heiligkeit dieses Rundschreiben erlassen, in dem Vertrauen, daß die Bischöfe sich desselben zu dem Zwecke bedienen werden, um die sonst so empfehlenswerte und heilsame Andacht zur Königin des heiligen Rosenkranzes innerhalb der richtigen Grenzen zu halten. (Acta S. Sed. XXII, 739.)

II. Ueber die Andacht der fünfzehn Samstage vor dem Rosenkranzfest oder sonst während des Jahres und die dafür unlängst bewilligten Ablässe haben wir bereits in dieser Quartal-

schrift (1890, S. 189, 5) berichtet. Nachdem dann später nur für die Kirche in Neu-Pompeji gestattet worden war, daß man jene Ablässe auch gewinne, wenn man die erwähnte Andacht nicht an fünfzehn Samstagen, sondern an fünfzehn Sonntagen halte, hat Se. Heiligkeit in der Audienz vom 11. December 1891 dieses Indult auf alle Kirchen und öffentlichen Kapellen ausgedehnt, in welchen die Jungfrau des Rosenkranzes von Pompeji verehrt wird: so daß die Gläubigen, welche darin diese Andacht an fünfzehn Sonntagen halten, wenn sie an den Samstagen rechtmäßig gehindert sind, dennoch die gleichen Ablässe gewinnen, welche für die fünfzehn Samstage gewährt wurden. (Il Rosario e la nuova Pompei, Jan. 1892, S. 3.)

III. Die folgenden Gebete zum Gebrauch der christlichen Familien wurden im Auftrag Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. verfaßt und durch die Riten-Congregation mit Schreiben vom 10. Dec. 1890 an alle Bischöfe geschickt. (Acta S. Sed. XXIII, 318.) Sie sollen nach dem ausgesprochenen Wunsche des heiligen Vaters dazu dienen, daß alle christlichen Familien die heilige Familie in Nazareth innig verehren und sich zum Vorbild nehmen, ganz im Sinne jenes frommen Vereines, welcher schon von Papst Pius IX. durch Breve vom 5. Januar 1870 approbiert und empfohlen wurde. Beide Päpste, Pius IX. und Leo XIII. haben der freudigen Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Geist dieses Vereines sich immer weiter ausbreiten und viele heilsame Früchte hervorbringen möge.¹⁾

Gebet der christlichen Familien

um sich der heiligen Familie zu weihen.

O Jesus, unser lebenswürdigster Erlöser, der du gekommen bist, um die Welt durch deine Lehre und Beispiel zu erleuchten; du wolltest die längste Zeit deines sterblichen Lebens in demüthiger Unterwürfigkeit unter Maria und Josef in dem armen Hause zu Nazareth zubringen und jene Familie heiligen, welche das Vorbild aller christlichen Familien sein sollte: so nimm denn auch die unr'ige gütig auf, welche sich jetzt dir schenkt und weilt. Beschütze und bewahre du sie und begründe fest in ihr deine heilige Furcht, den Frieden und die Eintracht der christlichen Liebe, auf daß sie, dem göttlichen Vorbild deiner Familie sich gleichgestaltend, voll und ganz, ohne daß Einer fehle, zur ewigen Glückseligkeit gelange.

O Maria, liebevolle Mutter Jesu und unsere Mutter, bewirke durch deine gütige Vermittlung, daß diese demüthige Aufopferung bei Jesus willkommen sei und erlange uns seine Gnaden und Segnungen.

Heiliger Josef, du heiligster Beschützer Jesu und Mariä, komme uns mit deinen Gebeten in jeder geistlichen und leiblichen Noth zuhülfe, so daß wir mit Maria und mit dir unseren göttlichen Erlöser Jesus ewig lobpreisen mögen.

Tägliches Gebet vor dem Bilde der heiligen Familie.

O liebevollster Jesus, der du mit deinen unaussprechlichen Tugenden und mit den Beispielen deines häuslichen Lebens die von dir hier auf Erden aus-

¹⁾ Ueber diesen Verein der christlichen Familien, die sich hauptsächlich zum gemeinsamen Abendgebet vor einem Bild der heiligen Familie verpflichten, wird in der bald erscheinenden zehnten Auflage der „Ablässe“ die Rede sein.

erwählte Familie geheiligt hast, blicke gütig auf die unsrige herab, welche vor dir niedergeworfen, dich um deine Guld anfleht. Bedenke, daß sie deine Familie ist, weil sie sich die besonders geweiht und aufgeopfert hat. Stehe ihr gnädig zur Seite, beschütze sie vor jeder Gefahr, eile ihr zuhülfe in ihren Nöthen und gib ihr die Gnade, beharrlich zu bleiben in der Nachahmung deiner heiligen Familie, damit sie, dir treu dienend und dich liebend auf Erden, dich dann ewig im Himmel lobpreisen könne.

O Maria, mildeste Mutter, zu deiner Fürsprache nehmen wir unsere Zuflucht, fest überzeugt, daß dein göttlicher Sohn deine Bitten erhören wird.

O auch du, glorreicher Patriarch, hl. Josef, komme uns durch deine mächtige Vermittlung zuhülfe und bringe Jesu durch die Hände Mariä unsere Bitten dar.

300 Tage Ablass, einmal im Tage, für jene, welche sich der heiligen Familie weihen mit der obigen von der Riten Congregation veröffentlichten Formel.

(Papst Leo XIII.)

Jesuz, Maria, Josef, erleuchtet uns, stehet uns bei, rettet uns! Amen.

200 Tage Ablass, einmal täglich zu gewinnen. (Papst Leo XIII.)

IV. Nach dem neuesten officiellen Werke über die Rosenkranz-Bruderschaft¹⁾ u. sollen zwar alle Mitglieder derselben sich eines rechtmäßig geweihten Rosenkranzes bedienen, wie es von jeher Gebrauch war. Allein zum Gewinn der Ablässe der Bruderschaft ist die Weihe des Rosenkranzes nicht nothwendig; ja man kann dieselben auch ohne den Gebrauch eines Rosenkranzes gewinnen. (Acta cit. I, S. 38—39.)

Erst am 7. August 1889 hat die heilige Ablass-Congregation auf die Anfrage, „ob es zum Gewinn der Ablässe des Muttergottes-Rosenkranzes, oder der kleinen Corona der unbefleckten Empfängnis, oder des Brigitten-Rosenkranzes u. s. w. nothwendig sei, einen materiellen Rosenkranz zu haben, der eigens dazu geweiht sei, oder ob das einfache Recitieren der betreffenden Gebete genüge?“ — die Antwort gegeben, „man müsse sich hierin an den Wortlaut der einzelnen respectiven Ablass-Bewilligungen halten.“

¹⁾ Dieses seit Jahren schon angekündigte lateinische Werk führt den Titel: Acta Sanctae Sedis neonon Magistrorum et Capitulorum generalium Sacri Ordinis Prae licatorum pro Societate SS Rosarii, Confraternitatibus SS Rosarii sodalitiisque Rosarii Viventis et Rosarii perpetui, Reverendissimi Patris Fr. Josephi Mariae Larroca ejusdem Ordinis Magistri generalis jussu edita, Lugduni typis Xaverii Jevain, 1890 — 1891. Der erste Theil des vierbändigen Werkes enthält in 21 Capiteln kurz zusammengestellt alles, was der obige Titel verspricht; der zweite Theil, der drei Bände umfaßt, bringt wörtlich alle apostolischen Bullen, Rescripte und vivae voces oracula, alle Bestimmungen der römischen Congregationen, der Generale und Generalcapitel des Dominicaner-Ordens über die Rosenkranz-Bruderschaft, den lebendigen und ewigen Rosenkranz und was damit zusammenhängt. Im letzten Bande finden sich außerdem sechs sehr interessante appendices, z. B. die Statuten der ältesten Rosenkranz Bruderschaften; eine lange Liste aller Schriftsteller des Dominicaner-Ordens, welche sich um die Andacht des heiligen Rosenkranzes verdient gemacht, mit genauer Angabe ihrer Werke; Thaten und Aussprüche von Heiligen über diese Andacht u. s. w.; endlich mehrere sehr vollständige Namen- und Sachregister. Das mit großer Sorgfalt gearbeitete Werk, das auch durch vortreffliches Papier und guten Druck sich auszeichnet, wird fortan allen als Norm zu dienen haben, welche sich irgendwie mit den darin behandelten Gegenständen beschäftigen müssen.

Solange die Documente, die sich auf die Rosenkranz-Bruderschaft beziehen, nicht vollständig vorlagen, herrschte über diese Frage nicht allseitige Klarheit und Uebereinstimmung; jetzt aber ist auf Grund aller betreffenden Ablass-Concessionen, weil sie nirgends den Gebrauch eines geweihten Rosenkranzes für die Mitglieder dieser Bruderschaft als wesentlich vorschreiben, die Sache entschieden, wie wir oben sagten.

Nothwendig, weil ausdrücklich vorgeschrieben als Ablass-Bedingung, ist der Gebrauch eines von einem bevollmächtigten Priester geweihten Rosenkranzes nur zum Gewinn der von Papst Benedict XIII. am 13. April 1726 bewilligten Ablässe (100 Tage für jedes Vater unser und Begrüßet seist du, und vollkommener Ablass einmal jährlich), welche denen der Brigitten-Rosenkränze gleich stehen, wie auch für die von Papst Pius IX. noch außerdem beim gemeinsamen Beten des Rosenkranzes (wobei wenigstens einer der Mitbetenden einen geweihten Rosenkranz gebrauchen muß) gewinnbaren Ablässe (s. „die Ablässe“, 9. Aufl., S. 374 f.). Allein hier handelt es sich eben nicht um specielle Ablässe der Rosenkranz-Bruderschaft, sondern um solche, welche für alle Gläubigen mit dem Rosenkranzgebet verbunden sind; deshalb ist also auch für die Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft zum Gewinn dieser allgemeinen Ablässe der Gebrauch eines rechtmäßig geweihten Rosenkranzes nöthig.

V. Bezüglich der Errichtung von Bruderschaften in Kirchen von Ordensfrauen hat die S. Congreg. Episcoporum et Regularium in einem Schreiben an den Bischof von Foligno vom 22. August 1891 ihre frühere Entscheidung vom 9. November 1595 (in Tirasonen.) wiederholt, welche so lautet: „Non placet Sac. Congregationi, ut in monasteriis Monialium sub quovis titulo instituantur Confraternitates laicorum, ad tollenda quamplurima, quae exinde oriri possunt, incommoda; immo praecipit, ut erectae tollantur; secus transferantur“. — Ähnlich sprach sich die heilige Ablass-Congregation am 29. Februar 1864 aus, indem sie auf die Anfrage, ob man Bruderschaften in den Kirchen religiöser Frauen-Congregationen, welche Schulen oder Institute leiten, errichten dürfe, die Antwort gab: Non expedire. (Decr. auth. n. 403 ad 4.)

Bezüglich der Rosenkranz-Bruderschaft bestehen noch ganz specielle Verbote, wonach dieselbe, ohne besondere päpstliche Dispens, in Frauenklöstern, selbst in solchen von Dominicanerinnen, nicht errichtet werden darf. (Vergl. Acta S. Sedis... pro Societate SS. Rosarii I, p. 8.)

Für die Bruderschaften vom heiligsten Herzen Jesu und jene vom unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder haben bekanntlich Papst Pius IX. und Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. in dieser Beziehung specielle Dispens ertheilt (s. „die Ablässe“ S. 544); allein da handelte es sich weniger um eigentliche Bruderschaften, als um Gebetsvereine. Jedenfalls zeigen die mitgetheilte neueste Einschärfung jener früheren Verordnung und die eben erwähnten Dis-

penfen, daß Bruderschaften in den Kirchen von Frauenklöstern nicht errichtet werden sollen ohne besondere Erlaubnis des heiligen Stuhles. Um Giltigkeit oder Ungiltigkeit der Errichtung handelt es sich übrigens hier in keiner Weise.

VI. Daß Erzbruderschaften nicht jede beliebige Bruderschaft, sondern in der Regel nur jene von gleichem Zweck und Titel sich aggregieren und ihnen ihre Ablässe mittheilen können, wurde kürzlich in einem besonderen Falle wieder entschieden.

In Rom besteht bekanntlich die Congregation vom guten Tod unter dem Titel des am Kreuze sterbenden Heilandes und seiner schmerzreichen Mutter. Ihr Zweck ist die Vorbereitung der Gläubigen auf einen glückseligen Tod, namentlich mittels der öfteren Erinnerung an den leidenden und sterbenden Heiland, und durch ein wahrhaft christliches Leben: darum versammeln sich die Mitglieder jeden Freitag oder Sonntag Nachmittag (oder wenigstens ein- oder zweimal monatlich); es wird ein Unterricht oder Betrachtung gehalten über das Leiden J. Chr., die Schmerzen seiner heiligsten Mutter, oder über die letzten Dinge; man betet gemeinsam und gedenkt insbesondere der kranken und sterbenden Mitglieder. — Der General der Gesellschaft Jesu hat das Privileg, andere Bruderschaften des gleichen Titels der römischen Hauptcongregation zu aggregieren und ihnen die Ablässe derselben mitzutheilen. Es wurde nun angefragt:

Utrum Primariae aggregari possit Congregatio Bonae Mortis, quae sub invocatione tantum Sancti Josephi erigeretur, omisso omnino titulo D. N. J. Chr. in cruce morientis et B. M. V. perdolentis, et cujus statuta nullam habent mentionem de piis conventibus atque exercitationibus supradictis pro certis diebus, et tantummodo praescribunt, ut fundantur preces pro unoquoque socio cum in agoniam devenerit, ut mortuos sodales ad sepulturam comitentur et eleemosynae colligantur ad Missas pro sociis defunctis celebrandas: talis enim Congregatio non videretur esse ejusdem nominis et instituti?

Die heilige Ablass-Congregation antwortete am 17. Juli 1891: Negative. (Acta S. Sed. XXIV, 125, ad I.)

Ebenso entschied dieselbe Congregation, daß die Bischöfe, wenn sie durch besonderes apostolisches Indult bevollmächtigt sind, in ihren Diöcesen Bruderschaften zu errichten und ihnen die Ablässe der gleichnamigen römischen Erzbruderschaften selbst (ohne Aggregation an dieselben) mitzutheilen, dieses nur dann thun können, wenn die von ihnen errichteten Bruderschaften den gleichen Titel und Zweck haben, wie jene Erzbruderschaften, nicht aber wenn Titel und Zweck verschieden sind.

Denn im Anschluß an die eben mitgetheilte Entscheidung bezüglich der Congregationen vom guten Tod wurde noch folgender Zweifel vorgelegt:

An Episcopi, qui gaudent indulto eis concedente facultatem erigendi in sua dioecesi Confraternitates cum indulgentiis, quibus gaudent Archiconfraternitates ejusdem nominis et instituti in alma urbe existentes, erigere valeant pias Sodalitates uti supra expositum est,¹⁾ cum indulgentiis concessis Primariae Congregationi Bonae Mortis?

Die heilige Ablass-Congregation antwortete gleichfalls am 17. Juli 1891: Negative. (Acta S. Sed. l. c. ad II)

¹⁾ Bruderschaften vom guten Tode nämlich, welche einen anderen Titel und Zweck haben, als die römische Hauptcongregation.

VII. 100 Tage Ablass, einmal täglich gewinnbar und den Seelen des Fegfeuers zuwendbar, hat Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. durch Rescript der heiligen Ablass-Congregation vom 21. Mai 1892 allen Gläubigen verliehen, welche folgendes Stoßgebet wenigstens reumüthigen Herzens und andächtig sprechen:

Ecce Crucem Domini! fugite partes adversae: Vicit Leo de tribu Juda, radix David. Alleluja! (Siehe das Kreuz des Herrn! fliehet ihr feindlichen Mächte, gesiegt hat der Löwe aus Juda, die Wurzel Davids. Alleluja!)

Das Gebet ist dem Brevier entnommen (3. Antiph. der Laudes am Feste Kreuz-Erfindung, 3. Mai) und soll vom hl. Antonius von Padua häufig gebraucht worden sein. Papst Sixtus V. ließ es am Fuße des großen Obelisken einmeißeln, der durch seine Veranlassung auf dem St. Petersplatz in Rom aufgerichtet worden ist.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Johann G. Huber, Katechet an den Mädchen-Bürgerschulen in Vinz.

Die heilige Charwoche mit ihren kirchlichen Ceremonien bietet uns Priestern reichlichen Stoff, nicht bloß zur eigenen Betrachtung, sondern auch zur Belehrung des Volkes, besonders der Kinder, die mit Eifer die Erklärung derselben aufnehmen und mit sichtlicher Begier zuhordchen, wenn man auch hin und wieder eine Beiprechung einfließen läßt über mancherlei Volksgebräuche, welche den kirchlichen Ceremonien sich anschließen, und darauf hinweist, daß diese Sitten und Gebräuche, wie sie in verschiedenen Gegenden verschieden sich gestalten, viel schönen Sinn und Bedeutung haben, und, wenn sie auch unserer Zeit mehr und mehr fremd und unverständlich werden, einen Einblick gewähren in die Denkweise unserer Vorfahren, wie diese eine Sache auffaßten und sich zurecht legten.

Dabei fühlt man oft unwillkürlich in die eigene Kindheit sich zurückversetzt und erinnert sich gerne, wie man als Kind dabei gedacht und gethan habe; so z. B. schwebt mir sehr lebhaft die Erinnerung vor, wie man in meiner Heimat zur Palmweihe am Palmsonntage und zur Feuerweihe am Charfamstage sich ausrüstete; die Volksgebräuche dabei sind einer Erinnerung wert.

Hat man hier und anderwärts am Palmsonntage ganz bescheidene Zweiglein der Palmweide, mit grünen Sträußchen und bunten Baumwollfäden geziert, so hat man dort die „Palmstange“, und diese ist ein ganz ansehnliches Ding.

Dazu wählen die Buben der Berg- und Wald-Bauern aus dem Jungholze einen schlank gewachsenen Fichtenstamm mit buschiger Krone, dessen Länge zur Leibeslänge des Palmstangenträgers in einem richtigen Verhältnisse stehen muß. Ist das Büblein noch ziemlich kurz, so mag er sich wohl mit vier Meter bescheiden; der Fortschritt im Wachstume berechtigt zur längeren Stange, so daß sie über die Brüstung des Musikchores oder auch über den Schalldeckel der Kanzel emporragt; ist der Bursche schon über

das Knabenalter hinaus gewachsen oder fühlt er ob der größeren „Ackerweite“ des väterlichen Hofes sich zu Höherem berufen, so darf seine Stange auch das Gewölbe der Kirche berühren und der Wipfel sich noch umbiegen. Man glaube ja nicht, daß diese Stangen etwa in dürrer Blöße dastehen, wie Nakenstangen bei Regenwetter, vielmehr prangen sie in Pracht und Herrlichkeit. Mit rothbaccigen Äpfeln sind die Ästlein voll besteckt, deren Enden mit Büscheln von „Segenbaum“ und Palmfäschen mit rothgelben Zweigen der „Wideln“ umwunden an den Stamm befestigt, was man einen Bund heißt; drei bis vier solcher Bünde übereinander mit Schnüren voll gedörter Zwetschen, Nüsse und „Eier-Pressen“ behangen, geben der Palmstange ein bedeutendes Ansehen, und wenn erst alle Seidenbänder, welche die Töchter und Mägde eines Hauses besitzen, für diese Gelegenheit leihweise zur vollendeten Zierde der Stange dienen, so ist dieses eine große Schönheit, und kann die Zahl und geschickte Vertheilung dieser Bänder sogar der bescheidenen Stange aus dem Geschlechte der Palmweide einen Achtung gebietenden Rang unter ihren stolzen Waldschwestern einräumen.

Solch eine Palmstange vorschriftsmäßig aufrecht tragen und unverfehrt nachhause bringen, ist der Stolz und Ruhm des Trägers, dessen Recht und Pflicht es auch ist, am Charfamstage zur Feuerweihe den „Brand“ zu besorgen, ein mächtiges Stück Holzheit, welches in Form einer Keule zugeschnitten ist, in dessen Border-Ende kleine Holzpflocke eingezwängt sind, die ihm eine merklliche Aehnlichkeit mit einem „Morgenstern“ geben. Dieses muß am geweihten Feuer angebrannt werden, wird dann zuhause gespalten und auf jedes Fruchtfeld ein Stück eingesteckt, mit einem Büschlein von der Palmstangzier und einem Weihwassergläschen versehen.

Woher mögen diese absonderlichen Gebräuche stammen? — Sicher aus der Zeit der Einführung des Christenthums in jener Gegend.

St. Rupert und seine Genossen, welche diesen bajuwariischen Ansiedlern das Christenthum gebracht und ihnen die erste Anleitung zu den kirchlichen Feiern gegeben haben, mochten wohl erstaunt den Kopf schütteln, als ihre Jung-Christen mit so gewaltigen Zweigen zur Verherrlichung der Palmprocession kamen, allein sie mögen es der Leibeskraft dieser Urmenschen zugute gehalten haben und ließen es gelten, wenn diese knorrigen Leute meinten, sie müssen in der Länge der Stangen und Größe dieser Keulen auch die Stärke ihres Glaubens zum Ausdruck bringen.

Die Nachkommen jener kräftigen Altväter hätten sich Schand' und Sünde gefürchtet, wenn sie nicht mehr imstande wären, den Zweig sammt dem Baume zur Kirche zu bringen, und so erhielt sich diese Sitte bis auf den heutigen Tag. Wer möchte es ihnen verübeln? Hat ja doch dieses Volk nicht bloß diese Gebräuche sich bewahrt, sondern es ist auch der Stamm, auf dem sie gewachsen sind, so fest geblieben, daß ihn die Stürme der Zeit nicht entwurzeln konnten: der treueste katholische Glaube! Es gehören ja die Leute jener Gegend auch zu dem kernigen Volke von Oberösterreich, welches seiner großen Mehrheit nach frei und offen zur Fahne der heiligen Kirche hält und derohalb bei den Glaubensfeinden als sehr verstockt angeschrieben ist.

Wie aber unser Land einmal Missionsgebiet gewesen ist, und ist dasjenige, was die ersten Glaubensboten ihm eingepflanzt haben, in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, dass es nach so vielen Jahrhunderten noch daran festhält, so sind viele andere Länder des weiten Erdenrundes zu unserer Zeit Missionsgebiet, und arbeiten die Glaubensboten in derselben Art, wie es einst in unseren Gauen geschehen ist.

Wir sehen in diesen Missionsberichten, wie sie dieses nicht vergeblich thun, wie in den Völkern, denen jetzt das Evangelium gepredigt wird, auch der Same des göttlichen Wortes keimt und sprosst und übergeht in das Leben der Völker. Die Theilnahme an dem Missionswerke der katholischen Kirche und die Unterstützung, die wir ihm nach Kräften angedeihen lassen, ist der Ausdruck unseres Dankes für die Gnade des heiligen Glaubens, die der liebe Gott uns gegeben und erhalten hat.

Zu diesem Gefühle der Dankbarkeit mögen manche Pl. Tit. Leser auch zur Durchsicht des folgenden Berichtes sich wenden, der unsere Blicke wieder hinlenkt auf die Missionsgebiete in allen Welttheilen.

I. Asien.

Palästina. Der bekannte Missionär hochw. G. Gatt in Gaza bezeichnet in einem Privatbriefe „die allgemeine Lage in Palästina dormalen als eine Windstille: der Gang der Missions-Angelegenheiten ist ein sehr ruhiger; die Katholiken suchen ihre Missions-Anstalten zu vergrößern, die türkische Regierung sucht sie möglichst einzudämmen durch öftere Verweigerung der Concession, auch die Protestanten haben derzeit nicht von Erfolgen zu sprechen; die Freimaurer dagegen machen merklich Geschäfte, was vielleicht die erste Frucht des Eisenbahnbaues sein mag...“

Die Mission in Gaza, bei welcher hochw. Gatt hauptsächlich darauf hinarbeitet, ihr durch Erwerbung festen Besizes, Anlage einer Mühle u. s. w. einige Einnahmequellen zu verschaffen, ist auch im letzten Jahre von allerlei Ungemach betroffen worden und bittet der Missionär noch inständig um Unterstützung, bis es in nicht allzuferner Zeit gelingen möchte, diese wichtige Mission nach Abzahlung der Schulden für die Zukunft frei und sicher zu stellen.

In Jaffa haben die PP. Franciscaner einen herrlichen Kirchenbau zustande gebracht, dessen Baumeister der Laienbruder Fr. Seraphin ist.

Im Hauran sowie in Chaldaea ist das katholische Missionswerk noch in kleinen Anfängen begriffen.

Der Hauran, das Heimatland des Patriarchen Abraham, in den ersten christlichen Jahrhunderten ein Mittelpunkt kirchlichen Lebens, dessen Metropolit 24 Suffragan-Bischöfe zählte, hat jetzt unter einer Bevölkerung von 500.000 Seelen, etwa 12.000 unierte Griechen, ein Volk in tiefster Armut, dem entsprechend sind die wenigen Kirchlein im armseligsten Zustande. Der Bischof Msgr. Cadix ist eben daran, an seinem Bischofsitze Rhabab eine Kirche zu erbauen, soll dieses noch an sechs anderen Orten in Ausführung bringen, die Mittel hiezu sind noch in Händen unbekannter Wohlthäter.

Für Chaldaea wurde jüngst Msgr. Thomas zum Bischöfe ernannt, dem nun zunächst die Aufgabe obliegt, in Serth eine Kirche zu erbauen und das Patriarchalfeminar wieder herzustellen, um Priester für die chaldäische Nation zu bekommen. Auch dort ist beim Volke nichts als bittere Armut zu finden, aber große Empfänglichkeit der Nestorianer für die Rückführung zur katholischen Kirche.

Syrien. Von Missionsarbeit im engeren Sinne kamen in letzter Zeit keine Meldungen, dafür aber Nachrichten über Arbeiten, welche ebenso Heldenmuth erfordern und den Missionszielen sicher auch förderlich sind.

Die Cholera hat im letzten Herbst und Winter einen schrecklichen Rundgang durch das Land gemacht und besonders in Damascus arg gehaust. Da alles, was fortkonnte, sich geflüchtet hatte, selbst die meisten Aerzte, so blieb das arme Volk seinem Elende überlassen und dessen einzige Helfer waren die Missionäre und Ordensschwestern. Die Türken wie die Schismatiker sind voll Bewunderung über dieses Wirken echt christlicher Nächstenliebe. Vielleicht bildet die Dankbarkeit dafür doch einen Grund, auf welchem das Samen Korn der Wahrheit Wurzel fassen kann.

Border-Indien. Aus der Mission der PP. Jesuiten in der Diöcese Puna kamen wieder einige Meldungen gelegentlich der Visitationsreise des hochw. Bischofes Weiderlinden.

Die Station Kendal, vor zwölf Jahren gegründet, welche soviel Opfer an Gesundheit und Leben von Missionären gekostet hat, zählt nun doch über 500 Christen und hat in neun Dörfern Schulen, die auch mit ständigen Lehrern versehen sind.

In Wallan, welches das erstmal bischöflichen Besuch empfing, wo daher Priester und Volk alles aufboten, um diese Gelegenheit zum feierlichen Bekenntnisse des heiligen Glaubens zu benutzen, wurde an 42 Neuchristen die heilige Firmung gespendet, die Schule konnte sich zum erstenmale öffentlich mit ihren Leistungen zeigen, sämtliche Christen aus weitester Umgebung waren zusammengekommen und sahen sich zum erstenmal in ihrer Zusammengehörigkeit, und es gestaltete ihr gegenseitiger Verkehr das Ganze zu einer Art Familienfest.

In Pathreh, fünf Meilen von Wallan entfernt, wurde eine neue Missionschule eröffnet, nachdem die alte nicht mehr der wachsenden Kinderzahl genügen konnte, ebenso in Deblali.

Das gesammte Missionsgebiet zählte in neun Monaten einen Zuwachs von 160 Tausen; die Missionäre ziehen immer noch mehr Dörfer in den Bereich ihrer Thätigkeit.

Die Mission Bangalore (Bisth. Maisur) ist in großer Bedrängnis. Eine Hungersnoth, unter welcher das ganze Volk leidet, versetzt auch die Missionäre in die traurige Lage, daß sie für die um Brot schreienden Christen und für eine vollbesetzte Auswärtigen-Anstalt nicht mehr genug aufbringen, geschweige denn die tausende von Heiden, welche um Aufnahme in die Mission und die Taufe bitten, derzeit erhören können.

China. Das apostolische Vicariat Südoft-Tscheli gehört zu den wenigen Gebieten, die von den verheerenden Verfolgungstürmen bisher verschont geblieben sind und voller Ruhe sich erfreuen. Die Nachrichten von dorthier melden stetes Wachsen der Mission und das sichtliche Erstarken zu einem geordneten Gemeinleben.

Die Arbeitskräfte der Mission sind 36 Priester und 6 Laienbrüder aus Europa, 11 chinesische Priester, deren 5 auch Mitglieder der Gesellschaft Jesu sind, 174 Katechisten, welche zumeist als angestellte Lehrer und 162 Katechistinnen, von denen 100 als Lehrerinnen wirken. Die Mission besitzt 1 Priesterseminar, 2 Knabenseminare, 230 Volksschulen, 6 Waisenhäuser, alles in geordnetem Zustande; die Zahl der Katholiken ist auf 38.800 gestiegen; im letzten Jahre waren 725 Tausen von Erwachsenen, 3100 Katechumenen stehen in Vorbereitung auf die heilige Taufe. Der Empfang der heiligen Sacramente ist ein so reger, daß man sieht: die Leute heißen nicht bloß Christen, sondern sind es auch.

Gott schütze dieses blühende Fruchtfeld vor allem Ungemache!

Süd-Schantung. Dem wackeren Missionär Pieper, aus dessen Feder so viele Berichte in die deutsche Heimat kommen, ist es gelungen, in der Station Zinguan-Kiatichuan unter fleißiger Mithilfe der Neubefehrten eine hübsche Kirche zu erbauen; über eindringliches Bitten der kleinen Gemeinde mußte die Kirche auch einen nach europäischer Art erbauten Thurm bekommen, von dessen Höhe nun heller Glockenklang die weithin verstreuten Christen zum Gebete ruft.

Im übrigen wurde Süd-Schantung in letzter Zeit von schmerzlichen Prüfungen betroffen. Zu Weihnachten starb hochw. P. Parhuber, 34 Jahre alt, an Typhus. Bischof Anzer, welcher die erste Nachsicht nach Steyl sandte, klagt schmerzlich bewegt über den allzufrühen Tod dieses seeleneifrigen Missionärs. Seither traf die Mission neuerdings ein schmerzlicher Verlust durch den Tod des hochw. P. Schumachers, der laut telegraphischer Meldung am 5. April in Zining gestorben ist.

Mongolei. Ueber die letzterwähnte Himmelfahrt von Christen und Zerstörung ihrer Gemeinden kamen seither mehrfache Berichte. Dieselben stimmen in der Thatfache überein, daß die Zahlangabe von 1000 Ermordeten ganz richtig sei, sowie, daß von den Flüchtlingen noch einige hundert in den Gebirgen vor Kälte und Hunger umgekommen seien.

Das greuliche Wüthen gieng von den Rebellenbanden aus; aber daß doch der Haß gegen das Christenthum die Haupttriebfeder gewesen sei, geht daraus hervor, daß man allerorts gerade die Christen herausuchte, sie zum Abfalle vom Christenglauben aufforderte und jeden, der sich dessen weigerte, unter ausgesuchten Qualen hinhordete. Die meisten Christen hielten sich standhaft und giengen als wahre Märtyrer in den Tod.

Die Rebellion ist einstweilen niedergedrückt durch die Truppen des Vicekönigs, der mit Entschiedenheit für den Schutz der Christen einsteht; — die Gefahr ist deshalb noch nicht behoben.

Die neueste Meldung aus der China-Mission ist eine sehr betrübende: Der apostolische Vicar von West-Tongking, Msgr. Puginier, ist gestorben. Er war seit 1858 in China thätig, seit 23 Jahren als Vorgesetzter dieses wichtigen Missionsgebietes. Gott vergelte ihm tausendfach und führe der verlassenen Herde einen tüchtigen Hirten zu!

Japan. Ein Erdbeben von unerhörter Heftigkeit und Dauer hat vom 25. October bis 10. November in Nord-Japan gewüthet und in den Provinzen Owari und Mino alle Ortschaften, darunter auch bedeutende Städte buchstäblich vernichtet; auch der katholischen Mission an Menschenleben und Bauten unerseßliche Opfer gekostet.

Die Schilderungen, welche P. Tulpin, Mitglied der auswärtigen Missionen in Paris, mit der Genauigkeit eines Tagebuches bringt, sind so entsetzlich, daß man beim Lesen derselben das Krachen des unterirdischen Donners zu hören, die Stöße und Schwingungen des Bodens zu fühlen vermeint. Die Zahl der Todten wird auf 20.000, der Schwerverwundeten auf 50.000, die der eingestürzten oder durch Feuer zerstörten Gebäude auf 150.000 geschätzt.

Die Missionäre rufen flehentlich um Unterstützung.

II. Afrika.

Die volle Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Missionsfreunde ziehen jetzt die Vorgänge in Central- und Ost-Afrika, besonders im apostolischen Vicariate Victoria Nyanza auf sich.

Der apostolische Vicar Msgr. Hirth schickte aus Rubaga sehr erfreuliche Meldungen, die in den Freiburger „Katholischen Missionen“ veröffentlicht wurden.

Darnach fanden sich in Rubaga an 4000 Neger abtheilungsweise zum katholischen Unterrichte ein; die Probezeit für dieselben dauerte je nach Umständen kürzer oder länger, es konnten in jedem Monate durchschnittlich 40—60 Erwachsene zur heiligen Taufe zugelassen werden.

Ein vorzüglicher Gewinn für die Mission war es, daß die Schwester des Königs Mwanga, welche zur Mitregentin erhoben ward und großen Einfluß besaß, auch die heilige Taufe empfing. Sie hatte schon zur Zeit der Verfolgung als Katechumene treu standgehalten, indem sie Verbannung und Verlust ihres Vermögens ihres Glaubens willen ertrug. Das war Grund genug, ihr Katechumenat abzukürzen, und es wurde ihre Taufe mit großer Feierlichkeit vollzogen.

Von der Insel Sésé hat ein Häuptling, von dessen Unterthanen schon 400 sich dem Christenglauben zugewendet haben, seither wieder fünfzehn junge Männer zur Mission gebracht und die bestimmte Erklärung abgegeben, daß er noch tausend seiner Leute bringen werde, sobald man sie zum Katechumenen-Unterricht annehmen könne. In Anbetracht dessen wäre die Errichtung einer eigenen Missionsstation auf Sésé sehr wünschenswert, ist aber bei den d. z. verfügbaren Missionskräften und Mitteln noch nicht möglich.

Schnell folgten aber diesen Nachrichten sehr traurige Meldungen. Telegraphische Meldungen aus Zanzibar, welche von vielen Zeitungen wiedergegeben wurden, sprachen von der Zerstörung der am Nordwestufer des Nyanza gelegenen Missionsstationen Bogura und Kasazi und von Niedermetzlung der Missionäre; der apostolische Vicar habe sich geflüchtet unter den Schutz der deutschen Garnison in Bukoba!

Aus den seither erfolgten verschiedenartigen Nachrichten ist noch keine volle Klarheit zu gewinnen; nur eine Thatsache ist sicher verbürgt: Es kam zu einem Kampfe zwischen den Katholiken der Mission Uganda und den anglikanischen Protestanten, welche das Wachsen des katholischen Einflusses schon längst mit Wuth erfüllt hatte. Den letzten Anstoß gab folgendes: Eine große Karawane sollte die unter deutschem Schutze stehenden Missionen von Nyanza und Unyanyembe mit nöthigen Vorräthen versehen. Diese wurde von den Anglikanern abgefangen und geplündert; das geraubte Gut hatte einen Wert von 80.000 Mark. Die Leute der katholischen Mission setzten sich um ihre Sache zur Wehre, und es kam zu einem blutigen Kampfe, und kam soweit, daß die Anglikaner unter Führung des Capitäns Lugard und mit Beihilfe von Scharen aufgehegter Neger einen Verfolgungskrieg begannen und unter Einem eine Rebellion gegen König Mwanga; worüber sogar verlautet, daß derselbe wirklich abgesetzt und an dessen Stelle Mbogo, Häuptling der mohamedanischen Baganda erhoben worden sei.

Mehrfache Meldungen stimmen auch darin überein, daß sechs französische Missionäre, zwei Ordensschwestern, sowie die obgenannte Schwester des Königs Mwanga im Fort Kompala gefangen gehalten werden.

Sambesi. In diese Mission schickte die deutsche Ordensprovinz der Jesuiten wieder sechs ihrer Mitglieder, zwei Patres und vier Laienbrüder, denen noch aus der österreichischen Ordensprovinz ein Laienbruder sich angeschlossen hat. Wenn man sich erinnert an die furchtbaren Mühen und die schmerzlichen Verluste, welche dieses Gebiet gekostet hat, so mag man sich des Gedankens nicht erwehren: die dorthin gehen, gehen in den Tod!

Dennoch treten immer neue Kämpfer in die hart gelichteten Reihen der Glaubensboten und sind die Opfer schwer, aber nicht vergeblich.

Am Ober-Sambesi wurde im letzten Jahre im Gebiete von Inhambana die Station Bombe gegründet, welche eine gesunde Lage und ein reich bevölkertes Hinterland hat. P. Dupuyron ist schon zehn Tagereisen weit in das Landesinnere vorgeedrungen und eröffnete eine Station in den Milanji-Bergen südlich vom Nyassa-See.

Das Gebiet zwischen dem Kongo-Staate, der portugiesischen Provinz und den südafrikanischen Freistaaten haben sich die Engländer zugelegt und unter Verwaltung der Britisch-Südafrika-Gesellschaft gestellt.

Die Macht, womit sie dem altberückigten Könige Lo Bengula entgegenreten, hat auch die Missionen der Habgucht und Willkür desselben entriickt, und können diese nun unbehindert ihre Thätigkeit entfalten.

Auch im Betschuanen-Lande, wo die englischen Truppen der Krankenpflege von Seite der katholischen Ordensschwestern sehr viel zu verdanken haben, wurde der katholischen Mission ein ausgedehntes Stück Land überwiesen, worauf P. Hartmann eine Niederlassung gründete, wo die Mashona-Ausiedler zu geordnetem Gemeinleben herangebildet werden.

Uebrigens ist nach den Vorfällen in Victoria Nyanza diese Fürsorge der Anglikaner mit einigem Bedenken aufzunehmen, und wird schon von anderer Seite gemeldet, daß der anglikanische Bischof mit der Behauptung hervortrete, er werde an die dreißig Hauptstationen gründen können; darum ist der apostolische Präfect P. Daignault S. J. nach Europa abgegangen, wo er Unterstützung und Mitarbeiter sucht, um hinter den Andersgläubigen nicht etwa das Feld räumen zu müssen; die PP. Richardz und Boos der deutschen Ordensprovinz sind mit fünf Brüdern in das Mashona-Land abgegangen.

Natal. Die Rückkehr des Abtes P. Franz nach Marianhill wurde bereits gemeldet. Daß die Trappisten auch während dessen zehnmonatlicher Abwesenheit nicht unthätig gewesen seien, bewies die sorgfältige Vorbereitung von 48 Katechumenen, welche sie dem Ordensvisitator zur Vornahme der feierlichen Taufe vorführen konnten, und 37 Schulkindern, welche von P. Ambros, dem Director der dortigen Schule, getauft wurden.

Die mit P. Franz aus Europa gekommenen Postulanten zählen unter sich einen Priester, fünf Studenten, vierzehn Landwirtschafts-Arbeiter, zwölf Handwerker, einen Apotheker, einen Geometer; unter den elf Postulantinnen sind drei Lehrerinnen, die übrigen bisher in Handarbeit und Hauswirtschaft beschäftigt.

Unter-Kongo. In dieser apostolischen Präfectur haben die Väter vom heiligen Geiste zu Huilla im Districte von Mojjamedes eine wohlbesetzte Missionsanstalt.

Zehn Patres und zwanzig Laienbrüder arbeiten; die Missionschule hat 200 losgekaufte Sklavensinder, das Missionsseminar zählt vierzig Böglinge; sechs St. Josef-Schwester leiten eine Schule von 100 Negermädchen und gewinnen durch Werke der Barmherzigkeit an den Kranken auch viele Erwachsene für das Christenthum.

Kamerun. Die Pallotiner-Mission hat eine ihrer tüchtigsten Kräfte verloren, den 24 Jahre alten Missionär Josef Klosterknecht.

Geboren 1868 zu Oberreitenu in Bayern, war er noch vor Empfang der Priesterweihe, welche ihm heuer zu Ostern hätte ertheilt werden sollen, 1890 mit den ersten deutschen Missionären nach Kamerun gekommen, wo er mit jugendlichem Eifer besonders in der Schule ausgezeichnete Leistungen erzielte. Gott verleihe dem jungen Helden ewigen Lohn!

Dem Missionshause St. Gabriel in Mödling bei Wien wurde von der Propaganda das Gebiet von Togo, westlich von Dahome, als Arbeitsfeld zugewiesen und werden vorläufig vier Missionäre dahin abgehen.

III. Amerika.

Nord-Amerika. Seit dem Plenar-Concil in Baltimore 1884, wobei die Gründung, beziehungsweise Herhaltung katholischer Pfarrschulen beschlossen und den katholischen Gemeinden zur Pflicht gemacht wurde, sind in den Vereinigten Staaten 3400 solcher Pfarrschulen errichtet worden mit einer Schülerzahl von 700.000 Kindern. Das ist eine herrliche und für das Missionswerk der katholischen Kirche sehr wichtige Thatfache.

Neuestens haben die Katholiken dort einen Schulkampf ganz eigenthümlicher Art erlebt. Nachdem sie so lange Zeit neben der Steuerleistung für die confessionslosen Staatsschulen noch die schweren Opfer für ihre Pfarrschulen gebracht hatten, kommt plötzlich ein Angriff dagegen von einer Seite, wo es völlig unbegreiflich erscheint. Im Erzbisthume St. Paul (Erzbischof Ireland) wurden die Pfarrschulen der englisch redenden Gemeinden dem Staate Minnesota ausgeliefert. Als Grund wurde angegeben: „daß dem Volk die doppelte Besteuerung erspart, dem Staate sein Rechtsbefugnis nicht geschmälert und den Kindern eine echt amerikanische Erziehung zutheil werde.“

Anderer katholische Oberhirten fahren aber mit um so größerem Eifer fort, die Gründung von Pfarrschulen möglichst zu fördern.

Dacota. Im Anschlusse an die Meldungen über die bisherigen Erfolge der Indianer-Mission, ist gewiß von Interesse die Nachricht von der Gründung einer indianischen Kloster-Gemeinde.

In Fort Berthold (Nord-Dacota) wurde eine Niederlassung von Ordensschwestern errichtet, welche einschließlic der Oberin sämmtlich den Indianerstämmen der Mohawks und Dacotas angehören; der geistliche Leiter dieser Anstalt ist ebenfalls ein Indianer.

Die Benedictiner-Mission unter den Sioux-Indianern hat unter ihren Erfolgen auch einen zu verzeichnen, der im Missionsleben jedenfalls noch zu den Seltenheiten gehört:

P. Hunt zu Devil Lake (Dacota), der Verfasser eines Katechismus, Gesang- und Gebetbuches in der Sioux-Sprache, gibt nun eine Zeitung in derselben Sprache heraus! Möge dieselbe auch in späterer Zeit stets nur den Segen der Lettern und nie deren Verderben den guten Rothhäuten zuwenden!

Die Mission für die Reste der Algonkin- und Irokesen-Stämme hat ihren Sitz in Oka (Diöcese Montreal) und wird von den Sulpitanern

geleitet; diese haben auch die Trappisten zuhülfe gerufen, die sich zum Hauptziele gesetzt haben, die Indianer zu regelmäßiger Arbeit anzuleiten, wodurch deren Fortkommen unter den Weißen gesichert wird.

Was in dieser Hinsicht mit den Indianern zu erreichen ist, davon gibt einen unleugbaren Beweis das Wirken des im Jahre 1890 verstorbenen Missionärbischofes d'Herbomez. Dieser hatte im Jahre 1850 das Oregon-Gebiet als Missionär betreten, wo er Tausende von Indianern in einem Zustande verkommenener Wildheit vorfand. Unter seiner und seiner Mitarbeiter Bemühungen gewöhnten sich die Rothhäute nach und nach an Arbeit in Ackerbau und Gewerben. Heutzutage ist ihr Gemeinleben ein Muster von Ordnung, ihr Eifer in der Religion so rührend, daß man bei Schilderung dessen (katholische Missionen Freiburg) glaubt, von Christengemeinden der ersten Jahrhunderte zu lesen.

Das apostolische Vicariat Britisch-Columbia, dessen Bischof d'Herbomez gewesen, zählt jetzt 40 Patres und Brüder aus der Congregation der Oblaten, die auf zwölf Niederlassungen vertheilt sind. Dieselbe Congregation besetzt mit Missionskräften auch das apostolische Vicariat St. Albert (50 Missionäre und 80 Ordensschwestern) und Saskatchewan (23 Missionäre) sowie Athabasca-Mackenzie (über 50 Missionäre).

Süd-Amerika. Antillen. Aus Trinidad bringen die Freiburger katholischen Missionen einen kurzen Hinweis auf das Wirken der Dominicanerinnen an den Ausätzigen in Cocorita und fügen folgende Meldung bei.

Das heldenmuthige Beispiel dieser Ordensschwestern hat auf eine den vornehmsten Ständen angehörige Dame, Witve de Herrera und deren drei Töchter, einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie alle miteinander den Entschluß faßten, und ausführten, auch in die Reihe dieser Heldinnen einzutreten. Sie gehören bereits diesem Orden an und bereiten sich auf das selbstgewählte Opferleben vor.

Mexico. P. Unia aus der Salesianer-Congregation des † Don Bosco, welcher nach Mexico zur Gründung eines Salesianer-Ordenshauses geschickt worden war, hat ebenfalls den Entschluß gefaßt, im Lazareth von Aguas de Dios dem Dienste der Ausätzigen gänzlich sich zu widmen. Auf wiederholtes Ansuchen und über flehentliches Bitten der armen Kranken hat er von seinen Vorgesetzten die Bewilligung dazu erhalten und bereits diesen Posten angetreten.

Argentinien. Aus der Mission unter unseren deutschen Pandsleuten, den Ansiedlern in Argentinien, kam unter den letzten kleinen Nachrichten eine Schilderung der Weihnachtsfeier in Esperanza aus der Feder des Missionärs P. Ernst.

Bei uns gehört zu einer rechtschaffenen Beschreibung der heiligen Christnacht eine blanke Schneedecke, das Knistern der hartgefrorenen Pfade, Eisblumen an den Fenstern u. dgl.; dort wurde die Christmette unter leuchtenden Blitzen und krachendem Donner eines Gewitters gehalten, welches die brütende Hitze doch kaum abzukühlen vermochte. Der Weihnachtstag selbst zog aus weiter Umgebung alles Volk zur Kirche, dessen Freudengesänge Zeugnis gaben von dem gut christlichen Sinne und der Dankbarkeit für alle Gnaden, die durch die katholische Mission ihm zugänglich werden.

IV. Australien und Oceanien.

Apostolisches Vicariat Neupommern. Die Mittheilungen des apostolischen Vicars Msgr. Cooppé über die Sitten und Gebräuche der Bewohner dieses Archipels enthalten nähere Angaben über eine Thatsache,

die von manchen sonst gar zu gern in das Gebiet der Fabeln verwiesen wird, dort aber in grauenhafter Wirklichkeit dasteht: nämlich die leibhafte Anthropophagie.

Derjelbe erwähnt einen Stamm Wilder auf Vaining, dessen ständige Nahrung Menschenfleisch, dessen Hauptbeschäftigung die Jagd auf Menschen ist; bei anderen Stämmen sind diese Greuel wohl nicht alltäglich, darf aber bei Festgelagen Menschenfleisch auf dem Menu nicht fehlen. Der Bedarf wird gedeckt aus den vorhandenen Sklaven, noch billiger aus Kriegsgefangenen oder Kindern. Vor kurzer Zeit wurde den Missionären, welche Kinder loskaufen wollten, von den Leuten die Antwort zutheil: es thue ihnen leid, daß sie jetzt nur noch ein paar Kinder zu verkaufen haben, einen Monat früher hätten sie deren noch viele gehabt; aber der Fischfang sei nicht ergiebig gewesen und so hätten sie die Kinder sammt und sonders aufgezehrt!

Unter solches Volk gehen, ihm die Vorhast des Heiles zu bringen, das ist etwas, wofür die Welt kein Verständnis, unsere Sprache nicht die geeigneten Worte hat: unter solchen Umständen etwas erreichen, da muß Gottes Hand dabei sein!

Nidji = Inseln. Ein Zeichen der allmählichen Festigung dieser Mission ist, daß man an mehreren Stationen anfängt, die aus Bambus- oder Schilfrohr hergestellten armbeligen Kirchlein durch Steinbauten zu ersetzen.

Auf Futuna und Samoa ist dieses schon früher geschehen, in Waiviki wird eben unter Anleitung des apostolischen Vicars Msgr. Vidal ein Kirchenbau durchgeführt, wozu die neubefehrten Eingebornen seit zwei Jahren in aller Freude mitarbeiten.

Sandwich = Inseln. Die dortige Mission betrauert den Tod des apostolischen Vicars Msgr. Koedmann.

Derjelbe war zu St-Beueren (Bisthum Münster) 1828 geboren, Mitglied der Genossenschaft vom heiligsten Herzen, 1881 zum Bisthofs geweiht. Das vermaiste Vicariat zählt 27.000 Katholiken, denen noch 63.000 Heiden und Irrgläubige gegenüberstehen: es hat 35 Kirchen, 12 Pfarrschulen mit 1440 Kindern. Die Zahl der Priester 24 ist leider bei den weiten Entfernungen viel zu klein, ihre Thätigkeit ist eine sehr rege; so waren im letzten Jahre 1529 Tausen zu verzeichnen.

V. Europa.

Scandinavien. Die apostolische Präfector Dänemark wurde von der Propaganda-Congregation in der Sitzung vom 22. Februar d. J. zu einem apostolischen Vicariate erhoben mit dem Sitz in Kopenhagen und Msgr. von Euch zum Titular-Bischofe ernannt.

Geboren zu Meppen 1834, war er vor seiner Ernennung zum apostol. Präfecten 20 Jahre Pfarrer von Fredericia und war ihm damals die Errichtung der katholischen Mission in Fütland und auf Fünen zu verdanken.

In derselben Sitzung wurde auch die apostolische Präfector Norwegen zum Range eines apostolischen Vicariates erhoben und Msgr. Hallize zum Titular-Bischofe von Trondjem ernannt; der apostolische Vicar von Schweden, Msgr. Bitter, soll nächstens zum Bischofe ernannt werden.

Damit ist die kirchliche Entwicklung der nördlichen Missionen wieder um einen Schritt vorwärts gerückt. In Rom betrachtet man gerade diese nördlichen Missionen für ungemein wichtig und will sie mit Ausbieten aller Kräfte unterstützen zur Erreichung des Zieles: Wiedergewinnung Scandinaviens für die katholische Kirche, wofür auch jetzt die Aussicht günstiger ist als je.

In Kopenhagen haben die heurigen Fasten-Conferenzreden des Dominicaners P. Lange über den Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten einen noch weit größeren Erfolg erzielt als im vorigen Jahre. Das sicherste Anzeichen dessen sind die Ausfälle der protestantischen Prediger in den Zeitungen und die von ihnen veranstalteten Gegen-Vorträge, welche auch, obwohl unfreiwillig, zur Klärung der trennenden Vorurtheile beitragen.

Die zweite Pfarrkirche zum heiligen Rosenkranze geht ihrer Vollendung entgegen; nun beginnen die PP. Jesuiten in der Stenosgade (Kopenhagen) den Bau einer Herz Jesu-Kirche.

Herzegowina. Das Missionswerk ist zumeist in den Händen der PP. Franciscaner, welche seit 1844 dort eine Custodie besitzen.

Sie fanden fünfzehn Pfarreien aus älterer Zeit vor, gründeten bis 1891 noch fünfzehn Pfarreien, auch diese genügen nicht mehr für die stets zunehmende Zahl der Katholiken, d. Z. 78.200, deren Wohnsitze oft sehr weit voneinander entfernt sind; gibt es doch manche solcher Orte, wo man nahezu einen Tag zu Pferde sein muß, um bis zur nächsten katholischen Kirche zu gelangen.

Außerdem sind die PP. Franciscaner gezwungen, eine Studien-Anstalt zu errichten, in welcher der junge Nachwuchs aus dem einheimischen Volke seine Studien machen könne. 1890 wurde der Grundstein zu einem Priesterseminar in Mostar gelegt; der Bau ist noch nicht zur Hälfte vollendet und nun sind alle Geldmittel versiegt und kann das Begonnene nicht mehr fortgesetzt werden, bis die Mildthätigkeit der Katholiken anderer Länder den Franciscanern und ihren ebenso armen Leuten zuhülfe kommen wird.

Bosnien. Der öfter erwähnten Missionsstation Windthorst (Bisthum Banjaluka) ist ihr Pfarrer Hochw. Zimmermann durch den Tod ent-rissen worden.

Seine allzeit rege Thätigkeit war dieser Gemeinde deutscher Ansiedler zu großem Segen gewesen; das letzte Werk, welches er zustande gebracht, war die Berufung von Ordensschwestern und die Errichtung einer katholischen Schule; das andere Werk, die Erbauung eines würdigen Gotteshauses, konnte er noch zur Hälfte vollenden; wenn sich nicht wieder ein tüchtiger Priester finden würde, das Werk des Berewigten aufzunehmen, so stünde viel zu befürchten.

Die PP. Franciscaner haben in ihrem Convente unter anderen auch 17 albanesische Jünglinge, deren Heranbildung zu Priestern besonders in der Absicht geschieht, die katholische Mission auch nach Albanien zu verbreiten.

Ähnlich gedenkt man es auch betreff Serbiens zu machen. Solches Beginnen hätte die sicherste Aussicht auf Gelingen, wenn es hinreichend unterstützt werden kann.

Gründung neuer Missions-Anstalten.

In England hat die Congregation der Missionäre vom hl. Gregorius eine Anstalt zur Heranbildung katholischer Missionäre zu Chorlton bei Manchester eröffnet.

In Eljaß geht der Kapuziner-Orden eben daran, ein Noviziat zur Heranbildung von Missionären für die deutschen Colonien in Afrika zu errichten. Von Seite der deutschen Reichsregierung wurde diesem Unternehmen die kräftigste Unterstützung auch mit Stipendien in Aussicht gestellt.

Holland. Die Missions-Gesellschaft in Steyl, welche der deutschen Regierung die Beistellung von Missionären für Deutsch-Ostafrika angetragen hat, hat sich auch zur Errichtung eines Missionshauses in Deutschland angeboten.

Damit wäre die Anregung des heiligen Vaters an die deutschen Bischöfe zur Errichtung einer deutschen Missions-Anstalt der Verwirklichung näher gerückt.

Der Baum der heiligen katholischen Kirche, welchen Gottes Erbarmung in die Welt gepflanzt hat, er wächst und blüht in unzerstörbarer Lebenskraft, und unaufhaltam trägt der Hauch des Geistes Gottes die Samenkörner dieses Lebensbaumes von Volk zu Volk bis an die Grenzen der Erde in dem Wirken der katholischen Missionen.

Sammelstelle.

Gaben-Verzeichniß:

Bisher ausgewiesen: 751 fl. 38 fr. Neu eingelaufen: Ein ungenannter Priester aus dem Decanate Tschl für die Mission Kumamoto 1 fl.; durch die Redaction der Quartalsschrift von einer ungenannten Person auf fromme Meinung zum Postkauf eines Heident Kindes (Jofes) 15 fl., von einer ungenannten Person zur schuldigen Dankagung für Postkauf eines Heident Kindes (Jofes) 15 fl., von einer Person für die Heidenmission 3 fl.; Pfarramt Münzbach von einer gew. Person 1 fl. (zugewiesen der Mission in Japan); der Bericht-erstatte 5 fl. für Dar-es-Salam (Afrika); zusammen 40 fl.

Gesamtsumme der bisherigen Einläufe: 791 fl. 38 fr.

Adauge, quaesumus, Domine!

Kirchliche Zeitläufe.

Von Monsignore Professor Dr. Josef Scheicher in St. Pölten.

(Ein neuerer Kurs in Preußen. Begrabene Hoffnungen. Bourgeoisie und Volk. Die österreichischen Anläufe zu einer christlich-confessionellen Schule. Res hungaricae. Baszary und die Presse. Das Duell und die hohen Kreise. Leichenbegängnis eines Freimaurers. Der Bürgermeister von Berlin als Gegenstück. In Ungarn kein Elternrecht. Die Nothmatrikel. Das Messianische Königreich in Sicht. Die „neue Theorie“ des Papstes. Was die „N. Fr. Pr.“ revolutionär nennt. Die Lehre des Aquinaten über die Aufgabe der Gewalt. Vorgehen der Republik gegen die Kirche. Sammlungen für Bischöfe. Eine Warnung und eine Mahnung.)

Vom neuen Kurse, den Kaiser Wilhelm II. in Schulangelegenheiten eingeschlagen, habe ich in den letzten Zeitläufen weitläufiger, allerdings mit einer gewissen Reserve, geschrieben. Vielleicht hat mich

mancher Leser auch zu den Verglern gerechnet, welche derselbe Kaiser bekanntlich sehr energisch verdonnert hat. Jedoch gerade meine Zweifel von neulich machen es mir heute leichter, das Desaveu für alle Hoffnungen auf eine christliche Schule niederzuschreiben. Preußen bekommt keine christliche Schule von der Art, wie man aus dem Stande der Dinge vor einem Vierteljahre annehmen konnte. Selbstverständlich ist es deswegen noch mehr ausgeschlossen, daß Oesterreich die Pfade betrete, welche Preußen im letzten Augenblicke zu beschreiten Furcht und Gruseln überkam.

Dem neuen Course ist ein neuerer Course nachgerückt. Es folgt einst ein neuester. Ich könnte ihn heute schon skizzieren, aber ich thue es nicht. Es wird schon die geeignete Zeit dafür kommen.

Zwar ist es im neueren Course anders gekommen, als ich in der letzten Revue voraussetzen zu sollen glaubte. Trotzdem habe ich eigentlich nichts zu berichtigen. Ich habe dort gesagt, daß dem confessionellen Schulgesetzentwurfe die Majorität des preussischen Landtages gesichert war. Das war in Wirklichkeit so. Die Majorität ist auch bis heute vorhanden. Nur der Entwurf ist einstweilen abhanden gekommen. Zwei Minister sind darüber gestürzt, der eine, der Cultusminister Graf Zedlitz, ganz und vollständig, der andere, Graf Caprivi, ist Reichskanzler geblieben, aber Ministerpräsident ist an seiner Stelle Graf Eulenburg geworden. Das Cultusministerium leitet Dr. Bosse.

Die Tragödie war keine parlamentarische, sondern eine außerparlamentarische Aufführung. Der schneidige Kaiser war, Gott mag wissen durch welche Mittel, umgestimmt worden.

Es würde zu nichts führen, wenn ich über diese Mittel und Wege, durch welche der Kaiser plötzlich anderen Sinnes wurde, Hypothesen aufstellen wollte. Was man uns officiell diesbezüglich verlaublich, ist selbstverständlich unwahr. Privatquellen von absoluter Verlässlichkeit stehen mir nicht zugebote. Nur soviel kann und muß ich constatieren, daß die confessionelle Schule an dem Widerstande des liberalen Professoren- und Bürgerthums gescheitert ist. Es ist derselbe Faden, wie er einst in unserem Vaterlande gesponnen wurde, als die Landbevölkerung die katholische Schule wollte. Daß auch oder daß vorzüglich die Freimaurerei werde mobil gemacht worden sein, dürfte wohl von niemand bezweifelt werden.

Gegen die sogenannte städtische Intelligenz wagt, glaube ich, keine Regierung der Welt energische Schritte. Man muß auf unserer Seite mit dieser Thatsache endlich zu rechnen anfangen. Die Socialdemokraten thun das bekanntlich längst. Auch diese wissen, daß die liberale Bourgeoisie Reformen in socialer Hinsicht nicht will. Sie sind daher zur festen Organisation ihrer eigenen Classe übergegangen. Sie vertrauen auf sich und nur auf sich selbst. Aber dabei mühen sie sich ab, von der Bourgeoisie jene abzubreckeln und zu sich herüberzuziehen, welche in der liberalen Ordnung das Glück nicht zu finden vermochten. Das ist ihr neuerer Course.

Auch die Christen werden nach und nach zu einem ähnlichen Vorgehen sich gezwungen sehen. Das preußische Centrum war vielleicht eine Zeitlang zu gouvernemental. Es war daran, Regierungspartei zu werden, weil die Regierung ein freundlicheres Gesicht zeigte, als es von ihr gewohnt war. Dabei vergaß es das biblische Wort: Nolite confidere in principibus. Nun ist die Entscheidung gegen dasselbe ausgefallen. Es wird jetzt wieder seine Kraft im Volke suchen.

Unrichtig ist selbstverständlich die Anschauung, dass die Katholiken und Christen heute die Städter und sogenannten gebildeteren Classen nicht mehr gewinnen könnten. Ich bin überzeugt, dass wir sehr viele zu uns herüberziehen können. Selbstverständlich müssen wir jene oft anspruchsvollen Patentkatholiken vorher in den Hintergrund zu treten veranlassen, welche keine Luft der Freiheit vertragen, welche nur von Unterthänigkeit und Unterwerfung sprechen. Solche Uebertreibungen verträgt unsere Zeit allerdings nicht. Sie dienen auch nicht dazu, die ungesunde und unchristliche Unbotmäßigkeit auszutreiben. Glücklicherweise haben wir heute schon päpstliche Encykliken genug, welche das Erlaubte vom Unerlaubten scheiden. Bis diese Ideen Fleisch und Blut gewonnen haben werden, wird die Bahn zu dem besseren Theile der Studierten und der Bourgeoisie freistehen, freistehen auch für uns Christen. Vorgearbeitet wurde uns durch die Antisemiten. Der Liberalismus, der bekanntlich wirtschaftlich die Ausbeutung, religiös eine Häresie und Sünde ist, ist vom Judenthume in Erbpacht übernommen worden. Das ist für ihn der Tod, für uns der Anfang der Erlösung. Die Europäer sind nicht geeignet, für immer Judenclaven zu bleiben.

Von Preußen weg wende ich mich zu unserem Vaterlande. Wir haben, ich weiß nicht soll ich sagen einen neuen oder neueren Kurs. Vielleicht würde es auch stimmen, wenn ich sagen würde, wir segeln den alten, nur unter anderer Flagge. Anläufe zu einer christlichen Schule wurden bei uns nur in einzelnen Kronländern gemacht. In Niederösterreich z. B. plante die hohe Regierung eine verdünnte Gabe Hochpotenz homöopathischen Katholicismus. Sie brachte im Landtage eine Vorlage über Wiedereinführung des Religions-Unterrichtes an Oberrealschulen ein. Im Schulausschusse brachten wir Christen es zur Stimmengleichheit; der Vorsitzende Dr. Suez dirimierte contra. Nun ließ die Regierung es ruhig zu, dass die Vorlage zum Landtagsschotter wanderte, obgleich im Plenum die Aussichten bei einiger Regsamkeit der berufenen Kreise gut standen. Ich urtheile nicht zu hart, wenn ich sage, es war nicht überall der nöthige Ernst vorhanden. Ohne Arbeit und Mühe erreicht man jedoch nichts.

In Tirol gelang es heuer endlich, ein Landes Schulgesetz zustande zu bringen, das der Regierung genehm war, weil es sich im Rahmen des Reichs-Volksschulgesetzes bewegt, andererseits aber doch dem confessionellen Momente die mit letzterem nur immer vereinbarliche Rücksicht erweist. Die Urtheile über den Wert dieses Gesetzes

gehen weit auseinander. Nach meiner Anschauung ist jedoch jeder Streit gegenstandslos. Diejenigen, welche das Gesetz angenommen haben, waren nicht entzückt davon. Ich glaube, es gilt das von der liberalen wie der katholischen Seite. Um den Lesern ein Urtheil zu ermöglichen, sei mir gestattet, einige Worte aus der judenliberalen „Deutschen Zeitung“ (in Niederösterreich Organ der Lehrerschaft!!) anzuführen. In der Nummer 7263 heißt es:

Schlau waren sie immer, die clericalen Füchse, und sind es noch. Im Reichsrathe spielen sie die guten Kinder, setzen eine Miene auf, als ob sie kein Wasserlein trüben könnten, und allezeit treu-regierungsfreundlich, sind sie in den letzten zwei Jahren auch nicht mit dem kleinsten Schulgesetz-Antrag hervorgetreten. Die Zeit ist für solche Dinge im Parlamente nicht günstig. Sie wissen sich jedoch zu helfen. Geht es von oben nicht, geht es von unten, und vielleicht gelangt man auf diesem Wege langsamer, aber sicherer ans Ziel. Die Schulaction der Clericalen ist heute in Einzelactionen zerlegt, welche in den verschiedenen Ländern in Scene gesetzt werden. Es ist eine einzige mächtige Hand, welche die vielen Fäden leitet, und die dafür schon sorgen wird, daß sich diese im gegebenen Augenblick zu einem dichten Netz vereinigen, wenn sie auch im Anfange voneinander ganz unabhängig gesponnen zu werden scheinen.

Da sitzen die clericalen Machthaber Tirols in Innsbruck beisammen. Die, welche in Wien mäusehinstill sind, holen sich dort den Lohn für ihre brave Auf- führung in der Residenz. Ein willfähriger Statthalter betreut dort das clericale Regiment und im Tiroler Landtag werden die ruhigen Herren von Wien wieder thatenlustig und thatendurstig. Sie haben es glücklich zustande gebracht, die Lehrerschaft des Landes einem unabhängigen Lehrerverein abspenstig zu machen und sie in einen clericalen hineinzuzwingen, den sie nun nach Belieben für die confessionelle Schule demonstrieren lassen. Die armen Lehrer in Tirol, die Vermisten unter den Armen, müssen thun, was ihre clericalen Beherrscher wollen, sonst hängt man ihnen einfach den ohnehin schlappen Brotsack noch höher. Nun aber haben die Clericalen eine ausgezeichnete Methode gefunden, das Loos der armen Lehrer zu verbessern. Der Unterlehrer in Tirol kann nicht leben, man schaffe ihn also gänzlich ab. Wenn kein Unterlehrer mehr da ist, kann auch keiner ver- hungern. Das ist doch logisch! An seine Stelle treten „weibliche“ Kräfte, welche natürlich von den Nonnenklöstern geliefert werden. Das ist nicht nur billiger, sondern hat auch den Vortheil, daß damit die Schule von selbst wieder unter das clericale Joch gespannt wird.

Zu den geistlichen Lehrerinnen und Lehrern gehört selbstverständlich die geistliche Schulaufsicht.

Es ist hier sowohl der Schlaueit der clericalen Partei als ihrem siegreichen Vordringen ganz ungebürlisch geschmeichelt. In Wirk- lichkeit gehorchte man nur der Noth des Augenblickes. Tirol hat noch eine Lehrerschaft, welche auf positivem Boden steht. Da jedoch der Mensch nicht allein vom Brote lebt, so ist es selbstverständlich, daß die Tiroler Lehrer eine Regelung ihres bisherigen nicht sehr günstigen materiellen Zustandes dringend verlangten. Diese konnte nur durch ein Landesschulgesetz zustande kommen, welches von der Regierung auch zur Sanction unterbreitet wurde.

Das Tiroler Schulgesetz ist der Niederschlag eines Compromisses, mit welchem die Regierung mehr zufrieden zu sein scheint, als die Kirche Tirols. Denn erstere hat sich beeilt, mit Orden und Titeln alle jene freigiebig zu belohnen, welche für die Annahme des Gesetzes ausschlaggebend gewirkt haben. Manchem der Decorirten wäre es

lieber, jedenfalls besser gewesen, wenn das Zeichen der Huld nicht so innig gewesen wäre. Am besten drückt nach meiner Anschauung die im Landtage verlesene Verwahrung der Bischöfe den Thatbestand aus. Fürstbischof Dr. Michner gab nämlich folgende Erklärung ab:

„In dem hochernsten Momente, in welchem die unterzeichneten Landesbischöfe zum Zustandekommen eines Landes Schulgesetzes mitzuwirken gesonnen sind, halten sie sich für verpflichtet, nachstehende Erklärung abzugeben: Seit dem Erscheinen der neuen Reichsvolksschulgesetze haben die österreichischen Bischöfe der im Reichsrathe vertretenen Länder sowohl in ihrer Gesamtheit als auch gesondert nach Provinzen in verschiedenen Enunciationen an die hohe Regierung wiederholte und feierliche Rechtsverwahrungen gegen diese Gesetze eingelegt und dieselben als eine Verletzung des unüberäußerlichen Rechtes der katholischen Kirche erklärt, auf die sittlich-religiöse Erziehung und Bildung der Schuljugend einen maßgebenden Einfluß zu nehmen. Die Unterzeichneten würden es als Verrath an ihrer Pflicht ansehen, diesen Grundsätzen untreu zu werden und erklären daher, daß, da sie dem im Schulcomité durchberathenen Gesetze zustimmen, diese Zustimmung keineswegs dahin zu deuten ist, als wären die unverjährbaren Ansprüche der Kirche durch dasselbe auch nur annäherungsweise befriedigt und sie beklagen es tief, daß es im katholischen Oesterreich, beziehungsweise Tirol, trotz der angestrengtesten Bemühungen nicht gelungen ist, eine solche gesetzliche Regelung der Schulverhältnisse herbeizuführen, wodurch die Kirche in den Stand gesetzt worden wäre, ihre hohe, von Gott ihr gestellte Aufgabe in der Schule zu erfüllen. Indem die Unterzeichneten ihre gerechten Ansprüche auf eine katholische Schule wahren, erachten sie es endlich auch in der Zukunft als ihre Pflicht, ihre Stimme für eine christliche Einrichtung der Volksschule zu erheben, sowie die Beeinträchtigung der Rechte der katholischen Kirche zu bekämpfen und auf gesegnetem Wege zu beseitigen.“ Innsbruck, am 6. April 1892. Johannes, Fürstbischof von Salzburg. — Simon, Fürstbischof von Triest. — Eugen Karl, Fürstbischof von Trient.

Ich glaube an diese Erklärung nichts hinzufügen zu sollen.

Die Oberösterreicher haben den Liberalen in Schul-Angelegenheiten auch ein schweres Herz gemacht, indem sie im Landtage eine kleine Aenderung des Schulaufsichts-Paragraphen puncto Landes Schulrath beantragten und natürlich auch annahmen, da der Landtag zu den sogenannten schwarzen gehört. Der Gesetzentwurf über die Schulaufsicht lautet im Kerne:

„§ 32. Der Landes Schulrath besteht: 1. Aus dem Landeschef oder dem von ihm bestellten Stellvertreter als Vorsitzenden; 2. aus drei Abgeordneten des Landesausschusses; 3. aus einem Referenten für die administrativen und ökonomischen Schulangelegenheiten; 4. aus den zwei Landes-Schulinspektoren; 5. aus zwei Mitgliedern des Beirathes, und zwar einem weltlichen Mitgliede und aus einem katholischen Religionslehrer; 6. aus drei katholischen Geistlichen; 7. aus einem evangelischen Geistlichen; 8. aus einem Vertreter der israelitischen Cultusgemeinden mit Beschränkung der beschließenden Stimme auf israelitische Schulangelegenheiten; 9 aus einem Vertreter der Stadtgemeinde Linz. — § 33. Die im § 32 unter Zahl 3, 4, 5, 6, 7, 8 und 9 erwähnten Mitglieder werden vom Kaiser auf Vorschlag des Ministers für Cultus und Unterricht ernannt; bezüglich der unter Zahl 6, beziehungsweise 5, erwähnten katholischen Geistlichen kommt dem bischöflichen Ordinariate das Vorschlagsrecht an den Minister für Cultus und Unterricht zu; in Bezug auf die Ernennung des administrativen Referenten findet der Vorschlag im Einvernehmen mit dem Minister des Innern statt. Der Abgeordnete der Stadt Linz wird von dem Gemeinderathe aus seiner Mitte mit absoluter Stimmenmehrheit in den Landes Schulrath gewählt.“

Es ist nicht viel, was die katholische Confession durch diesen Paragraphen wenigstens für den Anfang gewinnen würde. Trotzdem wurde derselbe bis heute noch nicht sanctioniert, ja es soll nicht eine leise Hoffnung auf zukünftige Sanction bestehen. Auch die österreichische Regierung wagt keine Schulreform gegen die Bourgeoisie und deren Berather, die Judenpresse.

In Ungarn herrscht wahrscheinlich noch auf nicht absehbare Zeit der alte Curs. Wohl schien es eine Zeitlang, als sollte ein besserer, neuer Curs eingeschlagen werden. Ich wage jedoch nicht, eine baldige und am wenigsten zum Besseren führende Aenderung vorauszusagen. Wo der Cultusminister und der Justizminister so reden, wie Graf Esaky und Szilaghy — den Wortlaut bringe ich später — gesprochen haben, da wäre es eine Selbsttäuschung, rosige Hoffnungen zu hegen. Ungarn ist zum Theil noch in jener Lage, in welcher wir zur Zeit Kaiser Josephs und in der nachjosephinischen, „gemildert josephinischen“ Periode gestanden sind. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des Clerus steht auf Seite der momentanen Macht und empfängt dafür den Lohn aus den Gütern der Kirche. Bei einem solchen Zustande geht es immer wunderbar zu.

Bewunderlich war es im vorigen Jahrhundert gewiss, daß gewisse Officien des Brevieres, z. B. das des großen Hildebrand, als Papst Gregor VII. (28. Mai), wegen Staatsgefährlichkeit verflebt werden mußten. Ich habe mehrere derartige Breviere in der Hand gehabt. Es ist selbstverständlich, daß weder Kaiser Josef noch seine weltlichen Beamten wußten, was in den lateinischen Sectionen stand. Latina non leguntur. Priester waren es also, welche den hl. Gregor und die staatsgefährlichen (?) Genossen vernaderten. Es thut wehe, das sagen zu müssen, allein es ist historische Wahrheit. Jene wollten sich durch Verrath der Kirche emporarbeiten. Von ihnen sang Sebastian Brunner:

Sucht ihr echte Kirchenfeinde,
O so sucht sie nicht in Staaten,
Sucht sie unter Mietlingsseelen;
Judas hat den Herrn verrathen.

Sucht sie vor dem Haus des Herrn,
An den Tempelpforten lungernd,
Off'ner Hand, geschloss'nen Herzens
Nach dem Früündenbettel hungernd.

Bei den letzten Wahlen im heurigen Winter erlebte man in unserem Nachbarreiche die betäubende Thatsache, daß sich ein Theil des Clerus auf die Seite des Liberalismus schlug, daß er für Calvinier agitierte und katholische Candidaten zu Falle brachte. Ja es kam vor, daß Priester gemäßigelt wurden, welche für letztere eintraten. Ich will die Schande nicht mehr aufdecken, als es zur Con-

statierung des thatsächlichen Verhältnisses nothwendig ist, und führe darum keine Details an. Ich müßte sonst die Leidensgeschichte eines Kaplans im nördlichen Ungarn erzählen, der, ohne daß er auch nur nachhause gehen durfte, sich mit Wäsche zu versorgen, in ein Kloster interniert wurde, ohne Untersuchung, ohne Richterspruch. Der neue Regierungscurs, den jetzt Csaky dirigiert, ist die nothwendige Voraussetzung dieser und ähnlicher Geschehnisse.

Ungarn hat allerdings einen neuen Primas in der Person des früheren Generalabtes von Martinsberg, Claudius Bazsary, erhalten. Eines scheint ihm gelungen zu sein, den Episkopat in Angelegenheit der Wegtaufungen zu vereinen. Ob er sonst auch aus jenem Holze gemacht ist, wie ein Gregor VII., und einen solchen brauchte Ungarn gerade, weiß ich nicht. Die Zukunft wird es lehren. Aus den Zeitungsberichten und Schilderungen nehme ich nie die Grundlage für Beurtheilung einer kirchlichen Persönlichkeit. Die Erfahrung lehrt, daß die antifirchlichen Blätter eine solche stets so schildern, wie sie dieselbe für sich, zum Besten ihrer schlechten Sache brauchen. In meinen Augen hat es Bazsary also nicht geschadet, daß die Judenpresse Ungarns denselben verherrlicht hat, als sie philosemitische Geschichten von ihm sogar mit Angabe von Zeit und Personen berichtete. Ich habe gelacht, als ich las, Bazsary habe in Komorn mit dem Rabbiner gewissermaßen fraternisirt, habe ohne Untersuchung einen Bruder Benedictiner, gegen den der Rabbi hegte, seiner Professur entkleidet. Ich weiß längst aus cisleithanischen Geschehnissen, daß die Judenpresse schamlos lügt.

Doch auch aus katholischen Blättern wage ich kein Urtheil zu fällen. Diese schreiben bei Standeserhöhungen immer, daß keine bessere Wahl getroffen werden konnte, daß alle Katholiken, Clerus und Volk in einem Strom von Entzücken schwelgen. Es ist der byzantinische Geist in viele Menschen gefahren. Ich würde das nicht erwähnen, wenn ich es nicht für meine Pflicht hielte. Man gibt auf das Urtheil der katholischen Presse heute deswegen nichts, weil man die Maßlosigkeit des anticipierten Lobes durchschaut. Ich erweise dem hohen Kirchenfürsten und der Kirche selbst einen größeren Dienst, wenn ich sage: Bazsary hat eine große, sehr große Aufgabe vor sich. Die Geschehnisse des Katholicismus Ungarns werden in Kürze entschieden werden. Von seiner Klugheit und Entschiedenheit hängt das kirchliche Loos des Marianischen Königreiches ab. Die Schwierigkeiten werden ihn hoffentlich nicht erdrücken. Gerade unter seinem Regime complicieren sich die bedauerlichsten Verhältnisse. Raum ernannt, mußte er zusehen, daß sich ein Minister duellierte. Das war für einen Bischof eine heikliche Sache. Wir in Eis können auch von ähnlichen Dingen erzählen. Bei uns focht ein Landespräsident einen solchen von der Bulle Apostolicae sedis streng verpönten Kampf aus. Die weltliche Regierung behandelt bekanntlich hohe Duellanten nach einem eigenen Codex. Was soll nun ein Kirchenoberer thun, um nicht

Geringerschätzung der kirchlichen Vorschriften beim Volke aufkommen zu lassen? Es ist ja anerkannt nichts schlimmer, als wenn das Volk an den Ernst und die Gleichmäßigkeit der Verpflichtung der Gesetze nicht glaubt.

Schwierig war in Ungarn die Lage bezüglich des Begräbnisses des Exgenerals Klapka. Es war für die Minister und Beamten schon nicht leicht, den richtigen Weg einzuschlagen. Sie mußten doch auch ein bißchen an die Krone denken. Klapka war ja nicht bloß ein vom Glücke begünstigter General der Honved 1848. Das ist längst verziehen. Er formierte 1866 als eine Art Söldling Preußens das ungarische Infurrectionscorps, wo doch die ungarischen Truppen gegen Preußen zu Felde lagen. Noch schwieriger standen die Dinge für den Erzbischof. Klapka war Freimaurer, Mitglied der Hochgradloge Mathias Corvinus. Er wurde trotzdem in der Kirche aufgebahrt, kirchlich begraben, für ihn wurden in der Franciscanerkirche Seelenmessen gelesen. Ähnliches ist bekanntlich seinerzeit auch für den Katholiken Kossuth geschehen. Unsere deutschländischen Leser werden verwundert dareinschauen, denn extra Hungariam non est ita. Der Bürgermeister von Berlin, Fockebeck, wurde nicht kirchlich begraben.

Nun kommen die von der Regierung beabsichtigten confessionellen Reformen. Der Primas wird bald finden, daß Csaky, so maßlos dessen Pläne erscheinen mögen, doch geistliche Rathgeber im Hintergrund hat, ganz — wie seinerzeit Kaiser Josef. Das wird dem Primas sein Vorgehen sehr bedeutend erschweren.

Ich habe seinerzeit die Februar-Verordnung dieses schneidigen Cultusministers besprochen. Als echte Husarennatur entschloß er sich kurzweg, den Knoten zu durchhauen und eine Matriken-Verordnung herauszugeben, welche das dogmatische Gebiet direct verletzte. Die katholischen Priester sollen katholisch getaufte Kinder dem Irrglauben ausliefern. Der tiefere Fehler lag allerdings schon im Gesetze vom Jahre 1868, § 12 des Gesetz-Artikels 53. In Ungarn gibt es kein Elternrecht. Die Kinder aus Mischehen müssen religiös-gemischt nach dem Geschlechte erzogen werden. Die freie Bestimmung der Eltern gilt nicht. Nun hängt von dem Contracte der katholischen Kinder-erziehung die Möglichkeit einer Dispens zur Eingehung einer Mischehe ab. Dem Cultusminister ist das gleichgiltig. Will die Kirche sich nicht nach seinen Dictaten richten, so — macht er den Staat confessionslos. Da stehen wir jetzt. Hören wir nun, was Graf Csaky plant. In einer Versammlung der „Liberalen Partei“ sagte er:

Es ist zweifellos, daß nach der Hinausgabe des Erlasses (über die Matrikelführung) bei einem Theile der katholischen Seelsorger eine Collision der Pflichten eingetreten ist. Wenn von der Erfüllung staatlicher Aufgaben die Rede ist, müssen allerdings alle sonstigen particularen Interessen in den Hintergrund treten. Aber wenn sich hiefür auch ein anderer Ausweg bietet, auf welchem der Gewissensconflict vermieden werden kann, so wäre es ein politischer Fehler, diesen Weg nicht zu betreten. Dieser Weg aber leitet zur Einführung der staatlichen Matrikel. Es ist eine unabweisliche Nothwendigkeit, daß die Matrikel den

Anforderungen des Staates genüge. Der Minister kennt die Schwierigkeiten, welche der allgemeinen Einführung der staatlichen Matrikel derzeit im Wege stehen, und gerade deshalb ist vorläufig nur davon die Rede, die staatliche Matrikenführung bezüglich der Kinder aus gemischten Ehen vorzukehren. Diese Matriken können auch durch die gegenwärtigen Verwaltungsorgane besorgt werden; hiedurch würde die Durchführung des Gesetzes sichergestellt werden. Der Wirkungskreis der Kirche wird nicht im entferntesten tangiert, andererseits aber wird dem gegenwärtigen Zustande ein für allemal ein Ende gemacht. Es wird daher seine Aufgabe sein, der Gesetzgebung einen hierauf bezüglichen Gesetzentwurf zu unterbreiten. Was die Revision des Gesetzes vom Jahre 1868 betrifft, so ist der Standpunkt der Regierung vollkommen unverändert; sie halte in dieser Beziehung alles aufrecht, was sie im Jahre 1890 erklärt hat. Sie ist demgemäß nicht geneigt, die Initiative zur Revision des Gesetzes zu ergreifen, und wenn dies von anderer Seite geschehen sollte, so könnte sie einem darauf abzielenden Vorschlage nicht beitreten. Gerade das gegenwärtige Stadium der kirchenpolitischen Angelegenheiten würde die Revision des Gesetzes am wenigsten als wünschenswert erscheinen lassen; sie würde in diesem Augenblicke einen endlosen Kampf zwischen den Confessionen entfesseln. Mit der partiellen Einführung der staatlichen Matriken hört die Frage der Weltaufen überhaupt zu existieren auf, es wird daher eine Revision des Gesetzes gar nicht nothwendig sein, die ja nur infolge dieses Incidenzalles aufgeworfen wurde. Der Minister erlucht die Partei, diesen Standpunkt der Regierung zu unterstützen. Der Rede des Cultusministers folgte andauernder lebhafter Beifall.

So berichtet die „N. Fr. Pr.“, die in solchen Dingen gewiß gute Quellen hat. Also eine Noth-Matrikel, das Pendant zu der cisleithanischen Noth-Civilehe. Ich begreife nun allerdings nicht, was damit gewonnen sein soll. Die Kinder aus Mischehen werden also staatlich matrikuliert. Ob nun der katholische Pfarrer oder Pastor tauft, denn beide können sich die Kinder eventuell weltaufen, eingetragen wird das Kind als zu jener Confession gehörig, der es vom Gesetze zugesprochen wird. Was aber dann, wenn das Kind schulpflichtig wird? Eltern die es katholisch taufen ließen, werden es der katholischen Schule zuführen wollen. Da muß der Kampf wieder entbrennen. Es scheint also durch die Noth-Matrikel nichts als ein Aufschub von einigen Jahren gewonnen. Gräßlein, Gräßlein, du gehst einen bedenklichen Weg!

Die ungarische Regierung glaubt nicht an eine wahre Religion. Daher kommen alle die verwirrenden Schritte. Im Hintergrunde mögen auch die Israeliten stehen. Für sie blüht der Weizen. So wie sie das Vermögen der Ungarn schon fast ganz aufgesaugt haben, wollen sie die Confessionen aufsaugen. Das Judenthum will vollständig gleichberechtigt werden. Ein indifferent gemachtes Volk, bei welchem die Juden-Christenehen freigegeben sind, erscheint ihm als die Morgenröthe der Zukunft: das Marianische Königreich wird zum Messianischen.

Nach der „N. Fr. Pr.“ wendete sich der Justizminister in der früher genannten Versammlung, in welcher zuerst Csaky gesprochen hatte, mit Entschiedenheit gegen eine Aenderung des Gesetzes vom Jahre 1868 in dem Sinne, daß den Eltern die Religion ihrer Kinder zu bestimmen freigegeben werde und erklärte es sogar für unmöglich, diese Bestimmung des Gesetzes allein herauszureißen und zu revidieren. Eine Aenderung des Gesetzes ist auf derselben Grundlage gar nicht denkbar, auf welcher es entstanden ist, nämlich auf Grundlage des Systems

der recipierten Confessionen, welches — so liberal es auch sein mag — sich doch in einem engen Kreise bewegt. Die Revision ist nur auf einer weiteren Grundlage denkbar und diese kann keine andere sein, als die volle Gleichheit und Freiheit der Confessionen, nicht nur der recipierten, sondern aller Bekenntnisse. Deshalb ist die Revisionsfrage ganz falsch aufgestellt, wenn sie nur auf den § 12 beschränkt wird. Es steht damit eine längere Reihe von Fragen in Verbindung, welche in ihrer Gesamtheit das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in sich begreifen und die nicht anders gelöst werden können, als daß der Staat denjenigen Theil der Regelung, der ihn angeht, in einer für alle Bürger des Staates vollkommen gleichen Weise vollzieht. Wenn das freie Verfügungsrecht der Eltern ausschließlich gegen den § 12 des Gesetzes angeführt wird, so ist dies nicht viel mehr als eine Phrase. Wer sichert die Einhaltung der Vereinbarungen, wenn solche bezüglich der Kinder getroffen worden sind? Was ist die Freiheit dieser Vereinbarungen, wenn dieselben gerade von den rivalisierenden Confessionen zum Gegenstande ihrer Einflusnahme gemacht werden? Niemand möge mit der Behauptung hervortreten, daß das Festhalten an diesem Gesetze seiner religiösen Ueberzeugung widerstreite. Was geschieht, wenn die freie Vereinbarung nicht eingehalten wird und dennoch eine Weltaufe erfolgt? Soll der Staat dann die Einhaltung der Vereinbarung erzwingen und die vollzogenen Acte vernichten? Oder was soll er sonst thun? Jedermann weiß, daß das Kind bis zum 7. Lebensjahre mit seinen Eltern geht. Der Minister vermag nicht recht an die religiöse Ueberzeugung desjenigen zu glauben, der sein Kind in einer andern Religion erziehen läßt und selbst bei der alten verbleibt. Wer eine religiöse Ueberzeugung hat, soll selbst übertreten und sein Kind mit sich nehmen. Die Regierung muß die Verstaatlichung der Matriken durchführen und wird es in erster Linie für die Kinder aus gemischten Ehen thun, aber schon als Ausfluß des Grundgesetzes der allgemeinen Verstaatlichung. Was aber die Reception der jüdischen Confession anlangt, meinte der Minister im weiteren Verlauf seiner Rede, können die jüdischen Mitbürger vollkommen beruhigt sein. Die liberale Partei kann in dieser Frage nur auf einer einzigen Basis Stellung nehmen, nämlich auf der, daß alle Confessionen auf eine und dieselbe Linie gestellt werden. Ob aber das System der Reception überhaupt noch beizubehalten sei, darauf habe eben der Cultusminister hingewiesen, als er sagte, diesen Umstand habe die Regierung noch zu erwägen. Es duldet keinen Zweifel, daß die Möglichkeit des Uebertrittes zum jüdischen Glauben freigegeben werden muß, wie der Uebertritt zu jeder anderen Confession. Bei der autonomen Organisation kann der Staat nicht Zwangsmaßregeln anwenden, damit die Dissentirenden sich gemeinsam organisieren. Dagegen ist es ein allgemeiner Grundsatz, die Lösung müsse, auf welcher Basis immer sie erfolgt, eine solche sein, daß die jüdischen Mitbürger durch dieselbe auch in Bezug auf die gesetzliche Grundlage auf dieselbe Linie wie alle übrigen Staatsbürger erhoben werden. Ein Geringeres kann es nicht geben. Zuletzt sprach der Minister auch von dem Ehrechte. Dieses müsse mit Beseitigung des confessionellen Ehrechtes durch den Staat einheitlich nach der Richtung geregelt werden, daß der Unterschied des Bekenntnisses kein Hindernis der Ehe bildet und daß die Jurisdiction in allen eherechtlichen Verhältnissen bei der Abschaffung jeder confessionellen Jurisdiction vom Staate übernommen werde.

Die Rede des Justizministers machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck, sagt die „N. Fr. Pr.". Ich begreife das. Denn, es macht nach den Judenzeitungen immer Eindruck und erregt höchste Befriedigung, wenn den Juden entgegengekommen wird. Wenn diese angerührte Suppe von den Ungarn gegessen werden muß, dann wünsche ich ihnen viel Glück dazu. Dem Primas und den Bischöfen Ungarns hingegen ist zu wünschen, daß das Volk nicht so religiös geschlechtslos ist, wie die das Ministerium berathenden Geistlichen. Wenn noch etwas zu retten ist, so ist es jedenfalls nur dann, wenn

die Volkessstimme für die Kirche sich vernehmen läßt. Ich meine nicht die Bauern allein, diese halten nirgends etwas auf. Ob die anderen Volkskreise gewonnen sind oder zu gewinnen sind, ist Sorge der Kirchenhäupter, nicht meine. Ich bin hier nur Chronist. Wenn es wahr ist, daß die Juden die Pächter der bischöflichen und adeligen Domänen sind, dann — wird wohl Juda auch die Gescheide der ungarischen Kirche und des Vaterlandes in Pacht nehmen. Der alte Kurs hat eben schon gar zu lange gedauert.

Ich muß mich nun nach dem Gewitterwinkel Europas im Westen wenden, wenigleich der mir zur Verfügung gestellte Raum eigentlich schon aufgebraucht ist. In Frankreich kommt nächstens eine Frage zur Entscheidung, welche die liberalen Blätter unseres Vaterlandes und wohl ganz Europas eine „neue Theorie“ des Papstes Leo XIII. zu nennen sich berechtigt glauben. In Wirklichkeit ist sie das nicht. Was Leo XIII. dem französischen Episkopate als Richtschnur des Verhaltens der Republik und den sonstigen politischen Parteien gegenüber angegeben hat, ist beim großen Aquinaten längst in ein System gebracht zu lesen. Allerdings vergessen mag mancher Satz in der Praxis geworden sein, manchen mag der Byzantinismus und die edle Streberei hotheologisch umgemodelt haben. Allein neu ist die Theorie nicht, daß jede Gewalt, auch die republikanische, von Gott sei, daß das commune bonum, nicht die Ehre, Glorie, oder sonstiger Vortheil einer Person, sei sie nun Impereur oder Roi oder Praesident, Ziel- und Ausgangspunkt aller politischen Bestrebungen sein müsse. Es ist interessant zu beobachten, welchen Eindruck die Worte des Papstes auf notorisch republikanisch gesinnte Judenblätter Oesterreichs gemacht haben. Ich kann mich nicht enthalten, wenigstens einige Sätze aus der „N. Fr. Pr.“ anzuführen. Sie schreibt:

Die neue Theorie ist in ihrer realpolitischen Unerbittlichkeit fast revolutionär zu nennen, und um sich von ihrer Tragweite die richtige Vorstellung zu bilden, muß man die Sätze, in welchen Leo XIII. sie proclamirt, in ihrem vollen Wortlaute lesen. „In der Politit“, schreibt der Papst, „treten mehr als anderswo unerwartete Wechselfälle ein. Die colossalen Monarchien kommen zum Sturz oder zerbröckeln sich wie die alten Königreiche des Orients und das römische Kaiserthum; eine Dynastie verdrängt die andere, wie in Frankreich die Dynastie der Carolinger diejenige der Capetinger; an die Stelle der üblichen politischen Gebilde treten andere, wovon unser Jahrhundert zahlreiche Belege liefert. Diese Veränderungen sind ursprünglich nichts weniger als legitim, ja sie können es sogar nicht leicht sein. Indessen legt das oberste Kriterium des Gemeinwohlles die Anerkennung dieser neuen, an Stelle der alten thatsächlich nicht mehr existierenden, thatsächlich aufgestellten Regierungen als Pflicht auf. In dieser Weise erscheinen die regelmässigen Uebergangsformen der Gewalten als inspendiert und es kann mit der Zeit sogar soweit kommen, daß sie als abge schafft erscheinen.“ In dem Munde eines Historikers, der geschichtliche Ereignisse registriert und aus ihrer regelmässigen Wiederkehr allgemeine Gesetze der politischen Entwicklung ableitet, würde man eine solche Beweisführung nicht auffällig finden; aber es ist der Papst, welcher spricht, es ist das Oberhaupt der katholischen Christenheit, in welchem die Monarchien und die Dynastien von jeher den starken Pfeiler der conservativen Welt- und Staatsordnung erblickt haben und man hat den Eindruck, als ob dieser Pfeiler ins Wanken gerathen sei, wenn Leo XIII.

erklärt, Monarchien und Dynastien seien nicht durch sich selbst vermöge ihrer Einsetzung durch Gott vor dem Sturze behütet, sondern sie seien wie jede andere Institution unerwarteten Wechselfällen ausgesetzt und es könne sogar dahin kommen, daß sie als „abgeschafft“ erscheinen. Was bleibt nach dieser Theorie noch von der Legitimität übrig? Wenn Jemand das Recht der Revolution begründen wollte, so könnte er sich diese Argumente aneignen, er könnte das Schicksal Karls I. von England und Ludwig's XVI. von Frankreich mit denselben rechtfertigen; der Papst aber, welcher die Theorie von den insubstantiellen und abgeschafften Gewalten und den Forderungen des Gemeinwohles verkündet, um den französischen Katholiken die Unterwerfung unter die Republik zu predigen, ist kein politischer Theoretiker und kein Geschichtsphilosoph; indem er die Forderungen des Gemeinwohles über die Interessen der Monarchien und Dynastien erhebt, wirft er die Lehre von der Untrennbarkeit des Thrones und des Altars über den Haufen, welche bisher für die monarchistischen und conservativen Parteien ein Fundament ihres Daseins, eine Waffe in den Kämpfen gegen die fortschrittlichen Parteien, ein Anter auf dem Grunde des Bestehenden gewesen ist.

Es kann denen, welche von dieser Theorie betroffen werden, überlassen bleiben, sich zu fragen, was nach der Anschauung Leo's XIII. dagegen einzuwenden ist, daß der Kirchenstaat zu existieren aufgehört hat, und daß auch in diesem Falle „an die Stelle eines üblichen politischen Gebietes ein anderes getreten“ ist. Aber soviel darf man auch aus der kühlen Unbefangenheit eines Beobachters heraus wohl sagen, daß Leo XIII. im Lichte seines Schreibens an den französischen Episkopat als ein Staatsweiser ohne Vorurtheile, als ein merkwürdiger Realist von ganz eigenthümlichem Gepräge erscheint. Ob die französischen Bischöfe die Größe des Zweckes begreifen werden, welchen er mit einem heroischen Mittel anstrebt, das ist in der That nur eine verhältnismäßig untergeordnete Frage; der Zweck mag unerreicht bleiben, das Schreiben aber ist ein großes, historisches Document; es wird, ganz abgesehen von seinen unmittelbaren Wirkungen, der Nachwelt das Bild eines Papstes erhalten, der seine Zeit besser verstand als Alle, die sich auf ihn beriefen, indem sie den Gang der Dinge aufhalten oder rückwärts schrauben wollten.“

Für meine theologisch gebildeten Leser brauche ich auf den Irrthum des Blattes nicht speciell aufmerksam zu machen. Nur dem Christenthum ferne stehende Menschen können annehmen, daß der Altar nichts sei als der Wächter des Thrones, daß also der Papst eigentlich revolutionär sei. Wir Christen wissen, daß alle Rechte, auch die des Thrones, geachtet werden müssen. Die Kirche schützt also auch die Throne, sowie sie durch die Einschärfung des siebenten Gebotes die Besitzungen der Reichen schützt. Gute Regenten mögen diese indirecte Folge einer blühenden Kirche erkannt und hoch geschätzt haben. Aber sie, sowenig wie andere unterrichtete Männer konnten jemals die Aufgabe der Kirche: Alle Menschen, Fürsten wie Untergebene, zu Gott führen, verkennen. Gute Fürsten wußten auch stets, daß sie ihre Macht nur deswegen empfangen haben, um für das Volk zu wirken, dasselbe zu schützen und dessen Wohl in allem zu befördern.

In Frankreich ist gegenwärtig die Republik im Besitze der Macht und hat sie ganz dasselbe zu leisten, was anderswo der Fürst thun muß. Das sagte der Papst. Deswegen ist er nicht revolutionär. Wohl hat er die Cardinäle und Bischöfe Frankreichs zu gleicher Zeit aufmerksam gemacht, jeden Schein zu vermeiden, als sei die Kirche als solche eine Feindin der republikanischen Staatsform. Das that er,

weil die momentanen Machthaber sich bei ihm über die Bischöfe beklagten.

Richtig ist in Frankreich wohl, daß die Monarchisten und Legitimisten Religion und Kirche günstiger sind, als die momentan an der Herrschaft befindlichen Republikaner. Richtig ist, daß die katholischen Wohlthätigkeits-Anstalten von diesen erhalten werden, richtig, daß in den christlichen Vereinen dieselben Männer am zahlreichsten vertreten sind. Nur natürlich ist es daher, daß die Bischöfe mit diesen in engerem Contact standen. Das umsomehr, als die tonangebenden Republikaner geradezu auf Ausrottung der Religion lossteuern, als sie die Bischöfe drangsalierten, ihnen sogar die Gehälter einstellen. Frankreich erlebte gerade in der letzten Zeit dies Schauspiel, daß die Zeitungen für Bischöfe Sammlungen veranstalten mußten, ganz so wie solches in Deutschland zu Beginn des Culturkampfes statthatte.

Der „Eclair“ brachte für den Bischof von Montpellier 31.000 Franks zusammen, so daß letzterer Einstellung der Sammlung wünschte. Für den Erzbischof von Avignon wurden 19.353 Franks, für den Bischof von Nîmes 22.350, jenen von Valence 13.351, im ganzen nahezu 100.000 Franks gesammelt.

Wenn die Republik klug ist, wird sie ihren alten Kurs ändern und einen neuen einschlagen. Dann wird die angeblich neue Theorie des Papstes auch ihr zugute kommen. Sie wird einsehen, daß gute Christen die besten Unterthanen sind. Will sie das nicht, wiegt der Haß gegen den positiven Glauben immer vor, dann wird das Verderben über das Land hereinbrechen, ohne daß die Bischöfe das Mindeste gegen die republikanische Staatsform unternehmen.

Ich ende, indem ich das Wort des Psalmisten erweitere: Et nunc reges et Praesidentes intelligite! Schlagt einen neuen oder neueren Kurs ein, aber christlich soll oder muß er sein oder ihr werdet nicht sein und das Volk müßte es gleichfalls büßen. Immer gilt noch das alte Wort: Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

St. Pölten, 4. Juni 1892.

Kurze Fragen und Mittheilungen.

I. (Von welcher Farbe sollen die Paramente der Ordinanden sein?) Im Appendix zum Pontificale Romanum, wo von der Weihe eines Candidaten die Rede ist, wird jedesmal ausdrücklich bemerkt, daß der Ordinandus zum Subdiaconat, Diaconat und Presbyterat weiße Paramente (Tunicella, Dalmatik, Messgewand) mitbringen solle. Hingegen wird im ersten Theil des Pontificale, wo von der Ordination von mehr als einem Ordinandem die Rede ist, der Farbe der betreffenden Paramente mit keinem Worte gedacht. Es fragt sich nun: Welche Farbe sollen in diesem Falle, d. h. wenn mehr als einer zu ordinieren sind, gebraucht werden? Sollen die

Paramente auch in diesem Falle ohne Rücksicht auf das Officium immer weiß sein oder sollen sie sich nach der Tagesfarbe richten? Hartmann (Repertorium Rituum S. 443) entscheidet sich für das erstere. „Die Subdiakonen tragen auf dem linken Arme die weiße Tunicella, die Priesterandidaten . . . auf dem linken Arme ein weißes Meßgewand, die weiße Diaconatsstola auf der Schulter.“ Anders Pius Martinucci, der „S. Congr. Caeremonialis Secretarius et Pontificiis Caeremoniis Praefectus.“ Im siebten Buche seines Manuale, S. 43, sagt er in einer Anmerkung: „Von welcher Farbe die Paramente der Ordinanden sein sollen, darüber schreibt das Pontificale nichts Bestimmtes vor.“ Den Grund hievon findet er in dem Umstande, daß es oft sehr schwer sei, Paramente von gleicher Farbe aufzutreiben, besonders bei einer größeren Anzahl von Ordinanden. In der Lateranensischen Basilica zu Rom, fügt er bei, wo die größeren Ordinationen stattfinden, gebraucht man Paramente, die der Farbe des Tages entsprechen, die zu diesem Zwecke von Papst Benedict XIII. in hinreichender Anzahl angeschafft wurden. Hieraus könnte man schließen, daß es den Rubriken entsprechender sei, Paramente von der Tagesfarbe zu gebrauchen. Martinucci hingegen zieht diesen Schluß nicht, sondern bemerkt nur, es sei geziemend, darauf zu sehen, daß die Paramente der Ordinandens so viel als möglich von gleicher Farbe seien.

St. Francis bei Milwaukee. Seminar-Rector Josef Rainer.

II. (Deutung und Uebersetzung der ersten Strophe des Pfingsthymnus.) Der Hymnus, welcher an der Spitze der Pfingstnocturn steht und während der ganzen Octav täglich zu beten ist, bietet für die Uebersetzung in der ersten Strophe erhebliche Schwierigkeiten.

Jam Christus astra ascenderat,
Reversus, unde venerat,
Patris fruendum munere
Sanctum daturus spiritum.

Die ersten Zeilen sind klar und durchsichtig; die Schwierigkeit liegt in den beiden letzten Zeilen. Daß „Sanctum Spiritum“ Object von „daturus“ ist, leuchtet wiederum auf den ersten Blick ein. Christus hat es auch öfters vorhergesagt, daß er in den Himmel zurückkehre, um den heiligen Geist zu senden. Somit liegen die Schwierigkeiten in der dritten Zeile, in „fruendum“ und „munere“. Das Participium futuri oder das Gerundiv bei den Deponentia hat passive Bedeutung. Wir beziehen daher „fruendum“ auf „Sanctum Spiritum“. Der heilige Geist wird als ein zu genießender bezeichnet, was wir besser übersetzen mit: „zum Genuße“, „zur Labung“, „zur Stärkung“. Der Genitiv „Patris“ ist von „munere“ abhängig. Dieser Ablativ vertritt in unserem Verse eine Präposition. Eigentlich heißt es: „durch die Gnade“, „mit Hilfe“. Wir können es aber besser und

dogmatisch ganz correct übersehen: „zugleich mit dem Vater“. Sonach lautet die Strophe:

Schon war Christus in den Himmel aufgefahren,
Dahin zurückkehrend, woher er gekommen war,
Um uns zugleich mit dem Vater
Den heiligen Geist zur Stärkung zu senden.

Münster (Westphalen). Prof. Dr. Bernhard Schäfer.

III. (Müssen Arme für Ehedispensen nothwendig ein Almosen geben?) In den Ehedispensen für beide fora wird von der heiligen Poenitentie ein Almosen auferlegt. Wird dies aber nicht gefordert, so bleibt die Dispense nichtsdestoweniger gültig. Zudem kann der Bischof nach Klugheit und Gewissen dasselbe in einzelnen Fällen erlassen. (S. Poenit. 11. November 1890.)

Kristinowol. Professor P. Augustin Arndt S. J.

IV. (Officia votiva mensualia.) Das Decret der Riten-Congregation vom 5. Juli 1883, welches allgemein ein Votivofficium statt eines Ferialefficii zu recitieren gestattet, hebt frühere besondere Concessionen von Votivofficien nicht auf. Zu letzterer gehört die Concession, das Officium eines Diöcesan- oder Ordensheiligen die non impedita einmal monatlich zu recitieren. Bisher galt dabei laut Decret vom 11. Mai 1816 und 27. Februar 1847 die Beschränkung: den Monat ausgenommen, in welchem das Festofficium des betreffenden Heiligen zu recitiren ist. Besteht diese Beschränkung noch jetzt? Hartmanns Repertorium Rituum führt es noch in seiner sechsten Auflage 1890 als zu Recht bestehend auf. Das Indult vom 5. Juli 1883 kennt indeß eine analoge Beschränkung des Officium vot. hebdomadarii Apostolorum oder s. Joseph nicht, so daß man in diesem Jahre recht wohl Mittwoch den 16. März das off. vot. s. Joseph recitieren konnte, ungeachtet am Samstag derselben Woche das Josefsfest einfiel. Und für den Fall, daß das Fest App. Simonis et Judae, dem die Oration im off. vot. omnium App. entnommen ist, auf einen Montag fällt, hat die Riten-Congregation sogar den 24. November 1883 für die commemor. omn. App. in 2 vesp. Simon et Judae eine eigene Oration vorgesehen (Hartmann S. 147). Da dürfte wohl der Schluß berechtigt sein: a pari kann die entsprechende Beschränkung der off. vot. mensualia als weggefallen betrachtet werden.

Marbus.

P. Berger S. J.

V. (Wie soll der Celebrant den Kelch tragen?) Im Ritus celebrandi missae (II, 1.) heißt es: „Sacerdos omnibus paramentis indutus, accipit manu sinistra calicem, ut supra praeparatum, quem portat elevatum ante pectus, bursam manu dextera super calicem tenens.“ Dazu bemerkt de Herdt: (edit. 7^a Tom. I. n. 199): „Sacerdos omnibus paramentis indutus, accipit manu dextera biretum et se cooperit; deinde sinistra accipit calicem ad nodum; imponit palmam

dexteræ extensis et junctis omnibus digitis super bursam, ne quid de calice decadat; sic tenet calicem elevatum ante pectus ita ut sit aliquod spatium inter pectus et calicem. nec tamen ita removeatur calix a pectore, ut sacerdos inter se et calicem terram aspiciat ad gressus dirigendos. sed ultra calicem respiciat.“ Die rechte Hand wird also nicht auf die Brust gelegt oder etwa pendelartig geschwungen. Auch darf sonst nichts, nicht Brille, Taschentuch, Tabernakelschlüssel oder dergleichen auf den Kelch gelegt werden. (S. R. C. 1. Sept. 1703.)

Wemding (Bayern).

P. Josef a Leonijia O. M. Cap.

VI. (**Bilder der hl. Clara.**) Die hl. Clara (12. August; † 1253), Schülerin des hl. Franciscus, stiftete unter Anleitung desselben den Clarissen-Orden, auch zweiter Orden des hl. Franciscus genannt. Darstellungen aus ihrem Leben finden sich von Giotto in Santa Chiara zu Assisi. Ein altes Bild im Chore von San Francesco zu Assisi stellt sie dar im Ordenskleide, mit Buch und Palme. Auf dem Gemälde von Perugino in San Cosimato zu Rom hat sie als Abzeichen die Monstranz, ebenso auf den Bildern von Israel van Mecken und Rubens. Diese Darstellung entspricht ihrer Legende, da sie vor dem heiligen Sacramente kniend um Schutz ihres Klosters bat bei einem Ueberfalle der von Friedrich II. angeworbenen Sarazenen. Die Monstranz muß mehr die Form eines Ciboriums haben, da die neuere Form erst seit der Einführung des Frohnleichnamsfestes in Gebrauch kam. So schreibt Kreuser in seinem Bildnerbuche S. 123: „St. Clara wird abgebildet als Abtissin mit dem Stabe und der Monstranz. Hierbei aber hat der Künstler zu bemerken, daß das Frohnleichnamsfest und die mit ihm zusammenhängende Monstranz jüngeren Ursprunges sind, die ältere mehr ciboriumähnliche Gestalt also beachtet werden muß.“

Der Stab der Bischöfe und Äbte ist ein Zeichen der geistlichen Herrschaft. Von dem Stabe der Bischöfe unterscheidet sich der Stab der Äbte und Äbtissinnen dadurch, daß wenigstens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts seine Krümmung nach innen, also nach der Schulter zu getragen wurde, während die des Bischofsstabes nach außen gerichtet war, zweitens durch ein unter der Krümmung mit einem Bande befestigtes schmales leinenes Sudarium, auch Weichel genannt. Kreuser schreibt darüber a. a. D. S. 106: „Ein Abt ist nur derhirt des Innern seines Klosters, sein Krümmstab daher nach innen zum Gesichte gedreht; der Bischof regiert Inneres und Aeußeres, seines Stabes Krümmung ist daher nach außen gewandt. Außerdem hat der bischöfliche Stab kein Sudarium, wohl aber der des Abtes. Allerdings scheint sich dieser Grundsatz nicht immer zu bestätigen: allein wie viele echte alte Gemälde sind noch da; denn bei Standbildern ist der Stab gewöhnlich beweglich, kann also kein Zeugnis ablegen.“

Diese Bemerkungen in Betreff des Stabes und der Monstranz sind auch bei den neueren Andachts- und Kirchenbildern, welche die hl. Clara darstellen, zu beachten. Es sind dieser Heiligen u. a. geweiht die zum Mutterhause der Armen-Schwester vom hl. Franciscus gehörende Klosterkirche zu Aachen; auch das neue Clarissenkloster in Münster hat ein Gotteshaus zur hl. Clara. Das bekannteste der älteren Kirchen der Clarissen war das Stift Clarenberg bei Hörde; deshalb ist die hl. Clara wieder Patronin der neuen Pfarrkirche Hörde in der Grafschaft Mark geworden.

Darfeld (Westfalen).

Vicar Dr. Heinrich Samson.

VII. (Was der Priester vor Laien nicht besprechen soll.) Manche haben die Gewohnheit, ihre Berufserlebnisse bei der nächsten Gelegenheit und in jedweder Gesellschaft zu besprechen und so ihre Standesleiden wie Standesfreuden jedermann mitzutheilen. Diese Gewohnheit ist sehr schädlich. Sind es Freuden, die mitgetheilt werden in unberufenen Kreisen, so erregen sie Neid und falsche Ansichten über den Stand: sind es Leiden: Fülle der Arbeit, Anstrengung, Undank, Mißerfolge, über die man klagt, so stellt der Klagemann sich gewiss kein Zeugnis von Starkmuth aus, er erweckt den Schein der Unzufriedenheit mit sich und seinem Berufe und untergräbt sein eigenes Ansehen. Eine solche Jammerseele achtet niemand. Aber noch schlimmer steht die Sache, wenn gewisse delicate Berufserlebnisse vor Laien besprochen werden, wenn etwa gar gewisse Gegenstände aus der Moral — etwa circa sextum in gemischter Gesellschaft, beim Biertisch u. dgl. preisgegeben werden. — Welch Vergerniß kann da gegeben werden! Also Achtung auf die Zunge!

VIII. (Telegraphische Dispensgesuche an den heiligen Stuhl.) Dieselben sind, insoferne sie an den heiligen Stuhl gerichtet werden sollen, durch Schreiben des Apostolischen Nuntius von München vom 5. Januar 1892 als unzulässig bezeichnet worden. Das Kölner Pastoralblatt fügt die Bemerkung bei, daß auch die Einholung bischöflicher, beziehungsweise von dem Bischöfe kraft päpstlicher Indulte gewährter Dispense thunlichst einzuschränken sei, obwohl, soferne die schriftliche Ertheilung einer Dispens nicht etwa sub poena nullitatis angeordnet wäre, die telegraphische Gewährung derselben nicht ungiltig, in casu urgentis necessitatis aber durchaus erlaubt sein würde. Vergl. Lehmkuhl II, 794. Dr. Kerstgens.

IX. (Die Natur im Dienste des Predigers.) Vom 17. bis 18. August vorigen Jahres hat das fürchterliche Toben der Elemente in Kolman, einem Orte Tirols, schreckliche Zerstörungen angerichtet. Es goß Wähe von des Himmels Höhen, der sonst kleine Gannerbach schwoll gewaltig an, Felsen stürzten, haushohe Wellen braussten dahin, Felder, Wege, Häuser zerstörend. Der Boden zitterte, die Blitze zuckten, die vom rebellischen Wasser aneinander geschlagenen Steine gaben Feuer, die Felsen erwiderten das Anprallen der Steine durch Feuererscheinungen; 47 Menschen fielen dem grausamen Elemente zum Opfer und daß die Reisenden eines vom Süden ankommenden Zuges nicht den sicheren Tod fanden, hat die lebensgefährliche Aufopferung eines Bahnwärters verhindert. Und das war das Werk einer halben Stunde! Diese schreckliche Begebenheit erinnert uns an viele religiöse Wahrheiten! Wie thöricht wäre es, die Sintflut anzuzweifeln, da in einer halben Stunde so schreckliches geschehen kann. Wie entsetzlich wird es erst am jüngsten Tage sein, wo in der ganzen Welt alle Elemente toben werden! Wenn schon die Elemente, die Werke Gottes, so furchtbar toben und solch Entsetzen einflößen können,

wie schrecklich wird es erst sein, in das erzürnte Angesicht Gottes zu schauen, welcher alles Böse verabsehet und alle und jede Sünde straft. Diese traurige Begebenheit mahnt auch, immer in der Gnade Gottes zu bleiben und den Empfang der Sacramente nicht zu verschieben, da man ja plötzlich und unversehens sterben kann!

Bupping.

P. Josef Leonissa Breyl O. S. Fr.

X. (Wer ist confessionslos?) Im Sinne der Kirche gibt es keine Confessionslose; die Kirche theilt alle Menschen auf Erden ein in Getaufte und Ungetaufte. Confessionslose kennen nur einige Staaten, darunter auch Cisleithanien. Es wird nun oft behauptet, nach den österreichischen Gesetzen sei „confessionslos“ gleichbedeutend mit „keinem gesetzlich anerkannten Religions-Bekenntnisse angehörig;“ gegen diese Auffassung spricht aber vor allem der bis heute noch in Geltung stehend Artikel XVI. des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 142, welcher lautet: „Den Anhängern eines gesetzlich nicht anerkannten Religions-Bekenntnisses ist die häusliche Religions-Uebung gestattet, insoferne dieselbe weder rechtswidrig noch sitten-verlezend ist“. Dieser Artikel handelt also von solchen, welche keinem gesetzlich anerkannten Religions-Bekenntnisse angehören, kann aber unmöglich auf die Confessionslosen angewendet werden, weil ja bei den Confessionslosen von einem „Religions-Bekenntnisse“ und einer „Religions-Uebung“ nicht gesprochen werden kann, und weil die Confessionslosen in Oesterreich erst auf Grund eines späteren Gesetzes (25. Mai 1868, R.-G.-Bl. Nr. 49) aufgetaucht sind. Der Staat unterscheidet also sehr wohl zwischen den Confessionslosen und jenen, welche „einem gesetzlich nicht anerkannten Religions-Bekenntnisse“ angehören: für letztere besteht sogar ein eigenes Gesetz (20. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 68), welches die Bedingungen festsetzt, unter welchen sie sich die staatliche Anerkennung erwerben können; auf Grund dieses Gesetzes ist vom Cultusminister die gesetzliche Anerkennung der „Altkatholischen Kirche“ (Minist.-Ver. vom 18. October 1877, R.-G.-Bl. Nr. 99) und der „Herrnhuter-Brüderkirche“ (Minist.-Ver. vom 30. März 1880, R.-G.-Bl. Nr. 40) ausgesprochen worden.

Der Begriff „confessionslos“ deckt sich also nicht mit dem Begriffe „keinem gesetzlich anerkannten Religions-Bekenntnisse“ angehörig; sondern hat einen kleineren Umfang als dieser; sowohl die „Confessionslosen“ als auch die „Anhänger eines gesetzlich nicht anerkannten Religions-Bekenntnisses“ gehören keinem gesetzlich anerkannten Religions-Bekenntnisse an. Der Staat unterscheidet also in Bezug auf das Religions-Bekenntnis: 1. Diejenigen, welche einem gesetzlich anerkannten Religions-Bekenntnisse angehören; die gesetzlich anerkannten Religionen sind: die römisch-, griechisch- und armenisch-katholische; die griechisch nicht unierte; die evangelische beider Confessionen; die unitarische christliche Religion; die jüdische Religion; ferner die alt-katholische Religion und die evangelische Brüderkirche (Herrnhuter). 2. diejenigen, welche einem gesetzlich nicht anerkannten Religions-

Bekenntnisse angehören: z. B. Anglikaner, Mohammedaner, Menoniten, Lippowaner und andere, welche in den amtlichen Ausweisen ausdrücklich von den Confessionslosen unterschieden werden. 3. Diejenigen, welche weder einem gesetzlich anerkannten noch einem gesetzlich nicht anerkannten Religions-Bekenntnisse, also gar keinem Religions-Bekenntnisse angehören; das sind die „Confessionslosen.“

Wien.

Karl Sirsch.

XI. (Zum Capitel „Schwabeneidung“.) Vielleicht hat so mancher unserer Leser bereits die Erfahrung gemacht, daß in einer aus Laien und Geistlichen zusammengesetzten Tischgesellschaft, etwa bei Gelegenheit des Kirchenfestes, ein abwesender Priester der nächsten Umgebung, ein ehemaliger Theologie-Professor oder Seminar-Vorstand u. dgl. Gegenstand einer lebhaften Discussion war, bei welcher einer der anwesenden Priester das große Wort führte und über den Betreffenden allerhand Dinge in einer Weise und in einem Tone erzählte, die jenen als verächtlich oder lächerlich oder als beides zugleich erscheinen ließen. In solchen Fällen werden allerhand Schwächen und Eigenheiten oder auch wirkliche Fehler des Einzelnen entweder scharf kritisiert und verurtheilt oder so launig dargestellt, daß beinahe die ganze Gesellschaft lacht, der Wortführer — im selbstgefälligen Bewußtsein, die ganze Gesellschaft köstlich zu unterhalten und für einen witzigen Kopf zu gelten — freudestrahlend schmunzelt und immer redseliger wird, wenn nicht ein Vernünftiger das Gespräch geschickt auf andere Sachen leitet. Sehr interessant und lehrreich ist es, bei derartigen Vorkommnissen die anwesenden Laien genauer zu betrachten. Gewöhnlich lachen sie mehr oder weniger mit, einige sogar „tonangebend“, über die drastischen Schilderungen des „geistreichen“ Erzählers, aber an den gesetzten, achtbaren, auch unter den Laien kann man denn doch mitunter ein ironisches oder mitleidiges Lächeln wahrnehmen, welches wohl kaum etwas anderes, als der leise Ausdruck der inneren Mißbilligung des Gesprochenen und der Geringschätzung des Redseligen sein kann. — Welcher besonnene Priester hat bei solchen Gelegenheiten nicht wahrgenommen, daß ein anständiger Laie, z. B. der Bezirksrichter, niemals über andere k. k. Beamte und namentlich nicht über Beamte desselben Ressorts derartige Dinge zum Besten gibt, wie es manche Priester über ihre Mitbrüder thun? Sind denn solche gar nicht fähig zu erwägen und zu begreifen, wie sehr sie auf diese Art das Ansehen des geistlichen Standes und selbst der Religion überhaupt schädigen? Fast scheint es so.

Budweis. Canonicus Dr. Anton Skodopole, Professor.

XII. (N. Domine exaudi . . Dominus vobiscum vor Orationen.) In den liturgischen Büchern und Decreten schwanken die Bestimmungen, wann den Orationen die Versikel Domine exaudi orationem meam, Dominus vobiscum vorauszusetzen seien. Während die Instructio Clement c. 30 sogar beim vierzigstündigen Gebet und

das *Rituale romanum* im Ritus der Communionsspendung extramissam beide Versifel vorschreiben, unterbleibt bei Spendung der Krankencommunion das *Domine exaudi*. Nach dem Caerem. ep. II. 33 n. 27 und nach der typischen Ausgabe des *Rituale rom.* sollen am Frohnleichnamsfeste beide Versifel wegfallen, ebenso nach S. C. 16. Juni 1663 und 28. Sept. 1675 im Gegensatz zu S. C. 3. Mart. 1761. Liturgiker suchten sich diese Verschiedenheit durch die Bemerkung zu erklären, die genannten Versifel hätten zu unterbleiben, wenn das Allerheiligste zunächst zur Anbetung ausgesetzt sei. Nun legte der Bischof von Bobbio der Ritus-Congregation die Fragen vor, ob nach der Lauretanischen Litanei, wie der Anhang zum römischen *Rituale* andeute, die Versifel *Domine exaudi* . . Dominus vobiscum nicht gesprochen werden dürften oder ob sie nur treffen, wenn das *Rituale* sie beigelegt habe; am 20. Nov. 1891 wurde ihm geantwortet: *Servetur Rituale romanum*.

München. Univ.-Prof. und Director Dr. Andreas Schmid.

XIII. (Verschließen der Kirchen), in welchen das Allerheiligste aufbewahrt wird, ist in öffentlichen Blättern schon oftmals gerügt worden, weil es dem katholischen Glauben an die Gegenwart Christi im Tabernakel und unserer Pflicht zur Anbetung ganz widerspricht und doch ist dieser Mißbrauch noch an manchen Orten, welche sich katholisch nennen, bemerkbar, insbesondere wenn die Kirche eine Sehenswürdigkeit enthält und dem Sacristan zum Gelderwerbe dienen soll. Nun hat S. C. unterm 15. Nov. 1890 erklärt, es dürfe selbst in Filialkirchen und Oratorien das Allerheiligste nur aufbewahrt werden, wenn „einige Stunden des Tages hindurch der Zugang den Gläubigen, welche das allerheiligste Sacrament besuchen wollen, offen stehe“. Wenn diese Vorschrift sogar für Nebenkirchen gegeben wird, so besteht sie umsomehr für Pfarrkirchen. Dr. A. Schmid.

XIV. (Einige Ursachen, welche dem Katecheten die Berufsfreudigkeit verderben könnten und einige Mittel dagegen.) Ueber diesen Gegenstand hat jüngst ein Katechet bei einer Lehrerconferenz in Tirol einen Vortrag gehalten, der folgende beherzigenswerte Punkte enthielt:

1. Wenn jemand zu „hoch“ veranlagt ist und nicht recht mit den Kindern verkehren kann, und wenn ihm das fortwährende „geistlose“ Wiederholen der gewöhnlichsten Wahrheiten in der allergewöhnlichsten Form lästig ist, ist eine dieser Ursachen. Mittel dagegen: Liebe zu den Kindern in Christus gibt das Wollen, und die durch inständiges Gebet erweckte Standesgnade das Können.

2. Wenn man keine innere Bewegung und kein Interesse am Zuhören gewahrt; das ist eine andere Ursache. Die Gnade wirkt doch oft im Verborgenen. Geistige Blindheit und Kälte, eine Folge der Erbsünde und oft verstärkt durch nachlässige häusliche Erziehung sind Ursache; daher Mitleid, Geduld, Eifer sind Gegen-

mittel. Dies ist aber auch eine Mahnung, seine Unterrichtsweise zu revidieren. Abwechslung und geeignete Abspannung sind dagegen zu empfehlen.

3. Ueberladung mit anderen Arbeiten; unliebsame Unterbrechung derselben durch die Katechese — dritte Ursache. Der Katechet bedenke, daß er vielleicht durch Gottes Gnade mit einer Katechese mehr erzielt, als durch seine wichtige Arbeit, die er so ungern unterbricht, da es nur darauf ankommt, zu was Gott seine Gnade gibt.

4. Mißstimmungen wegen gewisser Uebelstände in der Seelsorge oder in der eigenen Seele — vierte Ursache. In der Schule lassen sich dieselben am nachhaltigsten bekämpfen. Die Katechese als eines der vorzüglichsten Werke der geistlichen Barmherzigkeit läßt auch für eigene Fehler und Mängel „Gnade und Barmherzigkeit bei Gott finden.“

Lasberg.

Cooperator Leopold Better.

XV. (Dem bekehrten Sünder soll man seine früheren Sünden nicht vorwerfen.) Wenn man einem Menschen, der sich bekehrt hat, die Sünden seines früheren Lebens vorwirft, so ist dergleichen Tadel sehr weibisch; denn nur Weiber können niemandem etwas Böses vergessen. Männer aber sollen wie Seneca denken und urtheilen — quem poenitet peccasse, paene est innocens. Der berühmte Görres sagte seinen Gegnern: Die Sünden meiner Jugend sind die Tugend eures Alters.

Kremsier.

Professor Josef Břenek.

XVI. (Ueber heilige Gräber in der Charwoche.)

Wie überhaupt in der Welt neben dem Echten und Guten das Blendwerk und das Verderbenbringende sich breitmachen will, so sucht öfter auch auf dem Gebiete der schönen Künste, selbst wenn sie im Dienste der Kirche stehen, der äußere, verführerische bloße Schein den Markt zu behaupten. So wählt man hie und da neben verschiedenen tadelnden Fabrikaten zum Schmucke des Gotteshauses auch für die Charwoche eine tadelnswerte Darstellung, nämlich: „heilige Gräber aus transparenter Glasmosaik in den buntesten, schreiendsten Farben“. Man möchte meinen, ein solches Brettergerüst mit durch Drähte darauf befestigten buntschekigen Glasstücken dürfte zum tiefen Ernst der Charwoche doch nicht im mindesten passen, außer man wollte nur eine Schaubude für Kinder und einfältige Landleute errichten. Gewiß ist, daß man vom Standpunkte der kirchlichen Kunst aus ein derlei Geflimmer mit glizernden Glasstücken verwerfen muß; denn es ist daran weder ein solider Bau, noch eine künstlerische Idee auch nur annäherungsweise vertreten. Gehören ja überhaupt schreiende Lichteffecte und buntes Farbenspiel nicht in das Gotteshaus, umsoweniger paßt hiefür ein so geistloses Machwerk und in einem so nichts-sagenden Aufputz. Lacht man doch über den Geschmack des Bauernkindes, welches ein mit recht grellen Farben gemachtes Bild dem

schönsten Kunstwerk vorzieht und heilige Gräber aus transparenter Glasmosaik sollen schön, großartig, ja sogar ein Kirchenschmuck für die hochheilige Charwoche sein? —

Terlan. Karl U₃, k. k. Conservator und Beneficiat.

XVII. (Das Schlechtere der Freund des Schlechten.)

Dass das Bessere der Feind des Guten ist, bezeugt ein altes Sprichwort; aber ebenfogut könnte man behaupten, dass das Schlechtere der Freund des Schlechten ist. Welchem Priester ist es nicht schon vorgekommen, dass, wenn er einen Mitbruder auf einen Fehler oder einen Mißstand aufmerksam machte, die Antwort lautete: Ach was! es gibt noch viel wichtigere Dinge, die man reformieren sollte. Und damit glaubt man den ganzen Einwand abgethan. Rügt du z. B. einen Fehler gegen die Rubriken oder einen Verstoß gegen clericalen Anstand, so ist gleich die Antwort fertig: Geh' du mir mit diesen Kleinigkeiten; es gibt noch viel ärgere und größere Fehler, die man zuerst abstellen sollte. Und mit diesem Hinweis auf das Schlechtere, das noch nicht abgestellt ist, hat man einen Deckmantel für das Schlechte gefunden, das man nicht abstellen will. Aber wer sieht nicht ein, dass ein solcher Einwand nur eine bequeme Ausrede, eine tugendhaft klingende Redensart ist, mit der man sich über unbequeme Vorschriften hinwegsetzt und allen möglichen Fehlern und Mißständen das Wort redet? Denn denjenigen, die sich dieser Redensart gern bedienen, ist es keineswegs um Abstellung der größeren Mißstände zu thun und sie sind nichts weniger als große Eiferer für die Ehre Gottes und „die Bieder seines Hauses“. Und doch lassen sich manche durch eine so nichts sagende Einrede für den Augenblick verblüffen, umso mehr, da derselben, objectiv genommen, eine gewisse Berechtigung nicht abzuspochen ist. Allerdings soll man größere Mißstände vor den kleineren beseitigen und nicht in pharisäischem Dünkel Mücken seihen, während man Elephanten verschlingt. Allerdings ist es ein größeres Uebel, wenn es in einer Gemeinde mit der Sittlichkeit bergunter geht, als wenn der Gesang im Gotteshause den kirchlichen Vorschriften nicht entspricht. Aber es ist ebenso verkehrt, sich über geringere Fehler hinwegzusetzen und sich und andere damit zu trösten, dass es noch ärgere gibt, die noch nicht beseitigt sind. Man soll eben das eine thun und das andere nicht unterlassen. Derjenige, der kleine Fehler nicht achtet, und wäre es auch ein noch so geringer Verstoß gegen eine kirchliche Rubrik, wandelt auf gefährlichen Wegen, dem Schriftworte gemäß: Qui spernit modica, paulatim decidet. (Eccli. 19, 1.)

Salesianum bei Milwaukee.

Rector Josef Rainer.

XVIII. (Der Presbyter assistens bei Primizen.)

Nach Hartmann, Repertorium rituum, II. Bd., § 95, ist ein Assistent, welcher de jure den Prälaten und ex speciali privilegio den Dignitäten und Canonikern der Domkirche mit usus Pontificalium gebührt, auch dem Neopresbyter bei der Primiz ex usu legitimo gestattet.

Welche kirchliche Gewänder soll nun dieser Assistent tragen? Offenbar jene, die er sonst bei Pontifical-Functionen zu tragen hat. (Hartmann I. cit.) Diesbezüglich schreibt das Caeremoniale Episcoporum I. 1. c. 7. n. 1. und 3. für die Vesper und das Hochamt folgende Gewänder vor: Amictus super rochetto aut cotta, et super eo pluviale. Daher darf 1° der amictus nicht wegbleiben; 2° muß derselbe nicht unter, sondern über dem Rochett oder Chorrock getragen werden; 3° soll der schwarze oder rothe Ehrenragen des Talars entweder unter den Chorrock verborgen oder abgelegt werden, weil das Caer. Episc. vorschreibt amictum super rochetto aut cotta — et super eo pluviale. 4° darf der Assistent keine Stola tragen.; De Herdt (tom. 2. n. 60. II.) und Hartmann II. Bd., § 95, 1. betonen dies ausdrücklich, weil ja das Caerem. Episc. die Stola nicht erwähnt. — 1. m.

XIX. (**Wassersegnung beim Offertorium.**) Ist beim Offertorium das Kreuzzeichen, das bei Eingießung des Wassers in den Kelch die Rubrik vorschreibt, vor dem Gebete: Deus. qui humanae substantiae, oder während dieses Gebetes zu machen? Die Oration Deus. qui humanae ist vom Priester in demselben Moment anzufangen, in welchem er das Wasser segnet; er soll aber nicht zuerst das Wasser segnen und dann erst die Oration beginnen. So die S. R. C. am 12. August 1854 in Lucion. ad 25. —*.

XX. (**Priester-Krankenunterstützungs-Verein für Oesterreich-Ungarn und Deutschland.**) Das Senfkörnlein wird zum Baume. Klein war der Anfang des Priester-Krankenunterstützungs-Vereines vor 15 Jahren. Jetzt besitzt der Verein schuldenfrei drei Häuser (zu Meran, zu Görz und zu Ika bei Abbazia am adriatischen Meere) und gemäß dem letzten Jahresbericht ein Barvermögen von 140.000 Gulden. Die Gesamtheit der Gründer beläuft sich bereits auf 120, die der lebenslänglichen Mitglieder auf 1083 und die der beitragenden auf 1724. Der jährliche Beitrag beträgt einen Gulden. Durch einmalige Zahlung von 20 Gulden wird man lebenslängliches Mitglied. Aufnahmegesuche in eines der drei Priester-Pensionate sind durch die Ordinariate an das Präsidium des Priester-Krankenunterstützungs-Vereines zu richten. Lebenslänglicher Präsident des Vereines ist durch einstimmigen Beschluß der General-Versammlung vom Jahre 1891 der hochverdiente Gründer desselben, Herr Prälat Dr. Filip. Das Präsidium ist am Hauptsitze des Vereines in Görz. Der geringe Pensionspreis beträgt in allen drei Häusern in der Regel für Mitglieder 1 fl. 20 kr. pro Tag, für Nichtmitglieder 1 fl. 70 kr. Dabei ist die Kost gut und reichlich.

Wir wollten diese wenigen Zeilen in die Quartalschrift einrücken, damit der so wohlthätig wirkende Verein allgemeiner bekannt werde und bemerken schließlich, daß nicht bloß Priester aus Oesterreich-Ungarn und Deutschland in den Häusern des Vereines Aufnahme

finden, sondern auch Priester aus anderen Ländern, letztere allerdings nur soweit Raum vorhanden ist.

St. Florian.

Professor J. Weiß.

XXI. (Der Feuerbestattung ist die kirchliche Feier zu versagen.) Die S. Congregatio Inquisitionis hat durch Decret vom 19. Mai 1886 die Leichenverbrennung als einen „destabilis abusus“ bezeichnet und den Bischöfen aufgetragen, „ut ab eo gregem sibi concreditum totis viribus detereant“. Die Bischöfe Oesterreichs haben in ihrer Plenarversammlung im November 1891 demgemäß folgenden Beschluß gefaßt: „Es ist durchaus unzulässig, die Leichen vor der Verbrennung oder die Asche der Verbrannten kirchlich einzusegnen und ist daher in solchen Fällen jede kirchliche Feier zu versagen.“
Weiß.

XXII. (Nochmals der Schluss der Oration „Sancti Nominis tui“.)¹⁾ Bezüglich des Schlusses der Oration „Sancti Nominis tui“, welche nach der Vitanei vom heiligsten Namen Jesu gebetet werden muß, dürfte der Zweifel über die richtige Schlussformel noch nicht beseitigt sein. Unzweifelhaft schließt diese oratio, wie sie im Brevier und Messbuch für den Sonntag in der Frohnleichnamsoctav vorkommt, mit Per Dominum nostrum. Allein damit ist die Frage nicht entschieden, ob sie denselben Schluss nach der Vitanei vom heiligsten Namen Jesu habe. Die officiële und authentische Ablaßsammlung gibt in ihrer letzten sehr sorgfältig revidierten Ausgabe des Jahres 1886 die Schlussformel: Qui vivis et regnas in saecula saeculorum, augenscheinlich nicht, weil sie die der Ritus-Congregation unterstehende Form des Breviers und Messbuchs corrigieren wollte, sondern weil sie dem Gebetsformular des Breviers und Messbuchs mit der modificierten Anwendung auf den heiligsten Namen Jesus auch einen modificierten Sinn unterlegte und deshalb folgerichtig bei der Anwendung auf den Namen Jesus die Schlussformel ändern mußte. Die oratio des kirchlichen Officiums wendet sich einfachhin an Gott, daher bezeichnet dort das Nominis tui einfachhin den Namen Gottes und die Schlussformel muß lauten: Per Dominum nostrum. Allein die heilige Ablaß-Congregation nahm dieselbe oratio, um mit Nominis tui den Namen Jesus zu bezeichnen; darum mußte sie die Schlussformel Qui vivis etc. setzen. — Mindestens halte ich, bis nicht höhere Auctorität anders entschieden hat, die Fassung der heiligen Ablaß-Congregation für zulässig; ich würde sie selbst vorziehen, weil bei den mit Ablaß begnadigten Gebeten, zu denen die Vitanei vom heiligsten Namen nebst hinzukommenden Orationen gehört, schließlich die authentische Form der Ablaß-Congregation maßgebend ist.

Exaeten (Holland).

P. Augustin Lehmkuhl S. J.

¹⁾ Vgl. Quartalschrift 1892, Seite 217.

XXIII. (Zwei Grundsätze für geistliche Genossenschaften.) In einem österreichischen Benedictiner-Stifte trägt der Altar des Capitelssaales unter anderen folgende Inschriften: *Efficere monachos. qui — pii primum dein docti — et sibi et aliis prodesse possint. (Axioma Abbat.) — Nihil facere, quod si omnes facerent, corruptelam saperet. (Axioma Monachor.)* Diese Grundsätze gelten wohl auch anderwärts für Vorgesetzte und Untergebene, Rectores und Alumni. besonders in geistlichen Genossenschaften und Instituten.

Lambach. Novizenmeister P. Marcus Hummer O. S. B.

XXIV. (Mißbrauch der Kirchenböden zu profanen Zwecken.) Der „Kirchenschmuck“ von Rottenburg schreibt 1861 folgende fast für unmöglich zu haltende Thatfachen: „Küster und andere der Kirche nächstehende Personen, Kirchenpatrone und Stiftungsverwaltungen mißbrauchen die Kirchenböden und andere derartige Räumlichkeiten sehr häufig zum Aufschütten von Körnerfrüchten, als Trockenanstalten u. a. m. Es kommt sogar vor, daß die Kirchen seitens der Verwaltung förmlich verpachtet werden. Dieser Unfug ist um so tadelswerter, wenn, was meist der Fall ist, die oberen Räumlichkeiten der Kirche keinen eigenen Zugang haben. Alle diese Dinge müssen durch die Kirche getragen werden; dabei wird Kauf- und Verkaufsgechäft und anderer Unfug getrieben. Schon das natürliche und göttliche Gesetz widerstreitet dieser Profanierung; außerdem hat aber die Kirche ausdrückliche Verbote dagegen erlassen. Die Synodal-Statuten von Constanz vom Jahre 1609 z. B. bestimmen: „Die Dächer und oberen Räumlichkeiten der Kirchen und Kapellen sollen mit Haufen von Frucht, Holz oder andern profanen Vorräthen nicht belastet werden.“ (P. II. tit. XX. Nro. XVII.) Und das Wiener Provincialconcil (tit. IV. c. II.): „Certe tamen munda sint omnia, et aedituis hac de re diligenter invigiletur.“ Man hat sich gefragt: Wie war es denn doch möglich, daß der so feuersicher gebaute Dom in Salzburg so entsetzlich leiden mußte? Durch und durch prächtiges Kupferdach, schweres Eichengebälk und starkes Gewölbe auf dem massiven Mauerwerk? — Der Unterdachboden diente einem argen Mißbrauch, es war eine förmliche Niederlage von Bettzeug droben. Da war freilich ein Funken von der Spenglerpfanne her hinreichend. Weil bei der canonischen Visitation kaum eine Zeit erübrigt, auf das Gewölbe oder in den Thurm zu steigen, so hat der geborne Wächter, der Pfarrer, in selbsteigener Person eine öftere Visite auf dem Gewissen. Bei dieser Gelegenheit findet er vielleicht auch, daß es gewiß nicht gut ist, wenn dreihundertjährige Abfälle von Ziegeln u. dgl. das Gewölbe belasten oder Schindelhaufen und anderes unnöthige Holzwerk gar auf ein — Feuer warten. Warum, denn nicht lieber in den Ofen?

Lambach. Stiftscooperator P. Bernard Grüner O. S. B.

XXV. (Consecrationstag des Diöcesanbischöfes.)
Insequentia Dubia Sacrae Rituum Congregationi pro opportuna declaratione proposita fuerunt: nimirum:

I. Quando anniversarium consecrationis Episcopi accidentaliter impediatur festo mobili ritus Duplicis primae classis, transferendum est, an omittendum?

II. Quando idem anniversarium quotannis impediatur festo ritus pariter Duplicis primae classis quod diei affixum est, reponendum est an semper omittendum?

Et Sacra eadem Congregatio, ad relationem infrascripti Secretarii, rescribendum censuit:

Ad I. Negative ad primam partem: Affirmative ad secundam:

Ad II. Affirmative ad primam partem: Negative ad secundam.

Atque ita declaravit ac rescripsit.

Die 12 Deembris 1891.

Cajet. Card. Aloisi Masella, Praef.

Vinc. Nussi, Secretarius.

Wegen der Analogie hat dieses Decret sowohl für den Erwählungs- und Krönungstag des Papstes, wie auch in Oesterreich für den Geburts- und Namenstag des Kaisers Gültigkeit. Ebenfalls hat man nach ihm sich zu richten, wenn diese Tage durch den Palmsonntag, durch die Charwoche oder durch die Vigilien von Weihnachten und Pfingsten verhindert werden.

Wilten in Tirol.

Peter Anton Mverà.

XXVI. (Der Ruhegehalt richtet sich nach der Congrua der zuletzt innegehabten Seelsorgsstation.) Don Francesco Caleborta, Deficient in Trau, beanspruchte vom Unterrichtsministerium vom 1. Jänner 1886 an einen Ruhegehalt von 400 fl. und suchte denselben, nachdem er vom Ministerium abgewiesen worden war, durch das k. k. Reichsgericht zu erreichen, aber auch dieses wies mit Erkenntnis vom 21. Jänner 1892, Z. 8, die Beschwerde als im Geseze nicht begründet ab. Der Kläger stützte sich darauf, daß er in seiner letzten Station Odrug wie in den zwei früheren unabhängig von anderen Pfarrern, mit voller pfarrlicher Jurisdiction die Seelsorge ausgeübt habe und erst nach zwanzigjähriger Dienstzeit Deficient wurde, daher ihm nach Schema II des Gesetzes vom 19. April 1885 ein Ruhegehalt von mindestens 400 fl. gebüre. Allein aus diesem Schema ist zu entnehmen, daß die für einen selbständigen Seelsorger normierte Pension nur dann von einem Geistlichen in Anspruch genommen werden kann, wenn für die von ihm leztinnegehabte Seelsorgsstation die Congrua eines selbständigen Seelsorgers systemisiert war. Die letzte vom Kläger innegehabte Seelsorgsstation war jene von Odrug, welche nach dem Pfarr-Regulativ für Dalmatien eine exponierte Kaplanei von Trau bildete und wo keineswegs eine Congrua von 500 fl. systemisiert war, was auch der Kläger nicht behauptete oder nachwies. Aus den Acten ergab sich vielmehr, daß,

als er im Jahre 1879 in den Ruhestand trat, er nur den für Hilfspriester damals bestimmten Gehalt per 157 fl. 50 fr. erhielt, der dann im Gnadenwege später auf 300 fl. erhöht worden war.

Linz.

Msgr. Anton Pinzger, Domcapitular.

XXVII. (Eine Diöcese, welche die Zierde des Hauses Gottes liebt.) Das Linzer Diöcesanblatt Nr. 9 enthält eine Zusammenstellung über die seit dem Jahre 1861, wo die Kirchen-Vermögensverwaltung wieder in geistliche Hände übergieng, bis einschließlich 1890 für Kirchenbauten und Restaurierungen, Anschaffung von Paramenten gemachten Auslagen, die zum größten Theile (der neue Dom ganz) aus freiwilligen Beiträgen besfritten worden sind. Es wurden demnach in der genannten Periode verwendet:

1. Für 87 Thurm- und Restaurierungen an denselben	693.842 fl. ö. W.
2. Für innere Restaurierungen u. Kirchenbauten	1,848.356 " " "
3. Für neue Altäre u. Renovierung derselben	579.951 " " "
4. Für Gemäldefenster	176.782 " " "
5. Neue Orgeln und Reparatur derselben	243.564 " " "
6. Neue Kanzel	42.427 " " "
7. Kreuz Kreuzwege und Renovierung	108.517 " " "
8. Paramente und Geräthe	457.981 " " "
9. Glocken u. andere besondere Anschaffungen	502.098 " " "
10. Bau des Mariä Empfängnis-Domes sammt innerer Einrichtung	1,745.695 " " "

Zusammen . . . 6,399.213 fl. ö. W.

Ueberdies wurden in dieser Zeit kirchliche Stiftungen mit 1,471.183 fl. (darunter 13.000 fl. für Missionsstiftungen) fundiert. Diese Summen geben ein beredtes Zeugnis von der Opferliebe des Clerus und des gläubigen Volkes für die Zierde des Hauses Gottes, sowie von der tiefreligiösen Gesinnung eines Großtheils der 752.000 Seelen zählenden Diöcese Linz.

Msgr. Pinzger.

XXVIII. (Stempelpflicht der pfarr- und gemeinde-ämtlichen Bestätigungsclauseln auf Bittgesuchen um politische Dispens von Ehehindernissen oder Aufgeboten.) Ueber eine diesbezügliche gestellte Anfrage hat die k. k. Finanzdirection Linz unterm 13. Februar 1892, Z. 16.317/IX, folgende Anschauung ausgesprochen: Die Parteien haben derartige Gesuche selbst, unter eigenem Namen einzubringen, zu fertigen und mit den nöthigen Behelfen zu belegen. Zu diesen Behelfen gehören aber nicht die pfarr- oder gemeindeämtlichen Bestätigungen über die Wahrheit der geltendgemachten Gründe und Umstände. Sollten solche von der politischen Behörde benöthigt werden, so würden diese Bestätigungen von amtswegen eingeholt und hätten dann das Pfarramt oder die Gemeinde von amtswegen und ohne Verwendung eines Stempels zu berichten. Sollten es aber die Dispenswerber behufs

Beschleunigung der Erledigung vorziehen, sich die gedachten Bestätigungen, sei es in Form von dem Bittgesuche beigefügten Clauseln, sei es in Form von eigenen Certificaten, so müßten derartige Bestätigungen mit einem 50 kr.-Stempel, überschrieben mit der ersten Zeile des Textes, versehen sein.

Msgr. Pinzger.

XXIX. (Das Sammeln für kirchliche Zwecke fällt nicht unter den Begriff des Bettelns.) Anton J. und Anton S. sammelten, mit einer Beglaubigung des Pfarramtes Egg versehen, Gaben zur Herstellung der Filial- und Wallfahrtskirche in Kuresicef. Der Beglaubigung fehlte allerdings das Visum der Bezirkshauptmannschaft, enthielt jedoch den Hinweis auf die von der Landesregierung erteilte Bewilligung sammt den näheren Modalitäten. Diese beiden Männer wurden nun von der Gendarmerie verhaftet und das k. k. Bezirksgericht Oberlaibach verurtheilte sie wegen Uebertretung des § 2, Z. 1 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 zu je drei Tagen strengen, mit einem Fasttage verschärften Arreste. Begründet wurde das Erkenntnis lediglich damit, daß die Angeklagten in Oberlaibach am 5. März 1891 bettelten. Der Cassationshof hat nun, durch die von der Generalprocuratur zur Wahrung des Gesetzes erhobene Nichtigkeitsbeschwerde veranlaßt, mit Plenarentscheidung vom 29. Mai 1891, Z. 4872, zu Recht erkannt, durch das erwähnte Urtheil des k. k. Bezirksgerichtes Oberlaibach sei das Gesetz verletzt worden und es sei das Urtheil seinem ganzen Inhalte nach aufzuheben. — Schon sprachgebräuchlich bedeute „betteln“ eine Bitte um Almosen, d. i. um Gaben für den persönlichen Unterhalt. Das Sammeln von Gaben zu einem öffentlichen Zwecke (im vorliegenden Falle zu einer Kirchenherstellung) fällt daher an sich schon nicht unter den Begriff des Bettelns, sondern, wenn ohne behördliche Bewilligung unternommen, unter jenen des unbefugten Sammelns. War aber, wie im vorliegenden Falle, die Sammlung behördlich bewilligt, so begeht das Gericht durch Bethätigung einer Rechtsanschauung, wie die hier bekämpfte, einen Eingriff in das den politischen Behörden zustehende Recht, Sammlungen für inländische katholische Kirchen zu bewilligen.

Msgr. Pinzger.

XXX. (Die Einziehung eines Kirchenvermögens zum Religionsfonde zieht nicht die Erlöschung der darauf haftenden Lasten nach sich.) Die Pfarrkirche San Michele, ehemals Bestandtheil des aufgehobenen Augustiner-Conventes, wurde reparaturbedürftig. Das Cultusministerium entschied, daß der Religionsfond keine Verpflichtung habe, für die Instandhaltung dieser Kirche aufzukommen. Dagegen beschwerte sich die Gemeinde San Michele und wurde derselben vom Verwaltungs-Gerichtshofe laut Erkenntnis vom 25. November 1891, Z. 541, Folge gegeben. Es wurde nämlich erwiesen, daß die Kirche ursprünglich ein eigenes Vermögen besaß, welches aber dem Stifte incorporiert und seither nicht besonders verwaltet wurde. Alle Besitzer des aufgehobenen Conventes unter der

italienischen, bayerischen und österreichischen Regierung hielten sich für verpflichtet, die Kirchenbedürfnisse ohne Inanspruchnahme der Eingepfarrten zu bestreiten. Im Jahre 1878 gieng das gesammte Conventvermögen an den Religionsfond über. Der Augustiner-Convent war zweifellos zur Erhaltung der Kirche verpflichtet; diese Verpflichtung gieng auf den Rechtsnachfolger über; nach den canonischen Gesetzen ist nun das Kirchenvermögen in erster Reihe für Instandhaltung der kirchlichen Gebäude berufen und ist die Concurrenzpflicht nur eine subsidiäre, nämlich beim Mangel eines Kirchenvermögens. Nach dem gemeinen Kirchenrechte bleibt im Falle der Incorporierung einer Kirche und ihres Vermögens in eine geistliche Communität, diese aus dem Titel der Incorporierung verpflichtet und es wird das Gesamtvermögen dieser Corporation in Absicht auf die Instandhaltung der Kirche als Kirchenvermögen betrachtet. Die Kirchenrechtslehrer betrachten es dann als selbstverständlich, daß im Falle einer Sacularisirung einer derlei Ordensgemeinde den Erwerber ihres Vermögens als Rechtsnachfolger die gleiche Verbindlichkeit bezüglich der Erhaltung der Kirche treffe. Allerdings wurden bei Errichtung des Religionsfondes nur allgemeine Normen gegeben, nämlich daß die Einkünfte zur Beförderung der Religion und zum Besten des Nächsten zu verwenden seien, allein eine Abwälzung der auf den inkamerierten Vermögenschaften ruhenden Verpflichtungen ist auch nicht angeordnet worden, insbesondere wenn das eingezogene Vermögen concreten kirchlichen Zwecken gewidmet ist, deren Fortbestand staatlicherseits für nöthig befunden wurde. Das Hofdecret vom 27. März 1786 resolvierte über einen ähnlichen Fall, daß, da der Religionsfond das ganze Vermögen von dem aufgehobenen Kloster übernommen hat, derselbe auch die auf solchem haftenden Ausgaben zu bestreiten, somit die Pfarrkirche mit ihren Erfordernissen zu versehen und deren sarta tecta zu erhalten habe, dagegen ihm auch das jus patronatus zufällt, welches das vormal's bestandene Stift hatte. Msgr. Pinzger.

XXXI. (Welche Documente sind nothwendig zur Reconconciliation eines zur schismatischen Kirche abgefallenen Katholiken?) Maria B., ledige Verkäuferin, war vor fünf Jahren zur griechisch-orientalischen Kirche übergetreten, bat aber im April 1891 den Gefertigten um Aufnahme in die katholische Kirche. — Nebst dem römisch-katholischen Taufscheine war der betreffende Rathschlag des Wiener Magistrates und das Uebertritts-Certificat des griechisch-orientalischen Pfarramtes nothwendig, um das Ansuchen an den Ordinarius zu stellen, daß Maria B. in sinum ecclesiae wieder aufgenommen werden konnte. Bemerkenswert ist, daß der griechisch-orientalische Pfarrer die am 24. März 1858 geborene Maria B., die am 26. März 1858 römisch-katholisch getauft wurde, am 6. Februar 1886 im Beisein des Pathen Josef N. nochmals taufte. Also Wiedertaufe!

Wien.

Karl Krasa.

XXXII. (Nochmals zur Uebertragung des Sanctissimum am Gründonnerstage.) Wir haben im zweiten Hefte, Seite 488, unter Nummer L eine Zuschrift aus Bayern veröffentlicht, worin ein einfacheres Verfahren zur Uebertragung des Sanctissimum am Gründonnerstage als zulässig erklärt wird. Wir müssen nachträglich auf gestellte Anfragen hin unsere eigene Ansicht mittheilen. Wir halten jenes Verfahren nicht für zulässig, denn im Missale Romanum lautet die Rubrik (Feria V. in coena Domini nach dem Agnus Dei) ganz klar: . . . et ante ablutionem digitorum ponit Hostiam reservatam in alio calice. quem Diaconus palla et patena cooperit et desuper velum expandit etc. Und Benedict XIII. bestimmt im Memoriale Rituum (in minoribus ecclesiis parochialibus) im Titulus IV. Cap. II. § 1. n. 13 ganz deutlich: Alteram hostiam consecratam reponit in Calice, cooperit Palla et Patena inversa, et Velum desuper expandit. Demgemäß bestimmt auch das neue Rituale der Linzer Diöcese (Tom. II. pag. 18): Hostias reservandas Celebrans . . . in alio calice ponit, quem . . . palla et patena cooperit et expanso desuper velo, in medio altaris collocat. Wir finden nicht, daß diese Rubrik allgemein gehalten sei; sie lautet ganz bestimmt und läßt sich nicht anders deuten. Ersparnis von Umständlichkeiten ist kein genügender Grund, um ein so deutliches Gesetz umgehen zu dürfen. Dies unsere Meinung, die wir aus Versehen jenem Artikel im zweiten Hefte nicht gleich beigelegt haben.

XXXIII. (Freie Schweiz — auch in Ghesachen.) Eine Katholikin hatte in Basel einen Protestanten geheiratet. Die Formalität bestand in der Erklärung der Eheschließung vor dem Standesamte und in dem darauf vom Pastor vorgenommenen Trauungsacte. Als die Frau nach Jahren wieder katholische Luft athmete, kamen ihr Bedenken über die Gültigkeit ihrer Ehe. Ein Geistlicher, dem sie ihr Anliegen vortrug, redete etwas vorschnell von Concubinats u. s. w. Ein anderer, im Kirchenrechte wohlbewandelter Priester, zu dem sie in ihrer Bestürzung Zuflucht nahm, zerstreute ihre Bedenken, indem er zu verstehen gab, daß in der „freien“ Schweiz nicht so strenge Gesetze seien, als hier. Und er hatte nicht Unrecht; denn Veinz führt in seiner canonistischen Studie über „Ausdehnung und heutige Geltung der Ehevorschrift des Concils von Trient“ auf Seite 80 unter den Orten Europas, an welchen das tridentinische Ehe decret nicht verkündet ist, auch an „7. Helvetiae plures pagi inter quos Tigurum.“ Und Feyer (de imped. et dispensationibus matrimonialibus. Löwen 1885) sagt von der Schweiz: „imo in plerisque non fuit promulgatum; in nonnullis tamen viget pro catholicis ut Genevae; quamquam valida sunt in Helvetia universim matrimonia acatholicorum et mixta“ (Seite 212). (Vergl. auch Weber, Ehehindernisse, S. 344.)

Graz. Alois Stradner, f. b. Hofkaplan u. Ord.=Secretär.

XXXIV. (Wer ist Erbe nach einem ab intestato verstorbenen Deficientenpriester?) Die bestehenden Vorschriften machen zwischen activ angestellten oder nicht mehr activen Geistlichen keinen Unterschied. Es werden im Gegentheil die für Weltgeistliche bestehenden Vererbungs-Vorschriften ausdrücklich auch auf die quiescierten Pfarrer, die in weltlichen Anstellungen befindlichen Geistlichen und die bloßen Messeleser bezogen. (Stubenrauchs Commentar zu § 761 a. b. G. B.)

Stradner.

XXXV. (Serbische Ehevererber) bedürfen zur Verehelichung eine Bescheinigung der Heimatsbehörde oder des nächsten königlich serbischen Consuls bezüglich der Fähigkeit zur Abschließung einer Ehe im Auslande.

Stradner.

XXXVI. (Für die bayerische Braut eines Oesterreichers genügt statt des „Verehelichungs-Zeugnisses“ das gemeindeamtliche „Familien-Stands-Zeugnis“.

Das königliche Bezirksamt Passau hat mit Schreiben vom 2. Mai 1890 aus Anlaß eines speciellen Falles sich dahin ausgesprochen: „Das Verehelichungs-Zeugnis ist im Sinne der allegierten Gesetzesstellen (Verordnung des Minist. d. I. d. 9. März 1882, Z. 17.461, und Gesetz-Nov. d. 23. Febr. 1872) nur für den Fall gemeint und nothwendig, als eine Mannsperson in Oesterreich eine Ehe schließen will. Für die weiblichen bayerischen Staatsangehörigen dagegen ist ein Verehelichungs-Zeugnis nicht vorgeschrieben, sondern genügt das gemeindeamtliche Familienstands-Zeugnis, welches von dem zuständigen Pfarramte und der zuständigen Gemeindebehörde ausgestellt wird.“

Stradner.

XXXVII. (Nachahmenswert bei letztwilliger Verfügung eines Priesters über seine Leichenfeier.) Der Pfarrer von N. traf folgende letztwillige Entscheidung: Die bei meinem Begräbnisse anwesenden Priester sollen je drei Gulden bekommen; dafür entfällt ein gemeinsames Todtenmahl. Diese Anordnung erhielt die Billigung aller, da ja die Thatsache, daß bei solchen Anlässen horrende Forderungen von Seiten der Wirthe an die Verlassenschaft gestellt werden, als häufig vorkommend allen bekannt war.

Schlägl.

Novizenmeister Adrian Lichtenauer.

XXXVIII. (Der Katechet und die weltlichen Schulbücher.) Wohl nur ausnahmsweise kümmert sich ein Katechet um das Lesebuch seiner Katechumenen. Dies ist eben einmal nicht üblich, auch ist man anderweitig viel beschäftigt und denkt überhaupt nicht daran, wichtiges dahinter suchen zu sollen. Alle Bücher der modernen Schule aber athmen mehr oder weniger freimaurerischen, rationalistischen Geist. Es genügt nicht, daß der Katechet diese Bücher bloß einmal flüchtig durchlese, ob sie nicht etwa entschieden Unrichtiges enthalten, er soll sie gründlich kennen lernen, um beim Religionsunterricht zur rechten Zeit darauf Bezug nehmen zu können. Wer

es ernstlich versucht, wird bald finden, wie lohnend, aber auch nothwendig dies ist. Anknüpfungspunkte an Natur, Poesie, Geschichte u. finden sich überall leicht. Dieses Bezugnehmen auf den profanen Unterricht muß aber im allgemeinen ein unauffälliges und überhaupt maßvolles sein.

Walchensee (Bayern).

Pfarrvicar J. M. Weber.

XXXIX. (Ein sonderbarer Katholik.) Die Mischeheleute: Claudius, der augsbургischen Confession, Maria, der katholischen angehörig, segnete der Herr mit dem lebensschwachen Söhnlein Andreas, das in aller Schnelligkeit in der katholischen Kirche getauft wurde. Später commandierte Claudius ganz einfach: Andreas wird lutherisch erzogen. Mit vierzehn Jahren wurde Andreas confirmiert. Als er heiratete, schrieb ihn der Pastor in den Trauungsschein als augsburgisch ein, denn, sagte er, Sie sind ja lutherisch erzogen. Post multos annos will Andreas zur katholischen Kirche übertreten. Er legt der Anzeige an die Staatsbehörde, in welcher er den Austritt aus dem evangelischen Glauben meldete, seinen Trauschein bei und seinen katholischen Taufschein! Was geschah? Die weltliche Behörde erklärte: Andreas gehöre der katholischen Religion an, denn er habe bei seiner Trauung den Austritt aus der katholischen Kirche bei der staatlichen Behörde nicht angemeldet.

P. S. Die katholische Kirche bedankt sich für solche Katholiken.

Wien.

Karl Krafa.

XL. (Confession der Bevölkerung Niederösterreichs.)

Nach dem Ergebnisse der letzten Volkszählung hat Niederösterreich: 2,473.412 römisch-katholische, 2225 griechisch-unierte, 92 armenisch-unierte Einwohner. Ueberdies hat es 1356 Altkatholiken, 1654 griechisch-orientalische, 102 armenisch-orientalische, 43.370 evangelische Augsburger Confession, 7632 evangelische der helvetischen Confession, 19 Herrnhuter, 589 Anglikaner, 13 Menoniten, 98 Unitarier, 2 Lippowaner, 128.729 Israeliten, 35 Muhamedaner, 213 anderer Confession und 2258 Confessionslose.

Wien.

Karl Krafa.

XLI. (Pfarrer und Ortsschulrath.)

In Oberösterreich ist der Pfarrer von amtswegen berufen, die religiösen Interessen der katholischen Kinder im Ortsschulrathe zu vertreten. Kann nun der Pfarrer in einem einzelnen Verhinderungsfalle seinen Cooperator als Stellvertreter designieren? Der § 5 (alin. 1.) des Gesetzes vom 4. Jänner 1885 lautet: „Die religiösen Interessen der Jugend werden von Seite der katholischen Kirche vertreten durch den Pfarrvorsteher, in dessen Pfarrsprengel die Schule liegt, oder dessen Stellvertreter.“ Die Erläuterung zu diesem Gesetze, welche das bischöfliche Ordinariat herausgegeben hat (Diöcesanblatt 1885, Stück IV, pag. 24) sagt u. a.: „Durch die Aenderung dieses Paragraphen ist nun der Vorsteher der Pfarre berufen, im Ortsschulrathe die religiösen Interessen der Jugend in ihrer Gesamtheit, und nicht bloß

die des religiösen Unterrichtes zu vertreten, oder, wenn er verhindert wäre, durch seinen Stellvertreter vertreten zu lassen.“ Daraus ergibt sich die Berechtigung des Pfarrers, sich im Ortsschulrath vertreten zu lassen; und da weder im Gesetze, noch in der Anweisung der geistlichen Behörde ein Unterschied zwischen einer dauernden oder bloß vorübergehenden Verhinderung gemacht wird, auch das Recht: der Pfarrer kann auch für einen einzelnen Fall seinen Cooperator als seinen Stellvertreter in den Ortsschulrath entsenden. Bei einer dauernden Verhinderung wird allerdings die Anzeige des Pfarramtes an den Ortsschulrath und durch diesen an den Bezirksschulrath zu erstatten sein.

Lasberg.

Cooperator Leopold Bette.

XLII. (Ein Wörtlein im Canon der heiligen Messe, das man gar leicht übersehen könnte.) Nach dem Abschlusse des Concordates (1855) hat Kaiser Franz Josef I. den heiligen Vater Pius IX. um einheitliche Regelung der in Oesterreich für den Landesfürsten zu verrichtenden Gebete. Durch Decret der S. R. C. vom 10. Februar 1860 wurde dann unter andern folgendes angeordnet: In Missae canone nomen imperatoris adjicietur hac adhibita formula — et **pro** imperatore nostro N., — quae dicenda erit post mentionem factam Romani pontificis et episcopi dioecisani. Da die Worte des Canon genau so, wie die Kirche sie vorschreibt, zu recitieren sind, so darf man in obiger Formel das pro nicht auslassen. Es ist diese Präposition nicht bedeutungslos. Der Name des Landesherrn ist nicht einzufügen, wie der des Papstes und des Diöcesanbischofes; vielmehr muß derselbe vermittelt einer Parenthese eingeschaltet werden, so daß er grammatisch nicht von der vorausgehenden Präposition cum abhängig gemacht wird (una cum famulo tuo Papa nostro N. et Antistite nostro N.), sondern die eigene Präposition pro vor sich hat.¹⁾

St. Florian.

Professor Josef Weiß.

XLIII. (Eheschließungen Wehrpflichtiger.) Wiederholt sind Fälle vorgekommen, daß seitens politischer Behörden jedem Heiratswerber bis zum vollendeten 36. Lebensjahre aufgetragen wurde, sich bei dem betreffenden Pfarramte zuvor mit einer von der Bezirkshauptmannschaft ausgefertigten, mit einer Ein Gulden-Stempelmarke versehenen Bestätigung auszuweisen, daß gegen seine Eheschließung vom Standpunkte des Wehrgesetzes kein Hindernis obwalte. Gegen diesen Auftrag, der in Bezug auf die vorzunehmende Trauung auch Pfarrämtern ertheilt worden ist, haben die kirchlichen Behörden Einsprache erhoben und hat das k. k. Landesvertheidigungs-Ministerium denselben Folge gegeben und mittelst Erlass vom 27. Mai 1891 entschieden, daß dieser Vorgang im Grunde der Bestimmungen der

¹⁾ Vergl. hierüber Zeitschrift für katholische Theologie von Innsbruck 1892, zweites Heft, Seite 357.

§§ 40 und 61 des Wehrgesetzes vom 21. April 1889 nicht gerechtfertigt ist, insbesondere nachdem die Eheschließungen vom Standpunkte der Stellungspflicht, welche hier vorwiegend in Betracht kommt, gemäß § 50 des Wehrgesetzes in der Regel bis zum Austritte aus der dritten Altersklasse beschränkt sind.

Szweikow (Galizien).

Dr. J. U. Josef Schebesta.

XLIV. (Ein Wink für katholische Vereine betreffend die Mitgliederverzeichnisse.) Der Verwaltungsgerichtshof hat in seinem Erkenntnis vom 7. October 1891, Z. 3164, entschieden, daß Mitgliederverzeichnisse eines nicht politischen Vereines, wenn solche Verzeichnisse auch an die Vereinsmitglieder vertheilt werden, im Sinne des Vereinsgesetzes der politischen, beziehungsweise Polizeibehörde vorzulegen sind. Der betreffende Paragraph des Vereinsgesetzes vom 15. November 1867, R.-G.-Bl. 134, auf welchem dieses Erkenntnis fußt, ist der § 13, welcher so lautet: „Wenn ein Verein über seine Wirksamkeit Rechenschafts- oder Geschäftsberichte oder andere derartige Nachweise an seine Mitglieder vertheilt, so sind dieselben der im § 12 bezeichneten Behörde in drei Exemplaren zu überreichen; die Behörde kann hiezu den Verein mit Ordnungsstrafen bis zu 10 fl. verhalten“. —

Dr. Schebesta.

XLV. (Päpstliche Orden und deren Nichtrückgabe nach dem Tode des damit Decorirten.) Laut Verordnung des Justizministeriums vom 29. März 1892, Z. 6247, sind päpstliche Orden nach dem Tode des damit Beliehenen nicht zurückzustellen.

Dr. Schebesta.

XLVI. (Der akademische Doctorgrad und Wahlberechtigung.) Der Verwaltungsgerichtshof hat in seinem Erkenntnis vom 16. October 1891, Z. 3256, entschieden: Die Wahlberechtigung, gestützt auf den an einer inländischen Facultät erworbenen akademischen Doctorgrad, ist von der Steuerleistung unabhängig. —

Dr. Schebesta.

XLVII. (Ein katholischer Lehrerverein in Tirol.) Am 19. November 1891 fand zu Brigen die constituierende Generalversammlung des neu gegründeten katholischen Tiroler Lehrervereines statt, der, wie aus den vorliegenden Statuten zu ersehen ist, den Zweck hat, „unter voller Wahrung der katholischen Grundsätze im loyalen, patriotischen Sinne die Interessen der Volksschule und des Lehrerstandes zu fördern, die berufsmäßige Fortbildung der Lehrer und Katecheten zu unterstützen, und unter denselben den Geist einträchtigen Zusammenwirkens in der Schule zu pflegen“. Der Besuch der General-Versammlung zeigte zur Genüge, welch lebhaftes Interesse dem neuen katholischen Vereine in Lehrerkreisen allenthalben im Lande entgegengebracht wird.

Lasberg.

Cooperator Leopold Wetter.

XLVIII. (Von der Wirksamkeit des † Cardinal Manning.) Was ein einziger Mann im Leben Gutes und Großes

vollbringen kann, zeigt der nunmehr verstorbene Cardinal-Erzbischof Manning in London. In den letzten zwanzig Jahren wurden unter seiner Anregung und Leitung 1200 Kirchen und Kapellen, 90 Klöster, 322 weibliche Ordensconvente, 9 Priesterseminarien, 10 Collegien (höhere Lehranstalten), 30 Arbeiter-Genossenschaften und gegen 100 Wohlthätigkeits-Anstalten errichtet. Manning gründete auch den Verein zur Bekämpfung der Trunksucht, der über 100.000 Mitglieder zählt und nahm an fast allen Wohlthätigkeits-Bestrebungen Londons den regsten Antheil.

XLIX. (Rein Fest des heiligen Rodes.) Auf das Ersuchen um Gewährung eines eigenen Officiums und einer eigenen Messe erhielt der Bischof von Versailles folgende Antwort: „*Sacra haec Rituum Congregatio in periodico Coetu infrascripta die coadunata, ad relationem infrascripti Secretarii, omnibus mature perpensis, quoad petitum Officium cum Missa de S. Tunica D. N. J. C. rescribendum censuit: Non expedire. Non absonum erit meminisse quod in Basilica S. Petri de Urbe summa veneratione colitur Reliquia Vultus sancti ipsius D. N. J. C., quia de eo fiat Officium et Missa. Noluit enim Sacra Congregatio quidquam in casu decernere quod quaestionem implicet de verae Tunicae Dominicae authentica recognitione: prae oculis habendo illius possessionem de qua ab antiquis temporibus Trevirensis Ecclesia gloriatur. Quae dum pro mei muneris ratione significo, Eidem diuturnam ex animo felicitatem adprecior. Amplitudinis Tuae, Romae die 29. Maj 1885 Uti Frater. D. Card. Bartolinus S. R. C. Praef. Laurentius Salvati Secretarius.*

Wilsten (Tirol).

Peter Anton Alverà.

L. (Reverenz vor dem Allerheiligsten im Tabernakel.) Gelegentlich der in Danzig tagenden Generalversammlung der Katholiken Deutschlands schreibt der Redacteur des Deutschen Volksblattes: „Als Besonderheit sei noch angemerkt: alle in die Kirche Eintretenden, Männer, Frauen, jung und alt, machen vor dem Allerheiligsten nicht etwa eine einfache Kniebeugung (oder gar einen »Knix« oder ein Compliment), sondern lassen sich entweder auf einem oder beiden Knien ganz zur Erde nieder, beugen das Haupt tief, bekreuzen sich und verharren so eine oder gar mehrere Minuten in ganz ehrfurchtsvollster Haltung: ein rührender Anblick für den Süddeutschen“.

LI. (Die erste Oratio in der Missa quotidiana pro defunctis.) Kann in einer Missa quotidiana pro Defunctis die erste Oratio: Deus, qui inter apostolicos sacerdotes ausgelassen und dafür eine andere gewählt werden, z. B. jene, für welche der Priester appliciert? Die erste Oratio darf niemals geändert werden, sondern hat immer in der Missa quotidiana dieselbe zu sein, nämlich Deus, qui inter apostolicos, wie die S. R. C. die 16. Sept. 1865 in Tuscanen. n. 5355 verordnete.

LII. (Hat es vor der Sündflut geregnet?) Nein; die heilige Schrift sagt Gen. c. 2.: Non pluerat Dominus super terram . . . , sed fons ascendebat e terra. irrigans universam superficiem terrae. Erst nach der Sündflut setzte Gott seinen Regenbogen in die Wolken, wie zu lesen c. 9.: arcum meum ponam in nubibus, et erit signum foederis inter me et inter terram. Eine sehr interessante Abhandlung über den Zustand der Erde und ihrer Bewohner bis zur Sündflut ist zu finden im 12. Hefte 1891 der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“. Es wird da unter anderem auch gezeigt, daß die Geognosie mit obigem Sage der heiligen Schrift vollkommen übereinstimmt.

St. Florian.

Professor Josef Weiß.

LIII. (Eine Lehranstalt der biblischen Wissenschaften im heiligen Lande.) Die Dominicaner eröffneten im November vorigen Jahres in ihrem Kloster St. Stefano bei Jerusalem für den Clerus eine Lehranstalt der biblischen Wissenschaften, in welcher von den orientalischen Sprachen besonders die hebräische, assyrische und arabische gelehrt werden. Wöchentlich finden zwei Spaziergänge in Jerusalem und Umgebung statt, allmonatlich ein mehrtägiger Ausflug und jährlich eine Reise zu den biblischen Orten. Alles dieses im Interesse der biblischen Alterthumskunde.

LIV. (Kreuz auf dem Brote.) Es gibt Gebräuche, die einen schönen Sinn haben, den man aber oft gar nicht kennt oder wenigstens nicht beachtet. Solch ein Gebrauch ist, daß man, wenn man einen Laib Brot anschneidet, zuvor auf denselben das Kreuzzeichen macht. Der Sinn dieses Gebrauches ist anzudeuten, daß der gekreuzigte Heiland das Brot geheiligt hat, indem er in Gestalt des Brotes sich uns zur Liebesnahrung gibt. Ihm wird durch dieses Kreuzzeichen gehuldigt und zugleich liegt darin die Bitte, wenn sie auch nicht mit Worten ausgesprochen wird, daß Gott um seines Sohnes willen, der bei uns in Brotsgestalt weilt, auch uns das leibliche Brot zum Heile des Leibes und der Seele gedeihen lasse.

LV. (Frühjahrs-Pfarrconcurs in Linz.)¹⁾ I. Ex theologia dogmatica. 1. Quid et quotuplex est traditio? quomodo se habet ad s. Scripturam? 2. Quid est meritum supernaturale et quaenam conditiones requiruntur ad meritum de condigno?

II. Ex jure canonico. 1. Quaenam jura habet ecclesia in Scholas? 2. Quid et quotuplex est incorporatio beneficiorum et quomodo ecclesiae parochiales monasteriis incorporatae providentur? 3. Impedimenti cognitionis legalis seu adoptionis notio, divisio et effectus exhibeantur.

¹⁾ Es theilhaftigten sich elf Weltpriester und vier Regularen bei dem am 17. und 18. Mai abgehaltenen Concursegenen.

III. Ex theologia morali. 1. Praecipua peccata gravia contra II. praeceptum Decalogi enumerentur et explicentur. 2. An licet injustum vitae vel aliorum bonorum aggressorem occidere?

IV. Aus der Pastoraltheologie. 1. Wie sind Ratschüchtige und Ohrenbläser im Beichtstuhle zu behandeln? 2. Wie sollen die Rubriken des Trauungsbuches auf Grund der bischöflichen Verordnung (Pinzer Diöcesanblatt 1891, Nr. 20) ausgefüllt werden? Katechese: Wie sollen die sieben Gaben des heiligen Geistes in verständlicher und wirksamer Weise den Kindern erklärt werden? Predigt: auf den dritten Sonntag nach Ostern. Text: „Ihr werdet traurig sein, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Joann. 16, 20. Thema: Von den verschiedenen Arten der Traurigkeit im Leben des Christen und deren Beziehung auf das ewige Heil. (Eingang oder Schluß vollständig auszuarbeiten, Abhandlung nur zu skizzieren.)

Exegese. V. Ex paraphrasi biblica. Paraphrase des Evangeliums am Pfingstmontag. (Joh. E. 3, B. 16–21).

LVI. Oesterreichischer Katholikentag.

Vom 8. bis 11. August 1892 wird in Linz ein Katholikentag abgehalten, wozu Katholiken aus ganz Oesterreich-Ungarn und auch Deutschland geladen sind. Wer theilnehmen will, soll sich längstens bis 1. August mit genauer Adressangabe melden. Die Theilnehmerkarte kostet 2 fl. Wer einen gedruckten Bericht über Reden u. wünscht, zahlt noch 1 fl. darauf. Am 11. August findet ein gemeinsames Abschiedsmahl statt. Der Preis beträgt per Couvert ohne Wein 2 fl. Da hervorragende Redner auftreten werden, so dürfte der Katholikentag hohes Interesse bieten. Wir halten es für unsere specielle Pflicht, unsere hochgeehrten Leser hier ausdrücklich einzuladen.

(Das Inhalts-Verzeichnis von Broschüren und Zeitschriften mußte wegen Raumangel zurückgestellt werden; findet aber im nächsten Hefte Aufnahme. D. Red.)

Redaktionschluß 14. Juni 1892 — ausgegeben 15. Juli 1892.

LVII. I n s e r a t e.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — B. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bolanden, Konrad von, Der Teufel in der Schule.

Volkserzählung. **Dritte, verbesserte Auflage.** 12°. (VIII u. 216 S.)

M. 1.— = 60 fr.

Der Verfasser hat zu dieser Auflage ein begründendes Vorwort geschrieben.

Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre

von den

Kirchenrechtsquellen.

Eine Einleitung in das Studium des Kirchenrechts.

Von

Dr. Philipp Schneider

Professor der Theologie am Kgl. Lyceum zu Regensburg.

— Zweite (vollständige) Auflage. —

Gr. 8°. XII und 212 Seiten. — Preis M. 2.60 = fl. 1.56.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — B. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Arier, J. B., Das Studium und die Privatlectüre.

Seizehn Conferenzen, den Jünglingen des Bischöflichen Convictes zu Luxemburg gehalten. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 12°. (VIII u. 328 S.)

M. 2.— = fl. 1.20; geb. in Leinwand M. 2.80 = fl. 1.68.

Schwane, Prof. Dr. J., Dogmengeschichte. gr. 8°. Mit Approbation des hochwürdigen Herrn Erzbischofs von Freiburg.

Erster Band: Vornicänische Zeit. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (X u. 572 S.) M. 7.50 = fl. 4.50; geb. in Halbfranz M. 9.25 = fl. 5.55.

Früher sind erschienen:

Zweiter Band: Patristische Zeit (325—787 n. Chr.). (XII u. 1128 S.) M. 9.— = fl. 5.40.

Dritter Band: Mittlere Zeit (787—1517 n. Chr.). (XII u. 702 S.) M. 9.— = fl. 5.40; geb. in Halbfranz M. 10.75 = fl. 6.45.

Vierter Band: Neuere Zeit (seit 1517 n. Chr.) (X u. 416 S. M. 5.— = fl. 3.—; geb. in Halbfranz M. 6.75 = fl. 4.05.

(Das Werk bildet einen Bestandtheil unserer „Theologischen Bibliothek“.)

Stamminger, J. B., Zum Gedächtnisse Cardinal Hergenröthers. Rede, gehalten in der katholischen Gesellschaft „Union“ zu Würzburg am 23. November 1891. Mit dem Bildnisse Hergenröthers in Stichdruck. gr. 8°. (IV u. 40 S.) M. 1.— = 60 fr. — Der Ertrag ist für ein dem Vollendeten zu errichtendes Denkmal bestimmt.

Herder'sche Verlags-handlung, Freiburg i. Br. — S. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lamezan, P. J. v. (Priester der Gesellschaft Jesu), **Moisius-Predigten** über die Hauptmomente des Lebens. Dritte Auflage, besorgt von einem Priester derselben Gesellschaft. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (VIII u. 132 S. M. 1.20 = 72 fr

Meschler, M., S. J. **Die Gabe des heiligen Pfingstfestes.** Betrachtungen über den Heiligen Geist. Zweite, vermehrte Auflage. Mit Approbation des hochwürdigen Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (VIII u. 518 S.) M. 3.50 = fl. 2.10; geb. in Halbfranz mit Rothschnitt M. 5.— = fl. 3.—.

Men, G. **Vollständige Katechesen** für die untere Classe der katholischen Volksschule. Zugleich ein Beitrag zur Katechetik. Mit einem Anhang: „Der erste Reichtunterricht.“ Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg und mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Achte, neu durchgesehene Auflage. 8°. (XVI u. 484 S.) M. 3.— = fl. 1.80; geb. in Halbfranz M. 4.50 = fl. 2.70.

Schott, P. A., O. S. B., **Das Messbuch der heil. Kirche** (Missale Romanum) lateinisch u. deutsch mit liturgischen Erklärungen. Für die Laien bearbeitet. Dritte, vermehrte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und mit Erlaubnis der Ordensobern. Mit einem Stahlstich und drei Lichtdruckbildern. 16°. (XXXII u. 990 S.) M. 3.— = fl. 1.80; geb. in Halbfranz mit Rothschnitt M. 4.— = fl. 2.40; in Vochleder mit Rothschnitt M. 5.30 = fl. 3.18; in Vochleder mit Goldschnitt M. 5.50 = fl. 3.30; in Kalbleder m. Goldschnitt M. 6.70 = fl. 4.02.

Neuer Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Rempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hoehnd, J. A., **Das Officium defunctorum** nach dem Wortsinne und für das liturgische Verständniß erklärt. Mit bischöflicher Approbation. 8°. IV und 208 S. Preis brosch. M. 2.80 = fl. 1.68.

Andachtsübungen für die Mitglieder der Bruderschaft vom heiligen Erzengel Michael. Von einem kathol. Priester. Mit bischöflicher Approbation. Mit einem Stahlstiche. 16°. 84 S. Preis brosch 50 Pf. = 30 fr., gebd. in Leder-Zmit. 90 Pf. = 54 fr.

Niedel, A., **Messgebete** nach dem Inhalte der göttlichen Offenbarung für größere Kinder und Erwachsene. Mit bisch. Approb. 16°. 32 S. 10 Pf. = 6 fr.

Sententiae venerabilis Thomas a Kempis e libello de imitatione Christi pro singulis anni diebus selectae et in usum studiosae juventutis latino-graece editae. 16°. Roth- und Schwarzdruck. 124 S. Preis brosch. 90 Pf. = 54 fr., in Ganzleimwand gebd. M. 1.35 = fl. —.81, in Ganzleder gebd. M. 1.60 = fl. —.96.

Mettenleiter, Bernhard, **Das Harmoniumspiel** in stufenweiser gründlicher Anordnung zum Selbstunterrichte verfaßt und allen Freunden tieferster Musik gewidmet. Zweiter Theil. Hauptsächlich Compositionen zur Erbauung und für Geübtere enthaltend. Op. 34. Aufgenommen in den Cäcilienvereins-Katalog sub Nr. 630. Zweite, sorgfältig revidierte und vermehrte Auflage. IV und 164 S. Preis brosch. M. 3.— = fl. 1.80, in Halbleder gebd. M. 3.50 = fl. 2.10.

— **Zwei Pange lingua** für Sopran, Alt, Tenor, Bass und Orgel als Directionsstimme ad libitum. gr. 4°. Zweite Auflage. Preis M. 1.— = fl. —.60, jede Singstimme einzeln 10 Pf. = 6 fr.

Im Verlag von **Jel. Rauch** in **Innsbruck** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ignaz von Döllinger.

Eine Charakteristik

von

Dr. Emil Michael S. J.,

a. o. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck.

Zweite, vermehrte Auflage.

(8°. XIII und 600 Seiten.) — Mit einem Porträt Döllingers. — Preis 3 fl.

Verlag von Friedr. Zustet in Regensburg,

zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Soeben erschienen:

Cortie, M. L., S. J., P. Perry F. R. S., Jesuit und Astronom.

Sein Leben, sein Wirken und sein Tod. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von H. 8°. XVI u. 135 S. Geh. M. 1.40 = fl. —.84.

Franco, Secondo, S. J., Das päpstliche Decret „Quemadmodum omnium“, die Aufhebung der Gewissensrechenhaft u. a. betreffend, erklärt und begründet von Sec. Fr. (Lettere ad una Superiora Religiosa.) Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Anhang und Anmerkungen versehen von Max Huber S. J. Für Oberinnen, Obere,

die nicht Priester sind, und Klosterbeichtväter. Mit Erlaubnis der Obern. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. IV und 126 S. Geh. M. 1.20 = fl. —.72.

Goffine, des gottsel. Leonhard, Gebete. Gesammelt und zu einem vollständigen Gebetbuche ergänzt von P. Jos. Schneider S. J. Mit oberhirtlicher Genehmigung. 32°. XXXII und 335 S. M. 1.— = —.60, in Leinwandband mit rothem Schnitt M. 1.40 = fl. —.84, in Lederband mit Goldschnitt M. 2.— = fl. 1.20.

Horae Diurnae Breviarii Romani ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini restituti, S. Pii V. Pont. Max. jussu editi. Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recogniti. Editio secunda post typicam. In Quarto. XVI, 416, [192] u. (20) S. M. 8.— = fl. 4.80, in Halbhagrinband mit rothem Schnitt M. 11.— = fl. 6.60, in Leder mit Goldschnitt M. 15.— = fl. 9.—, in echtem Chagrin mit Goldschnitt M. 18.— = fl. 10.80.

Seeburg, Franz v., die Jünger und ihre Zeit. Ein Bilderzyklus. Unverkürzte Ausgabe des Originals. Dritte Auflage. Zwei Bände in 16°. I. IV und 422; II. 446 S. M. 4.80 = fl. 2.88, in zwei feinen Leinwandbänden M. 7.20 = fl. 4.32.

Ferner sei geneigter Beachtung empfohlen:

Cattaneo, P. Karl Ambrosius, S. J., Vorbereitung auf einen guten Tod. Frei nach dem Italienischen von Dr. Höhler, Domcapitular zu Limburg a. L. Mit bischöflicher Approbation. Nunmehr vollständig in drei Bänden in fl. 8°. Erster Theil (1888). 412 S. Zweiter Theil (1889). 444 S. Dritter Theil (1891). 444 S. Die drei Bände ungebb. M. 7.20 = fl. 4.32, in drei Halbhagrinbänden M. 9.— = fl. 5.40. Die Theile werden auch einzeln zu M. 2.40 = fl. 1.44 ungebb., M. 3.— = fl. 1.80 gebd. abgegeben.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Wien I. Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hammerstein, L. v., S. J., Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres, mit besonderer Rücksicht auf religiöse Genossenschaften. Erster Band: Vom ersten Adventssonntag bis zum Dreifaltigkeitssonntag. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Christi aus H. v. Dieß' Bibel-Atlas und einem Grundriss von Jerusalem zur Zeit des Todes Jesu. 8°. (XX u. 846 S.) M. 4.50 = fl. 2.70; geb. in Halbfranz mit Rothschnitt M. 6.40 = fl. 3.84.

Der unter der Presse befindliche zweite Band wird erstmals ein Sachregister und ein Verzeichniss von Betrachtungen über das göttliche Herz Jesu für die ersten Freitage des Monats enthalten.

Keller, Dr. J. A., Fünf Messandachten für die Schuljugend. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Adte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck. 32°. (144 S.) 25 Pf. = 15 fr.; geb. in Nr. 3: Kalbleder-Imitation mit Rothschnitt 40 Pf. = 24 fr.; in Nr. 11: Halbleinwand mit Buchdruck-Umschlag und Goldtitel 40 Pf. = 24 fr.

3. Auflage.	<p>Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.</p> <p>In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:</p> <p>Tierheimer, Dr. B. M., Kleine Anreden vor der heiligen Communion. Dritte, neu vermehrte Auflage. gr. 8°. (86 S.) Preis M. —.90 = fl. —.54, incl. Porto M. 1.— = fl. —.60.</p>	* Neu! *
	<p>Schenz, Dr. Wilh., Die priesterliche Thätigkeit des Messias, nach dem Propheten Jesaia. gr. 8°. (115 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90, inclusive Porto M. 1.60 = fl. —.95.</p> <p>Obige Festschrift aus Anlass und zur Gedächtnisfeier des 50jährigen Priesterjubiläums des hochw. Herrn Bischofs Ignatius von Regensburg hervorgegangen, darf als eine kostbare Perle in der egeistlichen Literatur bezeichnet werden und sollte daher in keiner priesterlichen Bibliothek fehlen.</p>	* Neu! *
	<p>Weber, Ant., Literas a Truchsesso ad Hosium annis 1560 et 1561 datas ex codice Augustano primum edidit atque annotationibus illustravit prooemio indiceque exornavit. gr. 8°. (123 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90, inclusive Porto M. 1.60 = fl. —.95.</p>	* Neu! *
2. Auflage.	<p>Zweiundvierzig kurze Leichenreden bei verschiedenen Anlässen. Herausgegeben von einem Priester der Diöcese Rottenburg. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8°. (109 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90, incl. Porto M. 1.60 = fl. —.95.</p>	* Neu! *

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. H. Denifle O. P. und F. Ehrle S. J. Mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft.

VI. Band. III. und IV. (Doppel-) Heft. gr. 8°. (IV u. S. 309—562.)

M. 12.— = fl. 7.20. Hiermit ist der VI. Band vollständig. gr. 8°.

(IV u. 562 S.) M. 20.— = fl. 12.—.

Erscheint in Bänden von je 4 Heften oder zwei Doppelheften. Preis pro Band M. 20.— = fl. 12.—; pro Heft M. 6.— = fl. 3.60, pro Doppelheft M. 12.— = fl. 7.20.

Das dritte und vierte (Doppel-) Heft ist auch apart erschienen u. d. T.:

Denifle, P. H., O. P. Die Statuten der Juristen-Universität Padua vom Jahre 1331. Zum erstenmal herausgegeben. gr. 8°. (IV u. 254 S.) M. 12.— = fl. 7.20.

Quartalschrift, Römische, für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. A. de Waal (für Archäologie) und Dr. H. Finke (für Kirchengeschichte).

Sechster Jahrgang 1892. Erstes und zweites (Doppel-) Heft. Lex.-8°. (S. 1—260 nebst 10 Tafeln in Heliotypie und 9 Illustrationen im Text. Preis des ganzen Jahrganges M. 16.— = fl. 9.60.

Erscheint in jährlich 4 Heften, jedes ca. 100 Seiten stark, mit Tafeln, meist in Heliotypie.

Wilpert, J., Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche. Nach den patristischen Quellen und den Grabdenkmälern dargestellt. Mit 5 Doppeltafeln und 3 Abbildungen im Text. Folio (VIII u. 106 S.) M. 18.— = fl. 10.80; geb. in Leinwand mit Rothschnitt M. 22.— = fl. 13.20.

Neuer Verlag von Friedr. Pustet in Regensburg,
zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Auer, J., (Opus 5.), Te Deum laudamus, 5 vocum. (Dem hochwürdigsten Herrn Bischof Ignatius von Regensburg zum 50jährigen Priesterjubiläum gewidmet.) Partitur M. 2.40 = fl. 1.44, 5 Stimmen (à 10 Pf.) 50 Pf. = 30 kr.

Compendium Antiphonarii et Breviarii Romani concinnatum ex editionibus typicis cura et auctoritate S. Rituum Congregationis publicatis. Cum privilegio. Editio stereotypica. Unveränderter Neudruck.

M. 3.80 = fl. 2.28.

— — Dasselbe, in Leinwandbd. m. rothem Schnitt „ 4.80 = „ 2.88.

— — „ in Halbhagrinband „ 5.20 = „ 3.12.

Diebold, Joh., (Op. 53). 25 Jesus-Maria-Josef- und Aloysiuslieder mit deutschen Texten. Ein- oder zweistimmig mit Orgel (Harmonium) oder für vierstimmigen gemischten Chor für Kirche, Schule und Haus, leicht ausführbar. gr. 8°. Partitur M. 1.20 = fl. —.72. Stimmen (à 40 Pf.) M. 1.60 = fl. —.96.

Schildknecht, J., (Op. 19.), Recitations-Kadenzzen. 178 Kadenzzen für die Orgel zum Gebrauche beim Recitieren. M. 1.60 = fl. —.96.

Stehle, J. G. Ed., Praeludia organi ad singulas partes cantus Gregoriani quem Graduale Romanum authenticum exhibet. — Vorspiele (Original-Compositionen in den alten Tonarten) über Choral-Motive zu den Introiten, Offertorien und Communionen des officiellen Graduale Romanum. In vielen Beiträgen. Querquart. M. 6.— = fl. 3.60.

— — Dasselbe in Halbhagrinband „ 8.— = „ 4.80.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — K. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gühr, Dr. R., Das heilige Messopfer dogmatisch, liturgisch und ascetisch erklärt. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünfte, verbesserte Auflage. gr. 8°. (XVI u. 734 S.) M. 7.— = fl. 4.20; geb. in Halbfranz M. 8.75 = fl. 5.25.

Bildet die III. Abtheilung der zweiten Serie unserer „Theologischen Bibliothek“.

Früher ist erschienen:

— **Die Sequenzen des römischen Messbuches** dogmatisch und ascetisch erklärt. Nebst einer Abhandlung über die Schmerzen Mariä. Mit fünf Bildern von Professor J. Klein. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 548 S.) M. 6.— = fl. 3.60; geb. in Halbfrz. M. 7.75 = fl. 4.65.

Bildet die IV. Abtheilung der 2. Serie unserer „Theologischen Bibliothek“.

Pastor, Dr. L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benützung des päpstlichen Geheim Archives und vieler anderer Archive. Lieferungs-Ausgabe. **Zweite Lieferung.** gr. 8°. (S. 97 bis 197.) M. 1.— = 60 fr. — Monatlich erscheint eine Lieferung.

Reich, L., S. J., Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein mit Rathschlägen und Gebeten zunächst für die gebildete Männerwelt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Sechste Auflage. Mit einem Stahlstich. 32°. (XX u. 568 S.) M. 1.— = fl. —.60; geb. in Leinwand mit Rothschnitt M. 1.45 = fl. —.87; in Leinwand mit Goldschnitt M. 1.70 = fl. 1.02; in Bockleder mit Rothschnitt M. 2.35 = fl. 1.41; in Bockleder mit Goldschnitt M. 2.50 = fl. 1.50; in Kalbleder mit Goldschnitt M. 3.40 = fl. 2.04.

Schmitt, Dr. J., Erklärung des kleinen Deharbe'schen Katechismus. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und des hochw. Herrn Bischofs von Mainz. Achte Auflage. 8°. (XII u. 286 S.) M. 2.20 = fl. 1.32; geb. in Halbfranz M. 3.40 = fl. 2.04.

In unserem Verlage erschien soeben:

PAPST LEO XIII.

Unseres heiligen Vaters Leo XIII. Leben.

Zweiter Theil.

Vom Beginne des Pontificates Seiner Heiligkeit bis auf die Gegenwart, im Anschluss an **Dr. Anton de Waals** gleichnamiges Werk bearbeitet.

265 Seiten mit 89 Illustrationen, wovon 12 Vollbilder und 19 Halbbilder. Lex.-8°. Broschiert M. 4.50 = fl. 2.70, einfach gebunden M. 5.75 = fl. 3.45, in prachtvollem Salonband M. 7.50 = fl. 4.50. Ausgabe auf Kupferdruckpapier: broschirt M. 5.50 = fl. 3.30, in Salonband M. 8.50 = fl. 5.10.

Wie in dem bis jetzt in circa **150.000 Exemplaren** verbreiteten ersten Theil dieses Prachtwerkes das Leben unseres heiligen Vaters bis zu seiner Thronbesteigung behandelt ist, so finden wir, daran anschliessend, in dem vorliegenden Werke die verdienstreiche Thätigkeit, das segensreiche Wirken unseres grossen Papstes vom Beginn seines Pontificates bis zur Gegenwart aufgerollt vor uns. — Das Werk ist entsprechend ausgestattet und wird sich ohne Zweifel einen ausgedehnten Leserkreis erwerben.

Münster i. W. (Deutschland).

Adolph Russell's Verlag.

Zeitschrift für kath. Theologie.

XVI. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 3 fl. ö. W.

Inhalt des erschienenen 1. Heftes:

- Abhandlungen.** E. Michael S. J., Döllinger. Eine Charakteristik, dritter Artikel S. 1.
 B. Felschlin S. J., Ueber den realen Unterschied zwischen Wesenheit und Dasein nach St. Thomas S. 82.
 Fr. Schmid, Gehört die Consecration beider Gestalten zum Wesen des eucharistischen Opfers? S. 97.
Recensionen. B. Hauréau, Les Poèmes latins attribués à S. Bernard (G. M. Dreves S. J.) S. 119.
 — A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. Bd. II u. III (A. Zimmermann S. J.) S. 129.
 — A. van Gestel S. J., De justitia et lege civili (J. Selltrainer) S. 136.
 — A. M. Weiß O. Pr., Die Entstehung des Christenthums (G. Hurter

S. J.) S. 137. — Ch. van Duerm S. J., Vicissitudes politiques du pouvoir temporel des Papes (L. Schäfer) S. 144. — Rolands (Alexander III.) Sentenzen hg. von A. Giesl O. Pr. (Fr. Ehrle S. J.) S. 147. — P. Gasparri, Tract. can. de matrimonio (F. X. Wernz S. J.) S. 151. De Angelis, Praelect. jur. can. tom. IV (ders.) S. 160.

Analekten. Zum Dogma der zeitlichen Welt schöpfung (F. A. Stentrup S. J.) S. 163. — Die Priesterehe in der orientalischen Kirche (N. Nilles S. J.) S. 174. — Ein protest. Religionsbegriff. (B. Rinz S. J.) S. 177.
 Kleinere Mittheilungen, besonders aus der ausländischen Literatur S. 186.
Literarischer Anzeiger Nr. 50 S. 1*.

Inhalt des soeben erschienenen 2. Heftes:

- Abhandlungen.** E. Michael S. J., Döllinger. Eine Charakteristik, vierter Artikel S. 193.
 M. Limbourg S. J., Ueber die potentia obedientialis S. 231.
 D. Braun, Die Eschatologie in den syrischen Kirchen S. 273.
Recensionen. M. Manitius, Geschichte der christlich-lateinischen Poesie. (G. M. Dreves S. J.) S. 313.
 — E. Hardy, Der Buddhismus (G. Hurter S. J.) S. 316. — J. Freisen, Geschichte des canonischen Eherechts (J. Biederlad S. J.) S. 326.
 — St. Weissel S. J., Des heiligen Bernward Evangelienbuch zu Hildesheim (E. Michael S. J.) S. 328. — Ch. van Duerm S. J., Vicissitudes politiques du pouvoir temporel des Papes (L. Schäfer) S. 330.
 — M. Stiglic, Geistliche Betrachtungen (F. Brxi S. J.) S. 333.
Analekten. Ueber das Tischcompliment: Wünsche wohl zu speisen! (N. Nilles S. J.) S. 336. — Die

Tischlesung und deren Ersatz in der griechischen Kirche (ders.) S. 344. — Die kritische Lage der engl. Staatskirche (A. Zimmermann S. J.) S. 352. — Feixe über das imped. aetatis (F. X. Wernz S. J.) S. 355. — Der Name des österr. Kaisers im Messcanon (J. Biederlad S. J.) S. 357. — Friedrichs Neubearbeitung des „Janus“ (E. Michael S. J.) S. 359. — „Selbstverständliches“ über den Primat (ders.) S. 364. — Die Rolle Rogarets beim Attentat auf Bonifaz VIII. (ders.) S. 367. — Zusammenhang zwischen 18. Juli und 20. September 1870 nach Döllinger (ders.) S. 372. — Zur Chronologie der Päpste (ders.) S. 374. — Wann kam Martin I. nach Constantinopel? (ders.) S. 375. — Eine schamlose Fälschung Döllingers (ders.) S. 380. — In Sachen der formlosen Ehen (N. Nilles S. J.) S. 384.

Literarischer Anzeiger Nr. 51. S. 9*.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — B. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Acta et Decreta sacrosancti Oecumenici Concilii

Vaticani. Cum permultis aliis documentis ad Concilium ejusque historiam spectantibus. *Auctoribus presbyteris S. J. e domo B. V. M. sine labe conceptae ad Lacum.* Cum approbatione Revmi Archiep. Friburgensis. gr. 4^o. (XX S. u. 1942 Col.) M. 26.— = fl. 15.60; geb. in Halbfranz mit Rothschnitt M. 30.— = fl. 18.—. — Bildet den VII. Band der „Acta et Decreta sacrorum Conciliorum recentiorum, Collectio Lacensis“ (VII Bände. M. 124.50 = fl. 74.70, geb. M. 149.50 = fl. 89.70) und erscheint auf vielseitig geäußerten Wunsch in dieser *Separat-Ausgabe*.

„Dieser Band . . . ist die reichhaltigste Sammlung von Actenstücken zum Vaticanischen Concil, die es bis jetzt gibt, soviel ich sehe, durchaus correct gedruckt, mit ausführlichen Registern versehen, überhaupt mit dankenswerter Sorgfalt edirt.“

(Theol. Literaturzeitung v. Dr. Harnack u. Dr. Schürer.)

„Wollen wir nun kurz die Vorzüge des vorliegenden Bandes zusammenfassen, so zeichnet sich derselbe aus durch die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des gebotenen Materials, durch die Neuheit des Inhaltes wie die Sorgfalt in der Correctur. Das Personen- und Sachregister ist geradezu mustergiltig, die Ausstattung entspricht dem Werte des Werkes, der Preis ist für einen solchen Band gewiss sehr billig.“

(Zeitschrift für katholische Theologie.)

Hervorragende Predigtwerke.

Predigten über das christliche

Leben. Missions- und Exercitien-Predigten.

646 S. in 8^o. Brosch. M. 5.— = fl. 3.—.

Von P. Leonard
Wörnhart, O. S. F.

Exhorten an die Tertiaren des

heil. Franciscus. Neue Reihe.

268 S. in 8^o. Brosch. M. 2.— = fl. 1.20.

Mit Approbation des
hochw. erzbischöfl.
Ordinariates
München-Freising.

„Diese Predigten gehen nicht den gewöhnlichen Weg. Es spricht sich in ihnen eine aussergewöhnliche Innigkeit und Eindringlichkeit aus . . .“

(St. Bened. Panier 1891. 12. Heft.)

Predigten auf die Sonn- und Festtage

des
katholischen Kirchenjahres von Dr. **W. K. Reischl**,
w. bischöfl. geistl. Rath und Professor.

Zweite unveränderte Ausgabe. 2 Bände. 934 Seiten 8^o. M. 9.— = fl. 5.40.

„Was irgendwo von diesen Vorträgen gesagt ist, dass sie sich nach Form und Inhalt über das erheben, was einem an Predigtsammlungen und Zeitschriften begegnet, ist wahr. Reischl zeigt sich darin als frommer Priester von reicher Wissenschaft.“

(„Bamb. Pastorabblatt.“)

Früher erschien:

Katechetische Predigten über den heil. Glauben,
den heil. Geist und die Tugend von **B. Gaile**, Pfarrer.

2. Ausgabe. 269 S. 8^o. M. 1.20 = fl. —.72.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — F. Herder, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frage, Die sociale, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach“. 8°.

3. Heft: **Vachtler, M.**, S. J., Die Ziele der Socialdemokratie und die liberalen Ideen. (IV u. 76 S. 70 Pf. = 42 fr.

4. Heft: **Lehmkuhl, J.**, S. J., Die sociale Noth und der kirchliche Einfluss. (IV u. 80 S.) 70 Pf. = 42 fr. — Früher ist erschienen:

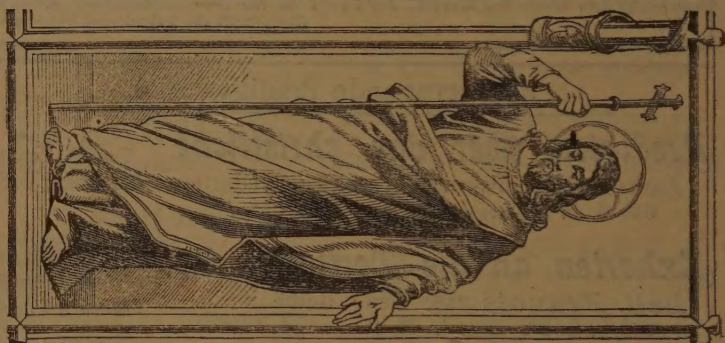
1. Heft: **Meyer, Th.**, S. J., Die Arbeiterfrage und die christlich-ethischen Socialprincipien. (IV u. 126 S.) M. 1.— = 60 fr.

2. Heft: **Lehmkuhl, J.**, S. J., Arbeitsvertrag und Strife. (IV u. 56 S.) 50 Pf. = 30 fr. — (Jedes Heft ist einzeln käuflich.)

Beißel, St., S. J., **Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland** während der zweiten Hälfte des Mittelalters. (54. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“. gr. 8°. (VII u. 144 S.) M. 1.90. = fl. 1.14.

Bildet die Fortsetzung zu der 1890 erschienenen Schrift desselben Verfassers:

— **Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts.** (47. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“. gr. 8°. (VIII u. 148 S.) M. 2.— = fl. 1.20.



Im Verlage von **Beniger & Co.** in
Einfriedeln (Schweiz) und Waldshut (Baden)
erscheint soeben in

neuer vollstetiger Ausgabe:

Das Leben

Jesus Christus

und seiner jugendlichen Mutter

Maria.

Dargestellt von **L. G. Auguster**, Regens.

Prachtwert von 1064 Quadratheilen
reich illustirt.

Vollständig in 20 Lieferungen zum Preise
à 40 Pf. = 50 Grs.

Mit Brail's-Buchstabe der Einband-Decke.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen
des In- und Auslandes.